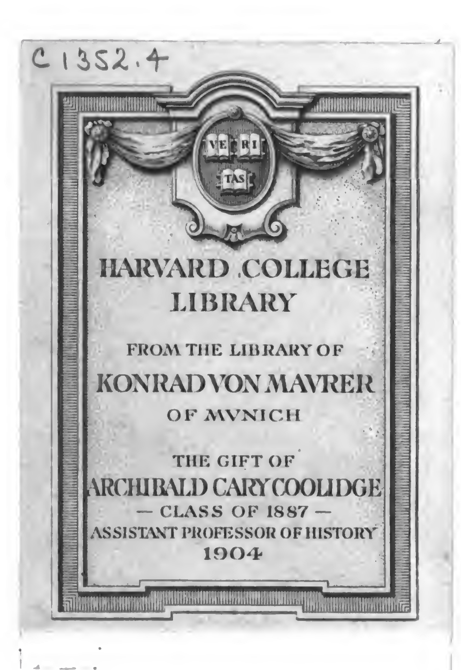


Oberkonsistorialpräsident D. Adolf von Stählin

Otto Stählin, Adolf von Stählin





Jos. Albert repr.

D. Adolf von Stählin.

Oberkonsistorialpräsident

D. Adolf von Stählin.

Ein Lebensbild

mit einem Anhang von Predigten und Reden

herausgegeben

von

Dr. Otto Stählin,
Gymnasiallehrer in Nürnberg.

Mit einem Bildnis.



München 1898
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck.

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Vorwort.

Nach dem Tode eines bedeutenden Mannes läßt man gern das Leben des Verstorbenen noch einmal an dem geistigen Auge vorüberziehen. So schien es in besonderem Maße bei Oberkonsistorialpräsident von Stählin eine schöne und lohnende Aufgabe zu sein, seine Entwicklung zu verfolgen, seinem Lebensgang, der ihn aus engen, gedrückten Verhältnissen heraus zu hoher, leitender Stellung führte, nachzugehen, die mancherlei Züge seines Wesens zu einem einheitlichen Bilde zusammenzufassen.

Die erste Anregung zu der vorliegenden Biographie gab die Aufforderung, für die Allg. Evang.-Luther. Kirchenzeitung einen Nekrolog auf Stählin zu schreiben. Aber bald ergab sich aus der großen zur Verfügung stehenden Menge von Briefen, aus den, wenn auch nicht umfangreichen, so doch sehr zahlreichen Publikationen des Verstorbenen, aus seinen gedruckten Predigten und Reden, und nicht zum wenigsten aus der eigenen Erinnerung eine solche Fülle von Stoff, daß für den Artikel in der Kirchenzeitung, obwohl er den gewöhnlichen Umfang solcher Nekrologe bedeutend überschritt, nur ein Teil des gesammelten

Materials verwendet werden konnte. Zudem wird ja die Kirchenzeitung fast nur von den Geistlichen gelesen; das Lebensbild Stählins möchte sich aber auch an die nicht theologisch gebildeten Glieder der bayerischen Landeskirche wenden, in welcher der Verstorbene ja nicht nur den höchsten Rang bekleidete, sondern auch der allgemeinsten Liebe und Verehrung in seltenem Maße teilhaftig war. Namentlich aber möchte das Büchlein in den Gemeinden, in denen Stählin als Prediger und Seelsorger wirkte, die Erinnerung an ihn wieder lebendig werden lassen.

Stählin hat oft und gern bekannt, was den Mittelpunkt und die Kraft seines Lebens bildete. Es ist vielleicht das Wertvollste an seinem Lebensgang, zu sehen, durch wie schwere Kämpfe er zu seinem Standpunkt gelangte und wie viel Schweres ihm sein Glaube tragen half. Mögen sich daran recht viele, die wie er um einen sicheren Glaubensgrund kämpfen müssen, stärken und erbauen!

Die Auswahl der im Anhang beigegebenen Predigten und Reden des Verstorbenen erfolgte unter dem Gesichtspunkt, daß dieselben dazu beitragen sollen, das Bild Stählins den Lesern lebendig zu machen. Es sind daher solche gewählt, die für seine Persönlichkeit, seine Predigtweise, seine religiöse Grundanschauung besonders charakteristisch sind. Leider standen, abgesehen von einigen Probepredigten aus der Kandidatenzeit, keine Predigtmanuskripte zur Verfügung. Es mußten daher bereits gedruckte Predigten noch einmal zum Abdruck gebracht werden. Mag auch mancher Leser dieser Erinnerungsblätter die eine oder die andere Predigt selbst mit angehört oder bereits früher gelesen haben, so wird viel-

leicht gerade das Lesen der bereits bekannten Predigt die Erinnerung an den Verstorbenen besonders lebhaft werden und sein Bild lebendig vor die Seele treten lassen. Auch die beigegebene Reichsratsrede über das Placetum Regium soll vor allem eine Seite von Stählins Thätigkeit veranschaulichen; sie ist übrigens für seine ganze Redeweise lehrreich.

Das Bildnis Stählins, welches auch seine äußere Erscheinung in der Erinnerung festhalten möchte, stammt aus dem Jahre 1885.

Nürnberg im Dezember 1897.

Dr. Otto Stählin.

Inhaltsverzeichnis.

Biographie.

Anhang ausgewählter Predigten und Reden.

I.

Entwicklungsjahre.

Der Familienname Stählin findet sich ziemlich häufig in Süddeutschland, besonders in Württemberg, in Baden und in der Schweiz, wenn auch auf verschiedene Weise geschrieben. Der bayerische Zweig des Geschlechtes stammt von Memmingen. Hier lebten schon seit der Reformationszeit mehrere Familien dieses Namens, deren Glieder teils als Handwerker, teils als Geistliche und Beamte angesehene Bürger der freien Reichsstadt waren. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebte dort Jakob Stählin, Rats- und Gerichtsprokurator der Stadt. Unter seinen Söhnen zeichnete sich der 1781 geborene Martin durch geistige Begabung aus. Er erhielt seine erste Bildung auf der Memminger lateinischen Schule, welche damals Lyceum hieß und ihre Schüler bis zur Universität vorbereitete. Für das Vertrauen, das seine Lehrer auf ihn setzten, ist es bezeichnend, daß er als Schüler der Oberklasse bei einer Erkrankung des Rektors Bäßler längere Zeit selbst den Unterricht seiner Mitschüler leiten mußte. Im Jahre 1801 bezog er die Universität Jena, um dort Theologie und Philologie zu studieren. Freilich wurde damals den Hörern der Theologie wenig kräftige Nahrung geboten; doch herrschte sonst

gerade in Jena ein sehr reges geistiges Leben und sittliches Streben, an dem sich Martin Stählin mit dem größten Eifer beteiligte. Namentlich war er ein begeisterter Schüler des Philosophen Schelling, dessen Vorlesungen er nicht nur in Jena, sondern später auch in Würzburg hörte. Außerdem pflegte er eifrig die klassischen Studien und erwarb sich eine sehr umfassende allgemeine Bildung. Auf großen Fußwanderungen lernte er während der Ferien einen großen Teil Norddeutschlands kennen, so daß er später seinen Kindern viel aus eigener Anschauung erzählen konnte. Nachdem er seine Studien auf den Universitäten Jena, Altdorf und Würzburg vollendet und das theologische Examen in Ulm bestanden hatte, war er längere Zeit im philologischen Lehramte thätig, zuerst als Konrektor in Nördlingen, dann als Oberprogymnasiallehrer an der Studienanstalt bei St. Anna in Augsburg, schließlich von 1813—1821 als Subrektor der Memminger Lateinschule, zu deren Reorganisation er von Augsburg aus berufen worden war. Besonders in letzterer Stellung erntete er viel Achtung und Liebe, da er in der That eine große Lehrgabe mit umfassenden Kenntnissen verband. Ein lehrhafter Zug blieb ihm auch sein ganzes Leben hindurch eigen und trat vor allem in seinen Briefen hervor. Noch in Augsburg hatte er sich verheiratet; doch war seine Frau, eine geborene Schäzler, nach mehrjähriger Kränklichkeit in Memmingen gestorben. Eine Tochter blieb aus dieser Ehe zurück. Als er im Jahre 1821 zum Pfarrer in Schmähingen bei Nördlingen ernannt worden war, vermählte er sich daher in zweiter Ehe mit Ida Brack, der Tochter des Memminger Kantors Thomas Brack. Nachdem dieser Ehe im Jahre 1822 ein Mädchen entsprossen

war, wurde am 27. Oktober 1823 Adolf Stählin in Schmähingen als der erste Sohn geboren.

Seine Knabenjahre verlebte dieser in Westheim am Hahnenkamm, wohin der Vater schon 1825 versetzt worden war. Im frohen Verkehr mit den Geschwistern — zu den beiden älteren Schwestern hatten sich bald jüngere Brüder und Schwestern gesellt — verlebte der Knabe hier eine heitere Jugend. Durch die Ökonomie der Eltern sowie durch den damals üblichen Kleinzehnten kamen die Pfarrerskinder viel in Berührung mit den Dorfbewohnern, welche bald die ganze Pfarrfamilie lieb gewannen und ihr später große Anhänglichkeit bewiesen. Mit den Dorfkindern tummelten sich die Pfarrersknaben viel auf den Feldern und in den Wäldern. In dem Dorfbache wurde gefischt und die geringe Beute mit Jubel heimgebracht. Ein junger Marder, der gezähmt worden war und auf den Namen Rapax hörte, war eine Zeit lang der Spielgenosse der Knaben und machte ihnen soviel Spaß, daß er in der Erinnerung noch lange fortlebte. Zweimal war Adolf als Knabe in großer Lebensgefahr: einmal ging ein Getreidewagen über ihn weg, ohne jedoch den Knaben zu beschädigen; ein andermal wurde er von einem Pferde auf das Hofpflaster herabgeschleudert, wobei er eine sehr tiefe Wunde am Kopfe erlitt, deren Narbe das ganze Leben hindurch zu sehen war.

Im ganzen wurde den Knaben viel Freiheit gelassen; aber im Pfarrhause selbst herrschte große Einfachheit und strenge Zucht. Der Vater, der selbst ungemein thätig und geistig rege war, hielt auch seine Kinder von früher Jugend zur Arbeit an. Sein vielseitiges Wissen und seine Erzählergabe ermöglichte es ihm, den Kindern schon frühe

viel Wissenswertes mitzuteilen. Wie sorgsam er die Entwicklung jedes einzelnen seiner Kinder überwachte, zeigen eine Menge Aufzeichnungen, die er über ihren Entwicklungsgang gemacht hat. Als die Söhne nach und nach das Elternhaus verließen, blieb er durch sehr regen Briefwechsel mit ihnen im Verkehr und wurde nicht müde, sie zu allem Guten zu ermahnen. Wie gewissenhaft er es mit diesem Briefwechsel nahm, kann man daraus ersehen, daß er auf jedem, auch dem kleinsten Briefe eines seiner Kinder genau den Tag der Ankunft und der Beantwortung verzeichnete und diese Briefe alle sorgfältig aufbewahrte. So kommt es, daß noch jetzt die meisten der Briefe erhalten sind, welche Adolf Stählin und seine Brüder während ihrer Gymnasialzeit heimgeschrieben haben. Auch die Mutter war eine sehr gebildete Frau. Sie war vor ihrer Verheiratung Erzieherin in einer adeligen Familie gewesen. Sie pflegte auch die Künste des Harfenspiels und der Malerei. Es ging ein veredelnder Einfluß von ihr aus, und stets ist sie ihren Kindern ein Muster selbstverleugnender Liebe und treuester Pflichterfüllung gewesen.

Als Adolf das schulpflichtige Alter erreicht hatte, begann der Vater ihn selbst zu unterrichten, statt ihn in die geringe Dorfschule zu senden. Bald kam zum Unterrichte in den Elementarfächern auch der in den Anfangsgründen der lateinischen und französischen Sprache. Doch dauerte dieser Unterricht nicht sehr lange. An Pfingsten 1833 kam Adolf zu den Großeltern Brack nach Memmingen, um die lateinische Schule zu besuchen. Die Verhältnisse dort waren jedoch für den Knaben nicht recht günstig. Die Großeltern scheinen der Lebhaftigkeit und dem Mutwillen des Knaben nicht gewachsen gewesen zu sein, und auch die

Lehrer verstanden es nicht, seiner Eigenart gerecht zu werden. So war es ein Glück, daß er schon im Herbst 1834 auf die Lateinschule des Wilhelms-Gymnasiums in München kam. Er wohnte hier bei seinem Onkel, dem Landschaftsmaler Heinrich Adam. Die neuen Verhältnisse, die erwachende Selbstbesinnung, die ernsten Ermahnungen des Vaters, der Brief auf Brief mit guten Lehren und Ratschlägen nach München sandte, brachten den Knaben in ein neues Geleise. Ein ungeheurer Eifer und Fleiß erwachte in ihm. So gelang es ihm in kurzer Zeit, die großen Lücken seiner Kenntnisse auszufüllen und sich vom letzten Platze, den er zuerst eingenommen hatte, in mehreren Fächern zum ersten emporzuschwingen. Schon in diesem Jahre stand der Entschluß bei ihm fest, einst den Beruf seines Vaters zu ergreifen. Auch in München blieb er nur ein Jahr. Im Herbste 1835 wurde er in das Kollegium bei St. Anna in Augsburg aufgenommen. Es ist dies eine evangelische Erziehungsanstalt, welche im Jahre 1582 von edlen Augsburger Bürgern gegründet worden ist, damit sie durch Heranbildung talentvoller Schüler eine Pflanzschule für das geistliche Amt und eine Grundsäule der evangelischen Kirche sein und bleiben solle. Nach längerem Verfall ist die Anstalt im Jahre 1829 wieder neu eingerichtet worden und hat seitdem vielen Eltern die Erziehung ihrer Söhne erleichtert und der Kirche und dem Staat manchen wackeren Diener herangezogen. An dem St. Anna-Gymnasium, das die Zöglinge des Kollegiums besuchen, wirkten damals treffliche Lehrer, die den Eifer des Jünglings zu nähren und in die richtigen Bahnen zu leiten wußten. Namentlich gedachte Stählin stets mit Dankbarkeit des philosophisch und historisch reich gebildeten

Dorfmüller, der zuerst ihm die Geschichte zum Lieblingsfache machte, des liebenswürdigen Richter, der dem strebsamen Schüler seine Bibliothek öffnete, des feinsinnigen Ahrens, der ihn für die Mathematik begeisterte, vor allem aber des kraftvollen Mezger, des späteren Rektors der Anstalt, der alle Kräfte seiner Schüler aufs höchste anspannend, ihnen das Lustgefühl eigener Kraft zu schmecken gab. So verflossen die fünf Jahre, die Stählin im Kolleg zubrachte, unter angestrengtester Arbeit. Die regelmäßige Arbeitszeit des Kollegs wurde treulich ausgenützt: wenn abends um 10 Uhr der Inspektor Oppenrieder in den Studiersaal kam, die Lampen auszulöschen, fand er Stählin meist noch am Pulte. Die Zeugnisse aus jenen Jahren rühmen den gleichmäßigen Fleiß, bei dem kein Fach zu kurz kam. Dem Fleiße entsprachen denn auch die Erfolge: in den drei obersten Gymnasialklassen hatte Stählin in allen Fächern ohne Ausnahme die erste Note und den ersten Platz. Der Ertrag der Gymnasialstudien war vor allem eine gründliche Kenntnis der alten Sprachen und eine Vertrautheit mit den edelsten Schriftstellern der Griechen und Römer. Besonders seitdem Friedrich Thiersch, der praeceptor Bavariae, das Gymnasium wiederholt besucht hatte, wehte ein frischer Geist durch die Anstalt und bewirkte eine lebensvolle Behandlung der Klassiker. Es ist interessant, daß die Visitationen Thierschs sich auch in den Briefen des Gymnasiasten spiegeln. Im Jahre 1838 besuchte Thiersch zum erstenmale die Schule von St. Anna. Er fand da manches anders, als er gewünscht hätte. Rektor Wagner, der von 1820 bis 1840 an der Spitze der Anstalt stand, hatte die großen Erwartungen, die man auf ihn gesetzt hatte, nicht erfüllt. Zudem gab er wegen Kränklichkeit

seit 1833 selbst keinen Unterricht mehr. So fehlte es vor allem an einem Zusammengreifen des Unterrichts der einzelnen Klassen. Der Unterricht selbst war vielfach mechanisch und äußerlich. Von dem Geiste evangelischer Erziehung, der später dem St. Anna-Gymnasium eigentümlich war, konnte lange schon deswegen keine Rede sein, weil von 1807 bis 1828 in Augsburg nur ein Gymnasium bestand, unter dessen Lehrern und Schülern die katholische Konfession vorherrschte. So fand Thiersch manches auszusetzen. Aber seine Anregungen und Vorschläge fanden bei mehreren Lehrern sofort fruchtbaren Boden, sodaß selbst die Schüler fühlten, wie ein neuer Geist in die Anstalt einzog. Thiersch erkannte auch gleich bei seinem ersten Besuche in Mezger den Mann, der zur Neubelebung und Leitung der ganzen Anstalt berufen war. Auf Thierschs Veranlassung wurde nach Wagners Rücktritt 1840 das Rektorat Mezger übertragen, der dasselbe 32 Jahre führte und während dieser Zeit seine Ideale von evangelischer Gymnasialerziehung in der Studienanstalt bei St. Anna zu verwirklichen strebte. Mezger hatte auch unter allen Lehrern den größten Einfluß auf Stählin, vor allem durch den Religionsunterricht, den er in den vier Gymnasialklassen erteilte. Dieser Unterricht war von größtem Einfluß auf die religiöse Entwicklung Stählins.

Seine Jugend fiel gerade in die Zeit, wo in Bayern der Rationalismus überwunden wurde und das evangelische Leben wieder zu erwachen begann. Im Jahre 1825 hatte Pfarrer Heinrich Brandt in Roth das homiletisch-liturgische Korrespondenzblatt gegründet, in dem der Rationalismus mit scharfen, schneidenden Waffen angegriffen und besiegt wurde. „Eine Schar treuer Zeugen sammelte

sich um diesen Mittelpunkt, ihr Zeugnis schallte wie heller Posaunenruf über die verödeten Gefilde der Kirche, weckte die Schläfer, kräftigte die Unentschiedenen, tröstete die Vereinsamten, schreckte die Feinde", so schilderte Stählin später selbst die Wirkungen des Blattes. Als es mit dem 14. Jahrgange schloß, war der Rationalismus im Prinzip überwunden. Unter den jüngeren Theologen wenigstens fand er wenig Anhänger mehr. Es ist nun wertvoll, zu sehen, wie sich bei einem einzelnen der Übergang vollzog.

Stählins Eltern gehörten nicht zu dem kleinen Kreise der Stillen im Lande, bei denen sich evangelischer Glaube und evangelisches Leben auch während der Aufklärungszeit erhalten hatte. Der Vater stand, wie oben erwähnt, vor allem unter dem Einfluß der Schellingschen Philosophie. Wie fast alle seine Altersgenossen unter der damaligen Geistlichkeit gehörte er in theologischer Beziehung der rationalistischen Richtung an. Mit Kirchenrat Stephani in Gunzenhausen, einem Vorkämpfer des Rationalismus gegen „Pietismus und Mysticismus", stand er in freundschaftlichem Verkehr. Als siebenjähriger Knabe hatte Adolf Stählin bei einem Besuche in Gunzenhausen von Stephani ein Büchlein geschenkt erhalten, das damals viel Aufsehen machte. Es war „Dr. Martin Luthers kleiner Katechismus nach der reinen Lehre des Evangeliums für unsere Zeiten umgearbeitet von Dr. Heinrich Stephani" (Erlangen 1830). In der Vorrede sagt der Verfasser, der für sein Zeitalter so vortreffliche kleine Katechismus Dr. Luthers bedürfe für die Gegenwart einer gänzlichen Umarbeitung, wie alle gebildeten Protestanten einsehen müßten. Die Umarbeitung ist eine sehr durchgreifende, schon in der Form:

„Die Fragen werden weit natürlicher dem wißbegierigen Schüler, die Antworten aber dem dazu befähigten Lehrer in den Mund gelegt." Statt der zehn Gebote des Dekalogs wurden „die zehn vorzüglichsten Gebote aufgenommen, welche Christus uns, seinem Christenvolke, hinterlassen hat, und welche die dreierlei Pflichten gegen Gott, den Nächsten und uns selbst kürzlich umfassen." So lautet z. B. das 10. Gebot: „Das Gute mußt du aus Liebe zum Guten thun, und das Böse aus Abscheu vor demselben unterlassen, wenn du bei Gott für ein wahrhaft gutes Wesen gelten willst." Belegstelle ist Ev. Matth. 6,1. Das fünfte Hauptstück ist als „ein Stück der alten Jurisdiktion oder papistischen Tyrannei über die Gewissen der Menschen" weggelassen. Man kann sich denken, daß dementsprechend auch die Auslegung der Hauptstücke beschaffen ist. Der Wunsch des Verfassers, daß sein Katechismus, wie das Vorbild desselben, „ohne Befehl und Gewalt, nach und nach aus bloßer freier Wahl und christlicher Ueberzeugung allenthalben in Kirchen und Schulen eingeführt werden möge," ging nicht in Erfüllung. Zwar wurde in einer Zeitung die Erscheinung des Katechismus als ein wahres Zeitbedürfnis bezeichnet und seine eifrigste Verbreitung allen „Jugendbildnern und aufgeklärten Protestanten, welche teil an dem Wunsche nehmen, daß das Licht des Evangeliums von den vielen Obskuranten unserer Zeit nicht ausgelöscht werde", aufs beste empfohlen. Aber im homiletisch-liturgischen Korrespondenzblatt veröffentlichte „Der Opponent" (Heinrich Bomhard) eine vernichtende Kritik in einem Artikel „wider den Luther dieser Zeit", und eine Entschließung des Oberkonsistoriums warnte vor dem Gebrauch des Katechismus beim Religionsunterricht in Schule

und Kinderlehre. So schroff standen sich die Parteien damals gegenüber. Daß Stählin diese Gegensätze bald auch kennen lernte, das zeigen die Briefe, die er als Gymnasiast an seine Eltern schrieb.

Am 8. April 1838 schrieb er am Ende eines längeren Briefes: „Heute wurde ich also konfirmiert; Sie dürfen fest überzeugt sein, daß ich dabei nicht gefühllos war ... Ich wünsche von Herzen, daß dieser Tag stets in meinem Gedächtnisse bleiben und für mich folgen- und segensreich sein möge.“ Kurz darauf sandte er seinen Eltern die Hefte, die er während des Konfirmandenunterrichts bei Kirchenrat Dr. Geuder nachgeschrieben hatte, sowie ein von ihm selbst verfaßtes Glaubensbekenntnis, das wohl im wesentlichen den Inhalt des Konfirmandenunterrichts wiedergibt. Obwohl es ziemlich umfangreich ist, möge es doch ganz mitgeteilt werden als ein Dokument aus jenen Tagen. Ein Auszug würde leicht ungerecht werden. Es lautet:

„Ich glaube, daß die Religion die Erkenntnis göttlicher Wahrheit zur Gottseligkeit sei, daß Gott gewisse Männer auserwählt habe, die den Menschen seinen Willen bekannt machen sollten, daß das Dasein eines Gottes bewiesen werde durch die Natur und die Stimme des Gewissens, und daß wir die Göttlichkeit der Religion erkennen durch die Erfahrung an der Welt und an unserem eigenen Gemüte.

Ich glaube, daß Gott der allervollkommenste Geist ist, und daß er also auch die allervollkommensten Eigenschaften habe, daß er allwissend und allweise, allgütig, heilig und gerecht, ewig und allmächtig sei. Ich glaube, daß Jesus Christus uns Gott näher gebracht habe, indem er uns Gott als Vater, Sohn und Geist anbeten lehrte.

Ich glaube, daß Gott Schöpfer der Erde und des Himmels und aller Geschöpfe sei, daß er böse und gute Engel geschaffen habe, und den Menschen nach seinem Bilde, dessen moralische Bestimmung ist, den neuen Menschen anzuziehen, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit. Ich glaube aber, daß der Mensch das göttliche Ebenbild verloren habe durch den Hang zum Irdischen und die Sünde, daß er zwei verschiedene Naturen in sich trägt, eine geistige und eine irdische, daß ein immerwährender Kampf in ihm sei, und daß oft die irdische Natur über die geistige siegt. Ich glaube, daß Gott alle Kräfte in der Natur fortdauern läßt, und daß er sowohl die größten als kleinsten Veränderungen in der Welt leitet, daß er also der Erhalter und Regierer der Welt sei, und daß selbst Leiden zur höheren Vollkommenheit unseres Geistes beitragen.

Ich glaube, daß Gott nach seiner unendlichen Liebe seinen Sohn in der Absicht gesandt habe, daß wir nicht geistig verloren gingen, sondern Gottes Kinder würden. Ich glaube, daß Jesus Christus zwei Naturen in sich vereinigt habe, eine göttliche und eine menschliche, und daß in ihm uns der Vater erschienen ist. Ich glaube, daß Jesus Christus, obgleich von göttlicher Gestalt, ein sehr widriges Schicksal auf Erden hatte, und in den dürftigsten Umständen lebte, daß er uns des Vaters Willen zu unserer Seligkeit geoffenbart habe, indem er als ein allgemeiner Religionslehrer lehrte: Gott ist der Vater aller Menschen, alle Menschen sind unsterblich, und man könne Gott nicht durch Opfer und Zeremonien, sondern allein durchs Herz gefallen, und daß er dabei ohne Sünde war und uns das allervollkommenste Vorbild gab. Ich glaube, daß Jesus

Christus für das Neue Testament, d. h. für die Ausbreitung einer neuen Religion, und für die Vergebung der Sünden oder die Versicherung der Gnade Gottes gestorben sei, daß ihn Gott auch erhöht habe durch die Auferstehung von den Toten, durch die Himmelfahrt und das Sein beim Vater als Herr zur Ehre Gottes des Vaters, d. h. als Herr über alle Religionsanstalten.

Ich glaube, daß Gott als heiliger Geist immer fort und fort in uns wirket und uns Kraft verleihet zur Besserung und Förderung unserer geistigen Vollkommenheit, daß er besonders in den Aposteln wirksam war, indem er ihnen Kraft und Mut gab, die neue Lehre auszubreiten, daß er aber auch in allen Anhängern Jesu wirket und sie beruft, erleuchtet und heiliget. Ich glaube, daß uns der heilige Geist die Sünden vergibt und uns gleichsam vor Gott rechtfertigt, wenn wir an Jesum Christum glauben, und daß er die von Jesu gestiftete Kirche im rechten, einigen Glauben erhält.

Ich glaube, daß durch den Tod nur unsere irdische Hülle verwese, aber nicht unser Geist, daß wir auferstehen werden mit verklärtem Leibe, daß nach dem Tode ein ewiges Leben für uns sein werde, und daß diese Glaubenswahrheit auf drei Dingen beruhe, nämlich

1) auf der Auferstehung Jesu von den Toten; gleichwie bei Jesu Tode Leben war, ebenso glaube ich, daß auch bei unserem Tode Leben sein werde;

2) auf der Natur; gleichwie nämlich das Weizenkorn in der Erde verwesen muß, um zu einem anderen, schöneren Leben zu kommen, ebenso glaube ich, daß auch der Mensch verwesen muß, um eines höheren Lebens teilhaftig zu werden;

3) auf der Liebe Gottes; denn ich glaube, daß Gott, der Schöpfer so vieler Kräfte und geistiger Fähigkeiten in uns, diese durch den Tod nicht auf einmal zerstören werde, und daß Gott auch bei Menschen, die harte Leiden auf Erden zu überstehen hatten, es einst in jenem Leben ausgleichen werde; denn wie könnten wir die Liebe Gottes ohne diesen Glauben begreifen?

Ich glaube, daß nach dem Tode Jesus Christus die Menschen richten werde nach ihrem inneren Werte, den sie vor Gott haben, daß diejenigen, die auf Erden Gutes gethan haben, Gutes empfangen, die aber Böses gethan haben, Böses empfangen werden. Ich glaube, die Seligkeit der Frommen in jenem Leben bestehe im Befreitsein von allem irdischen Jammer, von Krankheit, Leiden, Tod und Schmerzen, daß uns daselbst vieles, was uns auf Erden dunkel war, aufgeklärt werde, und daß wir mit unseren Lieben vereinigt werden.

Ich glaube aber, daß es nicht bloß aufs Glauben allein ankomme, sondern besonders auf das Leben im Glauben, d. h. auf die Anwendung alles dessen, was man glaubt, zu einem frommen, wohlgefälligen Wandel, oder überhaupt alle diejenigen Pflichten, die der wahre Christ zu erfüllen hat. Ich glaube, daß Gott gewisse Anordnungen getroffen habe, wodurch er uns sagt, was er von uns fordert, deren schon die Juden zwei hatten, nämlich das Gesetz im Gewissen und das mosaische Gesetz oder die zehn Gebote Gottes. Ich glaube, daß Jesus Christus die mosaischen Gebote zwar erklärt und bestätigt, aber durch das Gebot der Liebe gegen Gott, gegen sich selbst und den Nächsten noch ein viel umfassenderes, mehr auf das Innere des Menschen gehendes Sittengesetz den Menschen gegeben habe,

und daß er als Hauptbedingungen eines frommen und gottwohlgefälligen Wandels Buße und Glauben vorgeschrieben habe, wobei man unter ersterem eine gänzliche Sinnesänderung, ein stetes Bestreben, immer besser und Christo ähnlicher zu werden, unter letzterem nicht ein bloßes Für-wahr-halten und Bekennen Jesu Christi, sondern ein Ergreifen des Sohnes Gottes und ein Leben in demselbigen versteht.

Ich glaube, daß wir Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte, wie einen liebevollen Vater lieben sollen, und daß diese Liebe sich zeige in Dank, Demut, Gehorsam, Vertrauen und öffentlicher Verehrung in der Gemeine. Ich glaube, daß der Mensch auch sich selbst lieben soll, und daß er Pflichten gegen seinen Geist, seinen Körper, Beruf, Eigentum und Ehre habe. Ich glaube, daß der Mensch sich Kenntnisse erwerben, sein Gemüt veredeln und für seine innere Zufriedenheit sorgen muß; daß er seine Gesundheit bewahren und seinen Körper durch Arbeit stärken muß; daß er in seinem Berufe Fleiß, Gewissenhaftigkeit und Geschicklichkeit zeigen und sich Eigentum erwerben und es gut verwalten soll. Ich glaube, daß ich die nämlichen Pflichten wie gegen mich, gegen meinen Nächsten habe, da sowohl ich als er ein Kind des Vaters ist. Ich glaube, daß Gott uns Mittel zu diesem frommen Wandel gegeben habe, nämlich das Wort Gottes, das Sakrament der Taufe und des Abendmahls, das Gebet und die gemeinschaftliche Verehrung Gottes. Ich glaube, daß der Mensch durch die Taufe ins Christentum aufgenommen werde, und daß das heilige Abendmahl ein Gedächtnismahl des Todes Christi sei, wodurch mein Glaube gestärkt, mein Gemüt veredelt

werden, und ich in der Liebe gegen meinen Nächsten wachsen soll. Ich glaube, daß das Gebet die Sprache unseres Herzens mit Gott sei, und daß uns Jesus ein sehr schönes Gebet im Vaterunser gegeben habe. Ich glaube, daß wir Gott gemeinschaftlich verehren sollen, um uns gegenseitig in der Erklärung des Wortes Gottes zu erbauen."

In wesentlichen Punkten stimmt dies Glaubensbekenntnis mit Stephanis Katechismus überein, wenn auch schon ein Fortschritt wahrzunehmen ist. Aber bald erwachten in dem nachdenkenden Jünglinge Bedenken gegen diesen Glauben.

Im Juni 1839 schreibt er seinem Vater, im Kolleg habe sich unter Leitung „mystischer Leutchen" eine Gesellschaft gebildet, in der ein Vortrag über den Sündenfall gehalten worden sei. Im Anschluß daran erbittet er von seinem Vater eine Erklärung der Schöpfungsgeschichte, ob der Mensch vollkommen geschaffen, was die Bedeutung des Sündenfalles sei, wie die Sünde an den Menschen gekommen. „Was ist vorzüglicher", fragt er weiter, „Glaube an die Person Christi oder an die Lehre? Herr Professor Mezger sagte letzthin: Wahrer Glaube ist durchaus an die Person Jesu gebunden. Die christliche Moral ohne die Glaubenslehre sei von einer heidnischen nicht viel unterschieden; da bliebe zuletzt gar nichts als so allgemeine Begriffe wie Unsterblichkeit u. dgl."

Kurz darauf machten zwei Predigten einen großen Eindruck auf ihn: die eine davon war die Gedächtnispredigt, welche Bomhard auf den frühverstorbenen Pfarrer Friedrich Krauß hielt. So sehr ihm die Wärme der Predigt gefällt und ihn für den kirchlichen Beruf begeistert — noch im Jahre 1882 spricht er davon in der Predigt

beim Jubiläum des St. Anna-Kollegs —, so sehr nimmt er aber auch Anstoß an den „feindseligen Ausdrücken" wie: „er hatte den Glauben, den die wahnsinnige Welt für Finsternis erklärt, nicht jenen erbärmlichen, nichtswürdigen Glauben, der an keine Erbsünde, Rechtfertigung glaubt, der die Gottheit Christi leugnet." „Wahrhaft empört" ist er aber über die andere Predigt, welche Pfarrer E. W. Krummacher von Elberfeld, ein treuer Vorkämpfer des wahren Evangeliums, in der St. Annakirche hielt. Er predigte über Gal. 1, 8 und stellte die Wahrheit des Evangeliums in schroffen Gegensatz zu allen menschlichen Umdeutungen, sodaß seine Predigt einem Schwankenden als eine harte Rede erscheinen mußte. Und ein Schwankender war Stählin damals: er will in den Ferien mit seinem Vater viel über religiöse Gegenstände sprechen, „um von der inneren Unruhe frei zu werden, in die er durch das Anhören der verschiedensten Meinungen gekommen ist". Aber im gleichen Brief kann er von sich sagen: „niemand ist von Heuchelei mehr als ich entfernt, und mit aller Kraft bin ich bemüht, nach meiner moralischen und intellektuellen Vervollkommnung zu streben". So kommt er denn nicht mehr zur Ruhe, bis er sich zur vollen Klarheit und Wahrheit durchgerungen. Im Februar 1840 schreibt der Schüler der Oberklasse mitten unter äußeren Mitteilungen ganz unvermittelt: „ich bitte mir eine Erklärung des Wortes Erlösung aus". Die Antwort des Vaters befriedigt ihn nicht: „Wegen des Wortes Erlösung haben Sie mir manche wichtige Winke gegeben, das Wort aber selbst nicht erklärt, darum bitte ich mir es auf das nächstemal aus". Zur gleichen Zeit machte ihm das hl. Abendmahl „viele Skrupeln und Zweifel". „Ich dachte nämlich

so: wenn nicht an eine unsichtbare Gnadeneinwirkung dabei zu denken ist, was ist es denn? Wenn es gleichsam eine Station ist, wo der Mensch sich prüfen und untersuchen soll, so ist es doch das nämliche: ich nähme mir vor, an den und den Tagen nehme ich eine Generalprüfung meines Herzens vor, oder nicht? Ferner was heißt dies: durch den Glauben an Jesus Christus allein wird man selig?" Bald folgen andere theologische Fragen, deren Beantwortung er sehnlichst wünscht. Er fragt: „Was macht selig? Was heißt im Namen Christi beten? Was heißt: Christus ist für uns gestorben?" So setzen seine Bedenken und Zweifel überall da ein, wo der Rationalismus ein tieferes religiöses Bedürfnis nicht zu befriedigen vermochte. Aber immer mehr zeigte sich ihm auch, daß der Vater nicht im stande war, seine Zweifel zu lösen. Im letzten Briefe vor dem Abschied vom Gymnasium schreibt er seinem Vater: „In manchem kann ich Ihnen durchaus nicht beistimmen, wie z. B. auf die Frage: wodurch werde ich selig, antworten Sie mir: durch ein gutes Gewissen. Selig natürlich nahm ich in dem Sinne: des jenseits glücklichen Zustandes teilhaftig; wo steht jetzt in der Schrift einmal, daß der Mensch durch ein gutes Gewissen selig werde? Und dann scheint mir überhaupt diese Antwort sehr relativ zu sein; denn immer fragt man wieder, wodurch hat man denn ein gutes Gewissen? abgesehen davon, daß die innere Stimme, die in mir ist, mich auch täuschen kann, und mich oft eine geschehene Handlung für gut annehmen läßt, obwohl sie es nicht ist. Z. B. der vortreffliche Calvin beging, wie z. B. auch Mezger letzthin sagte, allerdings und unleugbar durch die Verbrennung des wegen irrtümlicher Ansichten aus seinem Vaterlande vertriebenen Michael

Servet einen furchtbaren Mißgriff; aber doch sagte ihm sein Gewissen, das doch bei dem Tugendstreben dieses Mannes stets rege sein mußte, nicht, daß er wirklich hier Unrecht thue, da es ja bekannt, daß er diese That aufs eifrigste noch verteidigte. Und dann, wie viele Menschen gibt es denn, denen wegen treuer Amts- und Pflichterfüllung und überhaupt wegen Beobachtung aller der Obliegenheiten, die einer als Mitglied der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft hat, ihr Gewissen durchaus keinen Vorwurf macht, die aber doch durchaus in keinem echt christlich-religiösen und gläubigen Leben sich befinden, und diese sind doch nach der Schrift nicht selig?"

Diese Unsicherheit und Ungewißheit in religiösen Fragen lag als ein schwerer Druck auf ihm, als er im Herbst 1840, kaum 17 Jahre alt, von Westheim aus der Universität Erlangen zupilgerte. Unter Sturm und Regen, das Wanderränzlein auf dem Rücken, war er vom Vaterhause abmarschiert, schüchtern, ja ängstlich der neuen, unbekannten Welt entgegengehend. Unterwegs tröstete ihn Gellerts Lied „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte", das er sich immer wieder hersagte. In mancher Beziehung brachte die Universität Befreiung von dem Druck, der auf ihm lag: sie bot ihm befriedigende Antwort auf seine religiösen Fragen, die Möglichkeit, sich ungehindert in die verschiedensten Studien zu vertiefen, anregenden und fördernden Verkehr mit gleichgesinnten Altersgenossen.

In seinem Nekrolog auf Oberkonsistorialrat von Städelen (Beil. z. Allg. Z., 1891, Nr. 270), der 1841 die Universität Erlangen bezog, schildert Stählin die Wirkung, die die Erlanger Universität damals ausübte. Da sich ohne Zweifel die eigene Erinnerung in dieser Schil-

derung spiegelt, möge die betreffende Stelle hier mitgeteilt werden. Sie lautet: „Wer aus der Atmosphäre des Rationalismus in die Hörsäle eines Harleß und Hofmann zog, dem ging eine neue Welt auf, dem sprudelte es wie frische Wasserquellen erquickend und belebend entgegen. Eine imponierende, ritterliche Erscheinung, stand in jener Zeit Harleß auf dem Katheder, das volle Feuer akademischer Beredsamkeit mit scharfer Dialektik verbindend; der geniale Hofmann zeigte schon jetzt seine Befähigung, der Schriftforschung und Systematik neue Bahnen zu öffnen; zu beiden kam noch Thomasius (1842), diese leibhafte Synthese gründlichster theologischer Schulung und reicher praktischer Begabung und Erfahrung.“ Außer diesen drei Dozenten wirkten damals noch in der theologischen Fakultät Drechsler für das Alte Testament, Engelhardt für Kirchengeschichte, Höfling für praktische Theologie. Den größten Einfluß übten gewiß Hofmann und Harleß, sowie der treffliche, glaubensstarke reformierte Pfarrer Krafft. Diesen Männern verdankte es Stählin, daß er noch vor Ablauf des ersten Semesters seinem Vater schreiben konnte: „Über meine religiösen Überzeugungen, nicht mehr Meinungen, will ich mich Ihnen nun nächstens ganz aufrichtig mitteilen; sie haben sich freilich in vielem sehr geändert.“

In den ersten Semestern treten aber die theologischen Studien hinter anderen zurück. Stählin hatte sich als stud. theol. et philos. inskribiert und hörte während seiner ganzen Studienzeit philologische Kollegien. Döderlein hatte ihm gleich anfangs sein gastfreies Haus geöffnet und gewann durch seine Persönlichkeit und durch seine Vorlesungen großen Einfluß auf den empfänglichen Jüngling.

In seiner Rede bei der Münchener Feier des hundertsten Geburtstages Döderleins (19. Dezember 1891) hat Stählin seinem verehrten Lehrer ein schönes Denkmal gesetzt. Er schildert hier unter anderem Döderleins ungewöhnliche Meisterschaft in der Erklärung der alten Schriftsteller. Döderlein verstand es, das Altertum mit der Gegenwart in lebendige Beziehung zu setzen, die Schriftsteller seinen Zuhörern persönlich nahe zu bringen. Stählin hörte bei ihm Vorlesungen über Thucydides, Äschylus, Homer, Quintilian, Tacitus und Juvenal. Besonders letzterer machte einen gewaltigen Eindruck auf ihn. Er kam ihm vor „wie eine düstere Prophetengestalt auf den Trümmern Roms, wie ein trauernder Lobredner und zürnender Leichenredner der ganzen, großen Herrlichkeit Roms."

Auf Döderleins Anregung hörte Stählin auch noch mehrere Kollegien bei Nägelsbach, der erst 1842 von Nürnberg nach Erlangen gekommen war. Auch er hat nachhaltigen Einfluß auf Stählin ausgeübt. Die Verbindung von Humanismus und Christentum, wie sie für Nägelsbach charakteristisch war, ist auch Stählins Eigentum geworden. Den „Einklang und die Zusammengehörigkeit von klassischem Altertum und Evangelium" nachzuweisen, erschien ihm als die würdigste Aufgabe des Philologen. Sehr gern citierte er in späteren Jahren das Wort Nägelsbachs, mit dem auch Döderlein die Gedächtnisrede auf seinen früh verschiedenen Freund schloß: „Haltet fest an den klassischen Studien, sonst bricht die Barbarei herein; haltet aber auch fest am Evangelium, sonst versteht ihr das Altertum nicht und kommt ein neues Heidentum über uns!" Stählin selbst hat diese Mahnung aufs treueste befolgt. Durch seine treffliche Gymnasialbildung, durch die zahl-

reichen philologischen Kollegien und fleißige Privatlektüre während der Universitätszeit erlangte er eine ungewöhnliche Vertrautheit mit den klassischen Schriftstellern und drang in den Geist des Altertums ein, sodaß er in der hellenischen und römischen Welt daheim war wie in der Gegenwart. In den klassischen Studien sah er die notwendige Grundlage jeder höheren Bildung. Als auch in Bayern der Ruf nach Reform des Jugendunterrichts laut ertönte, ist er in der Kammer der Reichsräte 1892 mit einer vortrefflichen Rede entschieden für die humanistischen Gymnasien und für Beibehaltung der alten Sprachen als Mittelpunkt des Gymnasialunterrichts eingetreten.

Außer theologischen und philologischen Kollegien hörte Stählin auch historische, mathematische, philosophische, naturwissenschaftliche, sodaß seine Zeit sehr besetzt war. Nur durch strengste Ausnutzung jeder Stunde, woran er sich schon auf dem Gymnasium gewöhnt hatte, gelang es ihm, so vielerlei zu bewältigen und doch noch Zeit zu geselligem Verkehr zu finden. In Erlangen war im Jahre 1836 die erste christliche Studentenverbindung gegründet worden, welche später den Namen Uttenruthia annahm. Stählin trat noch im Jahre 1840 der „Gesellschaft“ bei und wurde bald ein einflußreiches Mitglied derselben. Es herrschten damals verschiedene Strömungen in der Verbindung: die eine, „studentische“ Partei wollte die studentischen Formen der Burschenschaft nachgeahmt haben, die andere, „christliche“ Partei widerstand diesem Streben, bei dem die Gefahr der Veräußerlichung nahe lag. Stählin gehörte mit Entschiedenheit der letzteren Richtung an. In einer Stiftungsfestrede ermahnte er, „die Lebenszentren und Leitsterne des Vereins fest ins Auge zu fassen; es bedürfe

aller Spannung der Willenskraft, aller selbstverleugnenden Hingabe, vor allem des unerschütterlichsten Festhaltens an dem einen Grunde, der gelegt worden, wenn das uns Heiligste nicht zum Aushängeschild innerer Ohnmacht herabsinken solle".

Er selbst nahm es ungemein ernst mit der sittlichen Arbeit an sich selbst. In seinem fünften Universitätssemester entschloß er sich sogar, aus der Verbindung auszutreten, da er alle Energie seines Geistes, alle Spannkraft seines Willens auf sich selbst konzentrieren müsse. „Ich habe stets in meinen eigenen Busen zu greifen," so schrieb er damals, „um durch Hilfe des Gottes, der dem bedürftigen Menschengeschlechte zum Troste seinen eingeborenen Sohn sandte, nach und nach mich zum vollen Gedanken und Bewußtsein seiner Liebe und Gnade zu erheben, was allein mein Inneres befriedigen und zur Ruhe bringen kann, allein die Stürme des oft wildbewegten Herzens zu besänftigen, und sie vielleicht selbst in die sanften Wogen gerührten Preises seiner Liebe umzuwandeln vermag. Nach diesem letzteren habe ich vor allem zu streben, und hier ist wiederum vor allem nötig die ungestörte Zurückgezogenheit in die stille Welt der Innerlichkeit, das ununterbrochen-aufmerksame Lauschen auf die in verborgener Brust sich kundgebenden Töne geistig-sittlicher Stimmung". Es gelang damals seinen Freunden, ihn vom Austritt aus der Verbindung abzuhalten. Er hat es nicht bereut, in ihr geblieben zu sein.

Wenige Jahre später bekannte er, daß die Verbindung ein mächtiger Hebel für die allseitige Entwicklung seines inneren Lebens gewesen sei. In der Uttenruthia fand er auch die treuesten Freunde nicht nur für die Uni-

versitätszeit, sondern fürs Leben. Es seien hier nur Städelen, Rutz, E. Luthardt, Engelhardt genannt. Er selbst ist der Verbindung bis an sein Ende herzlich zugethan geblieben. Daß in ihr ein ernstes Streben herrsche, daß nicht über studentischen Formen das fleißige Studium und die sittliche Arbeit zu kurz kommen möge, war stets sein Wunsch und seine Mahnung. Welch ein Geist aber damals in der Verbindung lebte, das kann man aus der Festschrift entnehmen, welche die Uttenruthia im Jahre 1843 zum hundertjährigen Universitäts-Jubiläum drucken ließ. Die ganze Schrift durchzieht ein Geist der Frische und Freudigkeit, die im Bewußtsein erfolgreichen Strebens nach einem hohen Ziele begründet war. Stählin hat das Fest, bei dem die Wogen der Begeisterung sehr hoch gingen, mitgefeiert. Als er im Jahre 1893 beim hundertfünfzigjährigen Jubiläum der Universität die Glückwünsche des Oberkonsistoriums überbrachte, da ist die Erinnerung in ihm wieder lebendig geworden, und in begeisterten Worten hat er von jenen Tagen erzählt.

In mehreren Professorenfamilien fand Stählin freundliche Aufnahme; mit den Repetenten Thiersch und Schöberlein stand er in Freundesverkehr. So boten die Universitätsjahre manche Annehmlichkeit; aber trotzdem lag während der Studentenzeit auf Stählin ein harter Druck, wie er später oft sagte. Daran war verschiedenes schuld. Einmal war seine Gesundheit während dieser ganzen Zeit sehr schwankend. Er glaubte brustkrank zu sein und versprach sich kein langes Leben. Oft dachte er, er würde die Universitätszeit nicht überdauern. Im letzten Jahre wurde er magen- und unterleibsleidend und war längere

Zeit so matt und angegriffen, daß er oft wochenlang nicht studieren konnte. Während des Examens stand er in ärztlicher Behandlung; daß er es überstand, erschien ihm als ein Wunder.

Zu den körperlichen Beschwerden kamen die überaus knappen äußeren Verhältnisse. Die Geschwisterzahl war allmählich auf vierzehn, sieben Söhne und sieben Töchter, angewachsen. Da ging es im Westheimer Pfarrhaus oft knapp her, und namentlich für die auswärts studierenden Söhne die Kosten aufzubringen, schien oft unmöglich. Auch als der Vater im Jahre 1841 nach sechzehnjähriger Thätigkeit in Westheim die bessere Pfarrei Weiltingen erhielt, wollten die Einnahmen den mancherlei Ansprüchen oft nicht genügen. Der älteste Sohn sollte sich auf der Universität selbst erhalten. Schon auf dem Gymnasium hatte Stählin viel Privatunterricht, namentlich in der Mathematik, gegeben; auf der Universität setzte er dies fort; dazu übernahm er Korrekturen, bekleidete eine Hilfsarbeiterstelle an der Bibliothek und schränkte sich in seiner Lebensweise aufs äußerste ein. Mittags hatte er meist Freitische oder aß im Konvikt. Für Frühstück und Abendbrot sorgte vielfach die Ökonomie der Eltern. Als später ein jüngerer Bruder Kaffee zum Frühstücke trank, bezeichnete dies Stählin als einen Luxus, den er sich nicht gestattet habe. In den späteren Jahren erhielt er reichlich Stipendien, aber an ihrer Verwendung nahmen auch die jüngeren Brüder teil. Blieb doch das Augsburger Stipendium mehrere Jahre ganz in Augsburg, um das Kostgeld eines jüngeren Bruders im St. Anna-Kolleg zu bestreiten. Eine so weitgehende Einschränkung ließ eine rechte Lebensfreudigkeit nicht wohl aufkommen. Dazu hatte Stählin von Haus

aus einen stark entwickelten Familiensinn. Hatte er schon als Fünfzehnjähriger von Augsburg aus seinen Eltern geschrieben: „Ich weiß ganz gut, was es heißt, zwölf Kinder zu ernähren“, so lag jetzt dem Studenten die Sorge für das Familienwohl schwer auf der Seele. „Ich wollte unterliegen unter dem Druck ungünstiger, jammervoller Verhältnisse,“ schrieb er einige Jahre später im Rückblick auf seine Studentenzeit.

Dazu kam aber noch etwas anderes, was für ihn vielleicht das Schwerste war. Wie wir sahen, war schon im letzten Gymnasialjahre zwischen Vater und Sohn zuweilen eine Meinungsverschiedenheit in Beantwortung religiöser Fragen gewesen. Bald verschärfte sich dieser Unterschied zum Gegensatz. Noch im ersten Universitätsjahre trat das zu Tage. Der Vater hatte einmal den Mystizismus unbiblisch genannt; da forderte der Sohn in einem Briefe, der allerdings an einigen Stellen die Pietät etwas verletzte, seinen Vater auf, zu sagen, was denn in den Tendenzen des „fälschlicher Weise sogenannten Mystizismus“ Unbiblisches sei; übrigens könne bei den Rationalisten — und einen solchen müsse er in seinem Vater erkennen — von biblisch und unbiblisch gar nicht mehr die Rede sein, da sie das, was ihnen in der Bibel nicht tauge, wie z. B. die Wunder, für unwahr erklärten oder es so verdrehten, daß gewiß auch die oberflächlichste Exegese dagegen sein müsse; übrigens sei ihm nichts lieber, als öfters mit dem Vater über Theologisches zu disputieren. Nur müsse er im voraus bemerken, daß ihm die Autorität seiner Vernunft stets am meisten gelten werde. Es ist beachtenswert, daß Stählin hier noch die Autorität der Vernunft gegen den Rationalismus ins Feld führt, was er später

nie mehr gethan hätte. Auf diesen Brief kam die schärfste Zurechtweisung von Vater und Mutter, so daß Stählin „vom bittersten Schmerz und der heftigsten Unruhe ergriffen wird“. In der rührendsten Weise bittet er um Verzeihung; er werde die schuldige Ehrerbietung gewiß nie mehr verletzen; aber Unrichtiges glaube er nicht gesagt zu haben; er studiere nun einmal Theologie und lebe in diesem Fache; über seine Ansichten, Überzeugungen mit dem Vater zu reden, könne ihm als Sohn wohl niemand verargen; er bitte deswegen auch um Beantwortung des letzten Briefes. Der Zwischenfall wurde bald ausgeglichen, aber je festeren religiösen Standpunkt Stählin gewann, desto weniger konnte er auf wirkliche Übereinstimmung mit seinem Vater rechnen. Er vermied es deswegen längere Zeit, mit ihm in theologische Gespräche zu geraten. Man kann sich vorstellen, wie der feinfühlige, von höchster Verehrung und Liebe für sein Elternhaus erfüllte Jüngling unter diesem Zwiespalt litt. Dazu mußte er sehen, wie dieser Gegensatz immer tiefer zu werden drohte. „Mir ist das das Teuerste geworden, wogegen ich in früher Jugend schon polemisieren hörte“, sagte er in einem späteren Brief. Der Zwiespalt drückte ihn um so schwerer, je mehr er die heilige Verpflichtung in sich fühlte, der erkannten Wahrheit in seiner Familie zum Siege zu verhelfen. „Ich hatte die schwierige, versuchungsvolle Aufgabe, die Familie auf einen neuen Weg zu leiten, allen die Bahn zu brechen“, schreibt er im Jahre 1851.

Was war aber die religiöse Überzeugung, zu der er während der Universitätsjahre gelangte? Es ist „der oft schwache, gefühllose, aber doch immer wieder sich hindurch-

ringende Glaube an Gottes unendliche Gnade, an das teure Blut Christi — nichts als Christi Blut und Gerechtigkeit: Darin setzte mein Christentum ein vor mehr als fünfzig Jahren, als ich auf der Universität mich unendlich elend und gedrückt fühlte", so schreibt er im Jahre 1894. Der Glaube an die Rechtfertigung aus Gnaden um Christi willen ist der Mittelpunkt seines Lebens geworden, und ist es ohne jegliches Schwanken geblieben bis zu seinem Tode. Einige Jahre nach der Universitätszeit schreibt er an einen Bruder: „Ich will Dir mein Bekenntnis sagen: Ich bin tief durchdrungen von meinem furchtbaren Verderben, ich bin ein armer elender Sünder, müßte verzagen und verzweifeln, wenn ich nicht fort und fort, alle Tage und alle Stunden zum Quell der Versöhnung, zu Christi Blut und Wunden eilen könnte; ich trage ein furchtbares Kreuz, das kein Mensch in natürlicher Kraft tragen könnte, aber ich traue und baue allein auf Jesum Christum und will nur ihn, nur ihn, und da habe ich Friede. Die Rechtfertigung aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben ist der Stern und Kern meines Lebens." Die gleichen Gedanken enthält auch der Brief, den er seinen Eltern nach der Ordination im Dezember 1845 schreibt. Hier heißt es: „Mein innerster Glaube ist der an die ewige Gnade Gottes, die sich in Jesu Christo der sündigen Menschheit angenommen und sie erlöset und errettet hat. Ich glaube und erfahre es täglich, wie tief verderbt und sündig mein natürliches Wesen ist, wie keine Kraft zu wahrhaft Gutem und Göttlichem mir innewohnt, und da finde ich meinen einzigen Trost nur in Jesu Christo, in dem die Fülle der Gottheit wohnet, der da ist wahrhaftiger Gott und wahr-

haftiger Mensch, und der auch mich durch sein Leben, Leiden und Sterben erlöset und Vergebung der Sünden erworben, der Kraft des neuen Lebens und der Heiligung allen denen schenket, die an ihn glauben. Ich danke dem barmherzigen Gotte, daß er mich armen Menschen die Kraft seines heiligen Evangeliums schon hat schmecken lassen, es mich schon oft hat empfinden lassen, welch eine Fülle des Trostes und des Friedens in dem teuerwerten Worte beschlossen lieget, daß Christus Jesus gekommen ist, die Sünder selig zu machen. Die belebende, selig machende Kraft des Evangeliums immer mehr an meinem Herzen sich bewähren, mein Leben immer mehr von dem Leben Christi durchdringen und in sein Bild verklären zu lassen, darum flehe ich zu dem gnädigen Gott. Ich will dies Gebet als die heilige Waffe gegen alle Sünde und Anfechtung gebrauchen und hoffe im Glauben, durch stete Buße und Erneuerung, durch ernstliches Ringen und Kämpfen hindurch zum Erbe der Seligkeit zu gelangen. — Dies ist mein Glaubensbekenntnis; Gott gebe, daß ich ihm treu bleibe alle Zeit meines Lebens! Dies allein hat Wesen und Bestand, dies allein befriedigt das tiefste Verlangen des menschlichen, in sich selber unzufriedenen und unruhigen Herzens, dies allein genügt zuletzt auch dem tieferen, nicht in niedrigen Theorien sich ergehenden und in leeren Abstraktionen sich verlierenden, sondern vom innersten Wesen des menschlichen Geistes selber ausgehenden und von den ewigen Mächten der Geschichte getragenen Denken; dies allein hat Grund in der heiligen Schrift; dies allein gibt Mut und Berechtigung, einer Gemeinde gegenüber lehrend und ermahnend, strafend und tröstend aufzutreten; dies ist der Kern,

den gerade die tiefsten Bestrebungen, die lebensvollsten Gestaltungen unserer gärungsvollen, im Innersten erregten und bewegten Zeit in sich tragen, und aus dem sie sich erzeugen."

Wie anders lautet dies Bekenntnis als jenes, das Stählin bei seiner Konfirmation niederschrieb! Der Übergang hat sich langsam und allmählich vollzogen. Was in Augsburg bereits begonnen hatte, vollendete sich in Erlangen. Es ist auch nicht eine Person ausschließlich, die ihm die Wahrheit vermittelt. Bomhard und Mezger, Harleß und Hofmann, Krafft und Thomasius haben jedenfalls daran Anteil. In den Kreisen, in denen Stählin in Erlangen verkehrte, war der Rationalismus bereits vollständig überwunden. Die ganze geistige Atmosphäre kam dem religiösen Bedürfnis Stählins entgegen, das in dem bisher Gebotenen kein Genüge fand. So hörte er z. B. schon im Jahre 1841 auch Löhe predigen. „Noch nie habe ich einen mit größerer Kraft, Beredsamkeit, Salbung und Begeisterung predigen hören", schreibt er über den Eindruck, den Löhes Predigt auf ihn gemacht. Aber sich ganz und gar dem Einflusse einer Persönlichkeit hinzugeben, war überhaupt nicht Stählins Art. Er gehörte z. B. nie zu den rückhaltlosen Bewunderern der Hofmannschen Theologie. Es kommt hiebei freilich in Betracht, daß Hofmann 1842 Erlangen verließ und erst nach seiner Rückkehr von Rostock im Jahre 1845 den bekannten großartigen Einfluß auf die Theologie-Studierenden Erlangens gewann. Doch hatte Stählin in den zwei Jahren 1840 bis 1842 vier Kollegien von Hofmann gehört, und später studierte er aufs eifrigste die Hefte, welche die jüngeren Brüder in Hofmanns Kollegien nachgeschrieben hatten,

und ebenso die Bücher, die Hofmann nach und nach erscheinen ließ. Als Stählin im Jahre 1856 den eben erschienenen dritten Teil des Schriftbeweises zugesandt erhielt, „jauchzt er auf vor Freude". Aber kurz darauf schreibt er: „Vieles bei Hofmann ist doch recht fraglich. So manches taugt offenbar nicht auf unsere Kanzeln, nicht für unsere Predigt und Katechese. Seine Trinität, Christologie hat vieles, was vor dem Forum der Schrift durchaus nicht gerechtfertigt ist. Seine Versöhnungslehre ist offenbar ungenügend, ja geradezu unrichtig. — Hofmann soll uns fort und fort anregen, bereichern, neue Blicke öffnen in die Tiefe der Offenbarung, aber seine absonderlichen Theologumena ohne weiteres auf den Boden eines noch zarten Christen- und Kirchentums übertragen wollen, halte ich für höchst bedenklich." Und ein andermal: „Sünde, Gnade, Versöhnung, das Innerste aller evangelischen Theologie, scheinen eben bei Hofmann doch nicht zu ihrem Rechte zu kommen."

Kahnis sagte einmal: „Die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben hat mich vom Evangelium zum Luthertum geführt." Dasselbe hätte auch Stählin von sich sagen können. Schon in seinem ersten Universitätsjahre äußerte er einmal: „Eine Kirche ohne Positives, ohne Symbole, glaube ich, kann nicht wohl existieren", und am Ende der Universitätszeit steht er fest auf dem Boden der evangelischen Kirche. Bei der Ordination gelobt er, „die lautere evangelische Wahrheit zu verkündigen, wie sie niedergelegt ist in der heiligen Schrift und bezeugt von den öffentlichen Bekenntnisschriften unserer evangelischen Kirche." Gewiß war für diese Entwicklung nach der

konfessionellen Seite hin der Einfluß von Harleß nicht ohne Bedeutung.

So nimmt Stählin am Ende seiner Universitätsjahre bereits die Stellung ein, welcher er sein Leben hindurch treu geblieben ist. Die Entwicklung war im wesentlichen abgeschlossen.

II.

Im praktischen Dienst der Kirche.

Im Herbste 1844 bestand Stählin die Aufnahms-prüfung mit vorzüglichem Erfolge. In der Zensur hieß es, er habe so umfassende Kenntnisse an den Tag gelegt, daß „man ihm für seine künftige Laufbahn zuversichtlich Glück wünschen kann". Sofort nach dem Examen wurde Stählin zusammen mit seinem Freunde Städelen in das vom Präsidenten von Roth gestiftete Prediger-Seminar nach München einberufen. Schon während der Universitätszeit hatte Stählin von Roth, der eine wahrhaft väterliche Liebe für ihn hatte, namentlich auf Roths Gute Steinach, viel Freundlichkeit erfahren; jetzt wurde er täglicher Tischgast in Roths Hause und erhielt in jeder Weise viel Förderung. In Roths Wesen lag eine gewisse Härte und Schroffheit. Er teilte die Menschen ein in solche mit Knochen und solche ohne Knochen; sich selbst rechnete er zu den ersteren. Aber hinter der oft rauhen Außenseite verbarg sich ein warmes und liebevolles Herz. Die erste Freundlichkeit, die Stählin in München erfuhr, war, daß Roth ihm einen Mantel lieh, damit er sich in der rauhen Luft Münchens nicht erkälte, bis der eigene Mantel käme. Wenn Stählin in der Biographie Roths (in der Allg. deutschen Biographie)

sagt: „Wer ihm näher treten durfte, gegen den konnte er eine Liebe, Innigkeit, Hingebung, ja Zärtlichkeit entfalten, die mit Zügen tiefster Dankbarkeit sich in die Herzen senkten", so ist es sicher die eigene Erinnerung, die ihm hierbei die Feder führte. Auch sonst bot München vielen anregenden und fördernden Verkehr. Aber Stählins Gesundheit wollte gar nicht erstarken; vielmehr bildete sich eine allgemeine Nervenschwäche aus, welche sorgenerregend war. Im Frühjahr 1845 war er ganz elend und niedergedrückt, konnte Monate lang nicht mehr predigen und fast nichts mehr arbeiten. Ein zweimaliger Aufenthalt in Bad Kreuth brachte nur vorübergehende Besserung. Nach zweijährigem Aufenthalt im Seminar nahm Stählin eine Hofmeisterstelle in Karlsruhe an. Aber schon nach einem halben Jahre kehrte er krank und niedergeschlagen ins Elternhaus nach Weiltingen zurück. Er war den Anstrengungen der Stelle nicht gewachsen gewesen. Einige Monate später, im August 1847, wagte er es nach langem Zögern, ein Privatvikariat in Ostheim zu übernehmen. Der dortige Pfarrer, Dr. Pöhlmann, stand bereits im 87. Lebensjahre. Er war lange Zeit im Lehramt thätig gewesen und hatte sich dann auf die kleine Pfarrei zurückgezogen, wo er nun beinahe 30 Jahre wirkte. Bei ihm und seiner Familie fand Stählin freundliche Aufnahme und sorgsame Rücksicht auf seine Kränklichkeit. So konnte er, freilich oft unter großer Schwäche, sein Vikariat bis zum Tode Pöhlmanns (Weihnachten 1848) versehen und auch die Verwesung übernehmen. Erst im Dezember 1849 verließ er Ostheim und übernahm ein anderes Vikariat in Aha bei Gunzenhausen. Aber die Arbeit in dieser Pfarrei war etwas größer, und so brach Stählins Kraft schon bald

zusammen. Er mußte die Stelle aufgeben und kehrte Ostern 1850 wieder ins elterliche Haus zurück. Es waren das schwere Zeiten für ihn. Bei einem brennenden Eifer zu wirken für Gottes Reich, war er in allem durch seinen siechen Körper gehemmt. In schlaflosen Nächten, bei heftigsten Schmerzen hat er damals schwere bittere Kämpfe durchgekämpft, um sich zum Frieden durchzuringen. „Gott kennt meine große Not, wie ein bitterliches, hartes Leiden mich unzählige Mal innerlich verstimmt und eine unselige Macht über mich gewinnt“, heißt es in einem Briefe, und ein andermal: „Du glaubst nicht, wie schwer, wie tief ich fort und fort leide, welch entsetzliche Nöte mir ein kränklicher Körper stets bereitet!“ Aber er ergibt sich in Gottes Willen und findet die Ruhe: „Nach vielen, schweren, bitterlichen Kämpfen scheint es in meinem Herzen mehr und mehr Friede werden zu wollen. Wie danke ich Gott, daß er meinen Willen unter sein sanftes Joch gebeugt. Nur über dem Grab des Eigenwillens erblüht die Stätte himmlischen Friedens!“ So schreibt er 1850 und einige Zeit später: „Ich freue mich gerade über diesen Weg des Leidens; denn Gottes Liebe und Gnade hat mir ihn ausgesucht. In dieser tiefen Demütigung meiner Kraft soll ich ausziehen lernen allen anderen Ruhm als den seines Kreuzes, in dessen Lichte auch mein Kreuz Wonne und Seligkeit werden kann.“ Das Gebet ist sein einziger Trost, es gibt ihm Kraft und Frieden, es ist „ein köstliches Heils- und Segensmittel“. Sein Ziel wird immer mehr völlige Hingabe an den Herrn Jesum Christum, innige persönliche Gemeinschaft mit ihm. Alles Schwere soll ihm nur helfen, dies Ziel zu erreichen: „Die gehäuften Schläge sollen uns nach innen führen und das Herz weich und demütig, heils-

bedürftig und heilsgewiß machen. Das viele, viele Kreuz soll uns reich in der Liebe machen." Sein Glaube triumphiert über alle Anfechtung: „Ich habe Not und Kampf, aber auch Trost und Sieg; δόξα θεῷ πάντων ἕνεκεν" (Gott sei gepriesen für alles). Nichts mehr soll ihn unsicher machen: „Von Leiden habe ich genug. Aber ich habe einen Glauben, der feststehen soll wie ein Fels, weil er an dem ewigen Felsen sich hält, trotz Sturm und Wogen!"

So erprobt sich unter schweren Anfechtungen der auf der Universität gewonnene Glaube und wird zum unerschütterlichen Eigentum.

Während des Sommers 1850, den Stählin im elterlichen Hause zu Weiltingen zubrachte, war ihm der Verkehr mit Pfarrer Schlier in dem benachbarten Frankenhofen äußerst wertvoll. Pfarrer Schlier war zwar bedeutend älter, aber geistige Harmonie hatte eine herzliche Freundschaft zwischen beiden entstehen lassen. Frankenhofen ist nur eine Viertelstunde von Weiltingen entfernt; so konnten die Freunde fast täglich zusammenkommen. Theologische und kirchliche Fragen bildeten den Inhalt ihrer Gespräche, und noch nach Jahrzehnten rühmte Stählin, wie bedeutungsvoll ihm die Spaziergänge mit Pfarrer Schlier gewesen seien.

Schon 1849 hätte Stählin das Anstellungsexamen machen sollen, aber seine Kränklichkeit hatte ihn daran verhindert. Auch 1850 hatte er fast schon die Hoffnung aufgegeben, an der Prüfung teilnehmen zu können, als kurz vor Beginn derselben eine kleine Besserung eintrat. Nachdem er Dispensation von der einzusendenden Predigt, deren Ausarbeitung ihm unmöglich gewesen war, erhalten hatte, machte er das Examen mit und bestand es mit glänzendem Erfolge. Der feurige Geist trug bei solchen

Gelegenheiten den Sieg über den kränklichen Körper davon und zwang ihn zum Gehorsam. Auf die Prüfungskommission aber machte Stählin einen so leidenden Eindruck, daß sie in dem Referat an das Oberkonsistorium bemerkte: der einzige, welcher die Note „vorzüglich“ erhalten habe, sei von so schwächlicher Gesundheit, daß er leider für den Dienst der Kirche wenig zu gebrauchen sein werde. Stählin hat später manchmal daran erinnert, aber er setzte immer hinzu: „Es ist ja alles, alles Gnade!“

Als eine besonders gnädige Führung pries er es auch stets, daß er, als sein Befinden sich etwas gebessert hatte, Vikar bei Dekan H. Brandt in Kattenhochstadt werden durfte. Nach sechzehn Jahren gesegnetsten Wirkens in Windsbach, wo das von ihm gegründete Pfarrwaisenhaus sein Andenken lebendig erhält, hatte sich Brandt im Jahre 1847 auf die kleine Pfarrei im Altmühlthale zurückgezogen, wo er noch neun Jahre thätig sein durfte. Jedoch mußte er sich bei seiner Amtsführung von einem Vikar unterstützen lassen. Mehr als fünf Jahre, vom Herbst 1850 bis Neujahr 1856, durfte Stählin an seiner Seite arbeiten. Die wunderbare Geduld und Glaubensstärke, mit der Brandt alle Schmerzen und Heimsuchungen ertrug, gab auch seinem Vikar immer neue Kraft und ließ ihn immer mehr an Christi Kreuz sich klammern. Auch für ihn brachten diese Jahre manches Schwere. Seine Gesundheit blieb immer noch sehr schwankend; eine höchst beschwerliche, oft arg verstimmende Reizbarkeit der Magennerven, starke Kopfschmerzen und schlaflose Nächte hemmten seine Arbeitskraft und beugten ihn oft tief.

Die Seufzer: „Ach Gott! wenn ich arbeiten, wenn ich thätig sein könnte!“ kehren fast in allen Briefen aus

jener Zeit wieder. Doch fand er immer wieder die Kraft in sich, sein Amt zu versehen, ja auch manches für sich zu arbeiten. In der Gemeinde ging freilich die Rede, man wisse nicht, wer leidender sei, der Pfarrer oder sein Vikar. Aber Brandt selbst konnte im Kirchenjahrsbericht vom Jahre 1855 doch folgendes schreiben: „Für ein großes Glück erachtet er es, daß noch zur rechten Zeit der ausgezeichnet tüchtige und würdige Pfarramtskandidat Adolf Stählin aus Weiltingen als Vikar bei ihm eintreten konnte, der bei vorzüglicher Predigergabe die Gemeinde in christlicher Erkenntnis auf recht erfreuliche Weise fördert und erbaut, den Unterricht der Jugend sich mit solchem Eifer und Geschick angelegen sein läßt, daß diese sich durch christliche Erkenntnis auf das vorteilhafteste auszeichnet. Auch in der speziellen Seelsorge wirkt derselbe mit gesegnetem Erfolge, wie auch sein Wandel durchaus musterhaft und sein Privatstudium im höchsten Grade lobenswert ist."

Als ein lautredendes Zeugnis von diesem Privatstudium, mit dem freilich den angegriffenen Nerven manchmal zu viel zugemutet worden sein mag, ist noch eine umfangreiche Synodalarbeit des Jahres 1853 vorhanden. Sie zeigt nicht Stählins eigene Handschrift; ein Freund, der einige Tage zu Besuch in Kattenhochstadt war, hat sie geschrieben. Denn in diesen Jahren begann das Schreiben für Stählin mühsam und angreifend zu werden. Längeres Schreiben verursachte Kopfweh und Nervenschmerzen. Die früher sehr deutliche und klare Handschrift wurde jetzt flüchtig und zum Teil sehr schwer leserlich. Oft sieht man es den Briefen an, daß sie unter Beschwerden und Schmerzen geschrieben sind.

Die Synodalarbeit zeugt von gründlichster Kenntnis

der Bibel und der Bekenntnisschriften, sowie von umfassender Belesenheit in der theologischen Literatur. Es war die Frage gestellt worden, in welchem Sinne und in welchem Umfange man von einem katholischen, d. i. allgemein giltigen Elemente innerhalb aller Teile der christlichen Kirche sprechen könne.

Stählin entwickelte zuerst den Begriff der Katholizität. Der Prüfstein dafür ist das Festhalten an der geschichtlich überkommenen Wahrheit und eine lebendige Entwicklung auf Grund desselben in geschichtlicher Kontinuität. Die Kirche ist insoweit eine katholische, als sie nach ihren inwendigsten Lebensbedingungen, vor allem nach Seite der Lehre und des Bekenntnisses, auf dem Grunde der Apostel und Propheten ruht, diesen Grund in der Kraft des heiligen Geistes treu bewahrt und in ihre ganze Lebensbewegung und Entwicklung nichts demselben Widersprechendes aufgenommen hat. Sodann zeigt Stählin, inwieweit die römische Kirche nach diesem Maßstabe den Namen „katholisch" verdient, und wie viel mehr die evangelische Kirche in der Lehre von der Kirche, von der Sünde und Rechtfertigung, vom Glauben, von den Werken, von den Sakramenten, von der Person Christi, von der Prädestination wahrhaft katholische Elemente enthält. Dennoch wäre es ein Irrtum, wenn die lutherische Kirche sich als die Kirche bezeichnen würde. Sie steht in ganz anderem Verhältnis zu der katholischen und reformierten Kirche, als etwa die alte Kirche zu judaistischen und gnostischen Sekten. Der eine Strom der allgemeinen Kirche hat sich zerteilt in mehrere Arme, wovon einer wohl vor den übrigen das Lebenswasser in besonderer Reinheit führen und die Herrlichkeit Jesu Christi spiegeln mag, die anderen aber doch

nicht zu Abwässern werden. Bei jener Exklusivität würde die Stellung des Bekenntnisses alteriert. Etwas Menschliches, das allerdings die göttliche Wahrheit birgt, würde zur Grundlage des Lebensbestandes der Kirche erhoben, die Lehre würde zur Verfassung werden, und die Kirche würde eben dadurch aufhören, eine wahrhaft katholische zu sein. Die Aufgabe der Theologie ist es, dem Inhalte des lutherischen Bekenntnisses zur vollen Anerkennung zu verhelfen, und zwar von einer tieferen und umfassenderen Schrifterforschung aus. Gottes Wort und Luthers Lehr gehören zusammen. Je mehr der Organismus der Schrift in seinem geschichtlichen Gefüge und seiner wunderbar göttlichen Einheit erkannt wird, desto mehr wird man erkennen, daß das Bekenntnis der lutherischen Kirche als Ganzes die Schriftwahrheit in sich aufgenommen hat und immer lebendiger sich anzueignen fähig ist. — Ausblicke in die Zukunft schließen die Arbeit: Das Zusammenbrechen aller Ordnungen und Stützen in Kirche und Staat weist auf das Ende; desto mehr thut der Kirche eine Versenkung namentlich in das prophetische Wort not. In der Hoffnung der Kirche wird sie das Wesen der Kirche lichter und klarer erkennen und das lebendige Erfassen der Weissagungen von den letzten Dingen wird gerade die echten Unionsgedanken fördern. Die Kirche der Zukunft, die jetzt freilich vielen in den grauen Nebel des Indifferentismus sich hüllt, wird wirklich erblühen. Man wird diese Kirche, die als eine Braut ihrem himmlischen Bräutigam entgegen eilen wird, nicht mehr die lutherische nennen, aber das lutherische Bekenntnis wird in ihr unverkürzt, bereichert, verklärt sich wiederfinden, und mit diesem Bekenntnis wird sie den letzten Kampf kämpfen, den letzten Sieg erfechten

über die zum nackten Antichristentum gewordenen Mächte dieser Welt.

Die Entwicklung vom Evangelium zum ökumenischen Luthertum sehen wir hier vollkommen vollzogen. Wie fest Stählin bereits im Bekenntnis wurzelt, zeigt sich besonders darin, daß ihm die einzelnen Glaubenssätze nicht zusammenhangslos neben einander stehen, sondern daß er überall organische Zusammenhänge aufzufinden und die evangelische Lehre als eine durchweg konsequente darzustellen weiß.

Während des Aufenthalts in Kattenhochstadt wurde Stählin von zwei Todesfällen in der Familie betroffen, die ihn tief erschütterten. Am 23. Dezember 1852 starb sein jüngster Bruder Ludwig, am 22. Februar 1855 der greise Vater. Beide Todesnachrichten kamen völlig überraschend. Der fünfzehnjährige Ludwig, der das Gymnasium in Ansbach besuchte, war auf dem Wege ins Elternhaus von einem plötzlichen Tode ereilt worden. Gesund und fröhlich hatte er am Vormittag des 23. Dezembers das Alumneum in Ansbach verlassen und war mit einem Freunde der Heimat zugewandert, um die Weihnachtsferien daheim zuzubringen. Eine Stunde vor seinem Ziel hatte er sich von seinem Freunde getrennt und war dann auf wohlbekanntem Wege dem heimatlichen Weiltingen zugeeilt. Aber er sollte es nicht erreichen. Kaum eine halbe Stunde von der Heimat entfernt überfiel ihn eine unerklärliche Schwäche; er verfehlte den Weg, stürzte zu Boden und konnte sich nicht mehr erheben. Ein plötzlicher Tod, über dessen Ursache die verschiedensten Vermutungen ausgesprochen worden sind, setzte seinem jungen Leben ein frühes Ziel. Am nächsten Morgen kam statt seiner in das Elternhaus die Botschaft, draußen sei ein Toter gefunden worden.

Die hinauseilenden Brüder brachten ihren Liebling tot ins Elternhaus. Alle Familienglieder trauerten tief an seinem Grabe. „Die Krone“, so sagten sie, „ist uns vom Haupte gefallen; darum ist unser Herz betrübt und unsere Augen sind finster geworden.“ Einer der Brüder, Otto, der im Jahre 1868 als Pfarrer in Breitenau starb, hat das Leben des Frühvollendeten beschrieben. Das Büchlein, das zuerst als Manuskript für die Angehörigen und Freunde gedruckt worden war, erschien 1857 mit einem Vorwort des Präsidenten von Harleß im Buchhandel. Auf Anregung eines jüngeren Freundes hat Adolf Stählin im Jahre 1887 die Schrift bei Hinrichs in Leipzig neu herausgegeben. Es sei auch hier auf dies Lebensbild hingewiesen, das kaum jemand ohne Förderung und Segen lesen wird.

Es ist wunderbar, zu welcher geistigen und geistlichen Reife der Fünfzehnjährige gelangt war. Mit den Edelsten der alten Klassiker ist er vertraut wie mit nahen Freunden; Homer, Livius, Herodot hat er ganz gelesen; aber auch viele andere Schriftsteller sind ihm nicht fremd. Fast die ganze heilige Schrift kennt er in der Grundsprache; die letzten Worte seines Tagebuchs sind: „Ich vollendete zuletzt noch die Offenbarung Johannis“. Dies Tagebuch und die zahlreichen Briefe lassen auch einen Einblick thun in seine religiöse Entwicklung. Das Wort von Sünde und Gnade, von Buße und Glauben, von Rechtfertigung und Heiligung hat sich seiner Erkenntnis und seiner Erfahrung erschlossen. Nach manchen inneren Nöten und Kämpfen war er zu vollem Frieden gelangt, so daß er während der letzten fünf Wochen seines Lebens Tag für Tag in sein Tagebuch schreiben konnte: „Ich lebte in Gemeinschaft mit Gott.“

Auf dem Wege zu diesem Ziele hat ihn niemand mehr geleitet und gefördert als sein ältester Bruder. Beide waren sich in innigster Liebe verbunden und standen in einem sehr regen Briefwechsel. Wie Ludwig mit allen Anliegen und Sorgen sich an seinen geliebten Bruder wandte und durch dessen Antworten getröstet, erquickt und beruhigt wurde, so waren andererseits die Briefe Ludwigs für Adolf eine Herzensfreude, ein Gegengewicht gegen manche schwere Sorge, die auf ihm lastete. Aus eigener Erfahrung konnte er seinem Bruder bei allen Zweifeln und in allen Anfechtungen Rat und Hilfe spenden. Ein Hauptanliegen war ihm stets, daß das Christentum Ludwigs nichts Krankhaftes, nichts Enges, nichts Düsteres habe. Einmal ermahnte er ihn, auf das Gefühl nicht zu viel zu geben; das Herz täusche uns oft, wenn wir nach seiner Empfindung vor- oder rückwärts gekommen zu sein glauben; oft verdamme es uns mit Macht, aber da wissen wir, daß einer größer ist als unser Herz (1. Joh. 3, 20), derjenige, der dies Herz selbst in seinem innersten Grunde trägt. Ein anderes Mal schrieb er ihm: „Ich kann eine Befürchtung, die Dein letzter Brief in mir erweckt, nicht ganz unterdrücken. Nimm, was ich Dir jetzt schreibe, im Guten auf und beherzige es, wenn Du glaubst, es sei nicht ganz ohne Grund gesagt! Es fragt sich nämlich, ob Dein lebendiger christlicher Sinn, den Gottes Gnade in Dir erweckt, nicht etwas in Gefahr stehe, mit einem namentlich für Dein Alter nicht ganz angemessenen, trüben, düsteren Ernst vermengt zu werden. Eben weil wir Sünder sind, mischt sich auch dem neuen Leben, das der heilige Geist zur Ueberwindung der Sündenmacht in uns erweckt, leicht Ungesundes, Krankhaftes bei. Doch ich rede nur von einer

leisen Gefahr, die sich bei Dir einschleichen könnte. Sieh mehr auf Christum, denn auf Dich! Fasse den Trost der Vergebung Deiner Sünden recht fest ins Herz und sei fröhlich und freudig im Glauben an den, der Dich geliebt hat bis in den Tod! Laß Schmerz und Wehmut immer wieder überwunden werden durch die jauchzende Freude der Erlösung, Deiner seligen Gotteskindschaft, die der heilige Geist im Herzen Dir versiegelt! Freuet euch und abermals sage ich euch: Freuet euch, spricht der Apostel nicht umsonst. Wandle stets im Angesicht Gottes, aber in Einfalt! Verleugne Deine jugendliche Munterkeit nicht; auch sie ist von Gott und kann durch den Geist seiner Gnade geheiligt werden wie alles Natürliche." So hatte er ein wachsames Auge auf die sittliche und religiöse Entwicklung seines Bruders und durfte sich darüber freuen, daß jedes mahnende oder tröstende Wort auf empfänglichen Boden fiel und beherzigt wurde. Man kann sich denken, wie erschütternd auf ihn die Nachricht wirken mußte, man habe den teuern Bruder nicht fern vom Elternhause tot gefunden. In herbstem Schmerze eilte er heim zur Beerdigung, bei welcher der tiefgebeugte Vater die Leichenpredigt hielt über die Worte aus dem 4. Kapitel der Weisheit Salomonis: „Er gefällt Gott wohl, und ist ihm lieb, und wird weggenommen aus dem Leben unter den Sündern, und wird hingerückt, daß die Bosheit seinen Verstand nicht verkehre, noch falsche Lehre seine Seele betrüge. Er ist bald vollkommen worden und hat viele Jahre erfüllet. Denn seine Seele gefällt Gott; darum eilet er mit ihm aus dem bösen Leben."

Es war dies der erste Todesfall in dem großen Familienkreise. Desto enger schlossen sich die Überlebenden

zusammen. Das Verhältnis zwischen dem Vater und dem ältesten Sohne war schon seit mehreren Jahren wieder ein inniges geworden. Schon zur Ordination (30. November 1845) hatte der Vater seinem Sohne ein herzliches Glückwunschgedicht gesandt und ihn als Genossen im Amte begrüßt. An Ostern 1846 hatte die silberne Hochzeit der Eltern alle vierzehn Geschwister im Weiltinger Pfarrhause versammelt und ein neues Band zwischen Eltern und Kindern geknüpft. Es war daher ein schwerer Schlag für die ganze Familie, als der treue Vater nach nur viertägigem Krankenlager im Alter von 73 Jahren aus seinem arbeitsreichen Leben abberufen wurde. Der Nachricht von der Erkrankung war so rasch die Todesbotschaft gefolgt, daß Stählin auch in diesem Falle nur zur Beerdigung heimeilen konnte.

Als ein Beweis dafür, wie anders sich das Verhältnis zwischen Vater und Sohn gestaltet hatte, sei noch eine Stelle aus einem Briefe zu Neujahr 1854 mitgeteilt: „Was ich bisher schon gethan habe, will ich von nun an mit Gottes Hilfe noch eifriger thun, vor den Thron der göttlichen Gnade Gebet und Fürbitte für Sie zu bringen, daß Gott Ihr Leben krönen möge mit seiner Gnade als mit einem Schilde, ihre Tage noch recht verlängern und Ihre Seele füllen mit dem Glauben an den ewigen Sohn Gottes, unseren Heiland Jesum Christum, der die einzige sichere Stütze unseres Lebens, der einzige Trost unter seinen Mühen und Beschwernissen, das helle Licht ist in der letzten Stunde, das hinaufleuchtet zum ewigen Leben. Gott lohne Ihnen alles, was Sie in einem nun langen Leben Sorge, Not und Kampf um unsertwillen getragen; Er sei gepriesen, daß er Ihnen manche süße Frucht derselben hat schmecken

lassen und schenke Ihnen noch recht viel Freude im Kreis der Ihrigen. Er, der treue barmherzige Gott, gebe uns vor allem nach dem Reichtum seiner Güte, daß wir uns alle mehr und mehr eins wissen im Glauben, in der Liebe, in der Hoffnung; daß wir alle mit gottverbundenen Herzen, in fester Eintracht untereinander, in einem unverbrüchlichen, für alle Ewigkeit geschlossenen Bunde dem himmlischen Ziele entgegenpilgern, das einer unter uns bereits erreicht hat!"

Es ist hier die Stelle, auch von dem Verhältnis Stählins zu seinen andern Geschwistern zu sprechen. Es würde eine Seite seines Wesens gar nicht zu Tage treten, würde man nicht hiervon reden. Stählin fühlte sich als ältester Bruder dazu berufen, seinen Geschwistern, namentlich seinen Brüdern, ein Ratgeber und Führer zu werden. Schon vom St. Anna-Kolleg aus erkundigte er sich eifrig nach dem Fortgang seiner Geschwister, und als ein Bruder vorübergehend auch das St. Anna-Gymnasium besuchte, nahm er sich desselben in jeder Weise aufs eifrigste an. Denselben Bruder führte er im Jahre 1843 ins akademische Leben ein. Am meisten aber hat er in den folgenden Jahren durch seine Briefe auf seine Geschwister gewirkt. Er wird nicht müde, seinen Brüdern auf Gymnasium und Universität immer wieder Rat und Mahnung zu geben. Er schreibt ihnen, wie sie am besten ihre Studien einrichten, ihre Zeit ausnützen könnten. Er will regelmäßige Berichte über ihr Thun und Treiben, und trotz aller Kränklichkeit gibt er ihnen die ausführlichsten Antworten. Auch im Äußerlichen sorgt er für sie; noch als Vikar und Pfarrer schränkt er sich so viel als möglich ein, um für seine Brüder sorgen zu können. Freilich fordert er dann auch treues

Haushalten mit dem, was er sich mühsam abgespart. „Eine rechte, in innerer Gewissenhaftigkeit und Treue wurzelnde Sparsamkeit und Sorgfalt in äußeren Dingen ist Christenpflicht.“ Vor allem aber liegt ihm die geistliche Entwicklung seiner Geschwister am Herzen. Sie zu dem Ziel zu führen, wo er nach langem Suchen und Kämpfen Ruhe und Frieden gefunden, das ist sein eifrigstes Bestreben. Aber der Weg dahin führt nur durch Schuldbewußtsein und Buße. Darum straft er jedes Versäumnis, jedes Versehen mit strengen Worten. Er sieht in jedem Unrechte, das ein Bruder begeht, einen „Frevel gegen den Geist und Sinn, auf welchem allein das Heil der Familie beruht, das ist der Geist der Zucht und Ordnung, der Buße und des Glaubens, der demütigen, mit dem Salz der Wahrheit gewürzten Liebe“. Seine Tadelworte mögen da oft zu scharf gewesen sein. Bei eigener Heftigkeit der Natur und krankhaftem Reiz der Nerven wurde er manchmal zu schneidenden, harten, ja der Form nach ungerechten Reden fortgetrieben. Aber dieser brennende Eifer war nur die Kehrseite seiner brennenden Liebe. Das fühlen auch die Brüder: „Adolf sieht in sittlichen Dingen tiefer als wir alle. Gott hat ihn frühe in die Tiefen der Erkenntnis und Erfahrung von geistlichen Dingen geführt“, schreibt einmal einer der Brüder. Und wie gern ist er selbst bereit es zuzugestehen, wenn er andere zu sehr nach dem Maßstab seiner eigenen Natur beurteilt hatte, wenn er es an der tragenden, schonenden Liebe hatte fehlen lassen! Er handelte selbst nach dem Satze, den er anderen zur Mahnung geschrieben hatte: „Die höchste Ehre des Menschen besteht darin, daß er sein Unrecht eingesteht und besser macht.“ Sein sehnlichster Wunsch ist, alle Familienglieder in dem

einen Glauben und der einen selbstverleugnenden Liebe verbunden zu sehen. Die älteren unter seinen Geschwistern fordert er auf, in diesem Sinne zu arbeiten; er bindet ihnen die jüngeren geradezu auf die Seele und stellt ihnen vor, wie schwere Verantwortung sie hätten. Er selbst ist tief durchdrungen von der Aufgabe, von dem Berufe, den er innerhalb seiner Familie hat. Am bezeichnendsten ist hierfür ein Brief aus dem Jahre 1851. Hier heißt es: „Ich habe ein Bewußtsein von dem, was ich durch Gottes Gnade der Familie geworden bin, niemand hat mir dies noch streitig gemacht; ich war der erste, der eingesehen hatte, was der Familie not thut; unter Thränen und Gebeten bin ich vor elf Jahren — ich der älteste — nach Erlangen gezogen. Frühe hatte mich der Vater in den trostlosesten Rationalismus eingeweiht und mich dafür gewinnen wollen; ein tieferes religiöses Bedürfnis zog mich anderswohin; aber, welche Leiden, Kämpfe hatte ich zu bestehen, die aber, wie ich wohl weiß, euch allen zu gute gekommen. Denn Gebetskampf und Bußthränen und liebevolle Hingebung — das ist der einzige Weg, auf dem aus dem schlechten Alten etwas gutes Neues entstehen kann."

Diesen treuen Familiensinn bewahrte sich Stählin das ganze Leben hindurch. An Leid und Freud der großen Familie nahm er stets innigen Anteil. Kein Opfer für das Wohl der Familie war ihm zu groß. Er fühlte sich, besonders in den späteren Jahren, da der Tod die Reihe der Geschwister bereits gelichtet hatte, so recht als Familienhaupt. Mit allen Familiengliedern blieb er in regem brieflichem Verkehr, und seinen zahlreichen Neffen und Nichten stand sein gastfreies Haus stets offen.

Unter der treuen Pflege der Pfarrfamilie erstarkte Stählins Gesundheit, wenn auch unter vielen Schwankungen, doch sichtlich während des Aufenthalts in Kattenhochstadt. Allmählich sehnte er sich auch nach selbständiger Thätigkeit. War er doch mehr als elf Jahre lang Kandidat gewesen, als er seine erste Pfarrei erhielt. Nachdem verschiedene Hoffnungen fehlgeschlagen waren, wurde er im November 1855 zum Pfarrer von Tauberscheckenbach bei Rothenburg ernannt. Präsident von Harleß teilte es ihm selbst mit dem Wunsche mit, daß Stählins Gesundheit sich recht bald so kräftigen möge, daß er sein dortiges Arbeitsfeld als viel zu klein empfinde. „Da der Referent“, fügte er noch bei, „in der Sitzung ausdrücklich hervorgehoben hat, daß es dort sehr gutes Wasser gebe, so wird es Ihnen nicht an Ihrer irdischen Haupterquickung fehlen. Zum rechten Wasser des Lebens wird der Herr durch Sie die Ihnen anvertrauten Schafe leiten.“

Kurz nach der Ernennung verlobte sich Stählin mit der jüngsten Tochter Lina des Dekans Brandt. Im Mai 1856 folgte die Hochzeit. Einundvierzig Jahre lebten die Ehegatten in ungestörter herzlicher Liebe beisammen; war diese doch gegründet auf gemeinsamer Liebe zum Herrn. „Unsere Liebe wird frisch und grünend bleiben, da wir beide den ewigen Born aller wahren Liebe kennen; aus dem wollen wir ohne Unterlaß trinken“, schrieb Stählin seiner Braut. Die Freude an eigenen Kindern blieb dem Ehepaare versagt; desto mehr wandte die Frau alle liebende Sorgfalt ihrem Gatten zu; ihre ganze Lebensarbeit galt ihm. Ihm alle äußeren Sorgen abzunehmen, alle kleinen Hemmnisse aus dem Wege zu schaffen, ein ungestörtes Versenken in seine geistigen Arbeiten ihm zu ermöglichen, war

ihr stetes Bestreben. In mancher Arbeit war sie seine treueste Gehilfin. Unzählige Briefe, viele für den Druck bestimmte Arbeiten hat sie nach seinem Diktat mit gewandter Feder geschrieben und dadurch ihm große Anstrengung, aber auch den Empfängern der Briefe und den Setzern der Druckschriften manche Mühe erspart. Für sein körperliches Wohlbefinden war sie unablässig besorgt; sie wurde nicht müde, alles Fördernde herbeizuschaffen, alles Schädliche fernzuhalten, ihn selbst zu Schonung seiner Kräfte zu ermahnen. Daß sich seine Gesundheit in Tauberscheckenbach und weiterhin immer mehr kräftigte, das verdankte er nächst Gott der hingebenden Fürsorge seiner Gattin. So ist es kein Wunder, daß ihre Begleitung auch auf Reisen ihm allmählich fast unentbehrlich wurde. Der trauernden Witwe ist der Gedanke ein Trost, daß ihr Gatte unter ihrem Verlust äußerlich noch weit schwerer gelitten hätte, als sie unter dem seinen leidet.

Am 31. Dezember 1855 zog Stählin in Tauberscheckenbach ein. Es war wohl manches anders, als er es sich gewünscht hätte. Die Gemeinde war unter dem Vorgänger vernachlässigt worden; die Konfirmanden wußten kein Gebet, keinen Spruch recht; die Registratur war in größter Unordnung; Pfarrhaus und Kirche bedurften baulicher Reparatur. Aber Stählin verbannte allen Kleinmut, alle Verzagtheit, die über ihn kommen wollte; mit Furcht und Zittern, aber auch mit großer Freudigkeit begann er sein Amt. Es war ihm ein großes Anliegen, beides, den heiligen Ernst und die Schärfe des göttlichen Wortes und jene Milde und Liebe, die nicht ohne Not abstößt, miteinander zu verbinden. Immer mehr tritt bei ihm die Milde in den Vordergrund. „Wir sollen den Herrn immer

im sanften, stillen Sausen zu uns kommen lassen, damit er sein Werk ausrichte, und der Sturmeseile und des verzehrenden Feuers nur da begehren, wo es gilt, unsere eigene Trägheit hinwegzuräumen und unsere Sünde zu vertilgen." Ein andermal schreibt er einem Bruder, der gleichfalls im geistlichen Amte stand: „Bei schweren Erfahrungen, die nicht ausbleiben allenthalben, wo es einen Kampf gilt gegen die Macht der Sünde und des Satans, möge Dich trösten, daß still und mählich ist der Gang des göttlichen Reiches auf Erden und das Wachstum seiner Lebenssaaten. Glaube und Gebet sind überall unsere besten Waffen. Wo ihr Licht und Feuer lodert, verdampft alle menschliche, sündliche Leidenschaft, äußere sie sich nun in trotzigem Zugreifen oder in trübseliger Verzagtheit." Am Gebet vor allem ließ er es nie fehlen. Schon in der Antrittspredigt sagte er seiner Gemeinde, daß er ihre Seelen tragen wolle fort und fort vor Gottes Angesicht und des Lammes Thron. Aller Eigenwille, alles Streben nach eigener Ehre soll mehr und mehr verschwinden.

„Brich ganz entzwei den Willen, der sich liebt,
Erweck' die Lust, die sich nur dir ergibt
Und tadelt nie dein heimliches Gericht",

so lautet sein Gebet in jenen Tagen.

Aus vollem Herzen kam die persönliche Liebenswürdigkeit, mit der er allen Gemeindegliedern begegnete. Dieselben nahmen ihn auch mit großer Freundlichkeit auf; sie freuten sich ihres neuen Pfarrers; seine Predigten wurden bald so stark besucht, daß das Kirchlein kaum genügen wollte. Manchen rührenden Beweis der Liebe und Anhänglichkeit seiner Gemeindeglieder durfte er erfahren. Als z. B. ein Müller, der lange krank war, einen be-

rühmten Arzt aus Württemberg zu sich hatte kommen lassen, da sandte er denselben nach seiner Ankunft zuerst ins Pfarrhaus, damit er dem schwer leidenden Pfarrer helfe. In der That scheint die von diesem Arzt verordnete Kur von heilsamem Einfluß auf Stählins Gesundheit gewesen zu sein, wenn dieselbe auch noch lange Zeit sehr schwankend blieb.

Schon in Kattenhochstadt hatten weit ausgreifende Spaziergänge im schnellsten Tempo, am liebsten im eifrigen Gespräch mit gleichgesinnten Freunden, die Haupterfrischung gebildet. Noch mehr war es im schönen Tauberthal ein Genuß, zu wandern und die Freunde in den benachbarten Pfarrhäusern, besonders Pfarrer Zorn in Tauberzell und Pfarrer Ostertag in Betwar, aufzusuchen. Die Montagsgesellschaft in Rothenburg versäumte Stählin selten, wenn auch im Winter die anderthalb Stunden Wegs manchmal beschwerlich waren.

Doch kam die Arbeit im stillen Studierzimmer nicht zu kurz. Schon die Jahre 1856 und 1857 brachten zwei große Arbeiten. Für 1855/56 war als Synodalarbeit die Frage gegeben: Worin besteht und wie äußert sich der Einfluß der Lehre von der Auferstehung der Toten und vom ewigen Leben auf die christliche Gesinnung und auf das christliche Leben, und was kann und soll der Geistliche thun, um mit Hilfe der heiligen Schrift die Lehre in seiner Gemeinde zu klarer Erkenntnis zu bringen, den Glauben daran zu befestigen und ihren Einfluß auf Gesinnung und Leben zu erhöhen? Stählin reichte eine überaus umfangreiche, auf alle einzelnen Fragen eingehende Beantwortung ein, an der besonders die große Klarheit und Entschiedenheit auffallend ist. Überall merkt man heraus, daß Stählin sich feste, unumstößliche Ansichten gebildet und deren Wahr-

heit schon erprobt und erfahren hat. Besonders tritt das in dem Abschnitte hervor, der von der Thätigkeit des Geistlichen handelt. Niemand würde vermuten, daß der Verfasser dieser Arbeit eben seine erste Pfarrstelle angetreten hat. Die Sprache ist ungemein klar und kräftig; jedes Wort hat seine Bedeutung. Wie bestimmt klingt es: „Ohne pietistische Ungeduld, ohne mystische Apathie, ohne pharisäische Lohnsucht, wie ohne falschgeistliche, sich selber wegwerfende Demut gewinnt der Christ in der Hoffnung des ewigen Lebens die Wahrheit und Klarheit, die innere Harmonie und selige Zuversicht seines Lebens."

Im ersten Abschnitt der Arbeit schildert Stählin auch die von der christlichen Lehre abweichenden Anschauungen über Auferstehung und Unsterblichkeit sowie die Folgen dieser irrigen Anschauungen. Hiebei kommt er auch auf den Rationalismus zu sprechen. Es ist interessant zu sehen, wie Stählin jetzt über denselben urteilte. Es möge daher der betreffende Abschnitt, zugleich als Probe der ganzen Abhandlung, mitgeteilt sein. Stählin hatte den Satz aufgestellt, daß die Folge einer prinzipiellen Leugnung der christlichen Lehre von Auferstehung und ewigem Leben notwendig auch Leugnung der Unsterblichkeit überhaupt sei und daß damit der letzte Damm niedergerissen werde, der durch den Schrecken der einstigen Verantwortung und Rechenschaft die Macht der Sünde zurückhalte. Dann fährt er fort: „Man könnte dem nun freilich entgegenhalten, daß es eine Richtung in der christlichen Kirche gegeben hat und noch gibt, welche bei aller Abwendung von der positiv christlichen Lehre über den Zustand nach dem Tode und die letzten Dinge doch nichts weniger als alle Unsterblichkeit leugnen wollte, vielmehr gerade diesem Glauben

mit besonderer Neigung zugethan war und ihm in den Produkten einer sentimentalen Poesie und Erbauungsliteratur einen gar reichen Ausdruck gegeben hat. Aber gleichwohl steht ein Doppeltes fest: 1. daß, was der Rationalismus in diesen Gebieten besessen hat oder noch besitzt, wie überhaupt in allen von ihm noch festgehaltenen religiös-sittlichen Wahrheiten, die Abenddämmerung ist von der ihm untergegangenen Sonne der christlichen Wahrheit, in welcher er zu seinem Glücke noch wandelte; und 2. daß es immerhin nur eine Inkonsequenz war, welche ihn in seinem einmal eingeschlagenen aggressiven Verfahren gegen die christliche Heilswahrheit nicht weiter gehen ließ, eine Inkonsequenz, welche freilich als solche wie bei einzelnen Menschen, so bei ganzen Richtungen häufig genug noch das größte Glück ist. So viel relativ Gutes der Rationalismus durch Festhaltung so mancher Bruchstücke der über Bord geworfenen vollen Wahrheit noch wirken mag, seine Unsterblichkeitslehre namentlich ist nicht die christliche, wie nicht im Wesen, so nicht in der nachhaltigen Kraft für das sittliche Leben. Der Charakter des rationalistischen Unsterblichkeitsglaubens sowohl als der daraus resultierenden sittlichen Stimmung ist der der Sentimentalität, d. h. einer Sinnesart, die in einem beständigen Helldunkel eines Lichtes, das nicht wärmt, und einer Wärme, die das Licht scheut, am liebsten sich findet, die in ihrer selbstseligen und selbstgenügsamen Gefühligkeit gerne auf den klaren Gedanken wie auf den entschiedenen Willen und auf die Einheit von beiden verzichtet. Die Einheit klarer Erkenntnis und entschiedener Willensbestimmung ist aber gerade die Kraft des christlichen Prinzips und Lebens."

Noch mehr als in der ersten Synodalarbeit tritt in

dieser der Gedanke an die Nähe der Wiederkunft des Herrn hervor. „Die ganze Weltlage trägt die Signatur der Endzeit. Die dämonischen Erscheinungen, die nun schon zweimal in der europäischen Menschheit mit solch vulkanischer Gewalt hervorgebrochen sind, weissagen uns mitten unter dem Rufe Friede! Friede! was noch kommen wird. Schwärmerische Erscheinungen, die Hoffnung der Kirche mit Energie und heißer Sehnsucht ergreifend, aber sie in falscher Weise mit der Gegenwart verknüpfend, durchziehen die Kirche da und dort in auffallendem Maße." Mit aller Energie wird von den Geistlichen gefordert, daß sie sich mehr in das prophetische Wort und in die Lehre von der Zukunft des Herrn und von seinem herrlichen Friedensreiche auf Erden vertiefen. Wie warm aber und wie bescheiden Stählin redet, das zeige das Schlußwort: „Der Verfasser fühlt am Schlusse recht, daß alles, was über den hochwichtigen Gegenstand gesagt werden kann, in dem herrlichen Sprüchlein zusammenläuft:

Wem Ewigkeit wie Zeit,
Und Zeit wie Ewigkeit,
Der ist befreit
Von allem Leid.

Wohl dem, der solches erfährt! Der Weg dazu ist in einem anderen Worte uns gewiesen — ich möchte es jetzt und alle Zeit auch zu dem meinen machen — in dem Worte eines unsterblichen Liedes August Hermann Franckes:

Ich leb' schon in der Ewigkeit,
Weil ich in Jesu lebe."

Die Arbeit des Jahres 1857 war ein ausführliches Referat über den Agendenkern. Im Jahre 1856 hatten die Verordnungen über Einführung der Liturgie, noch

mehr die über Kirchenzucht und Privatbeichte einen großen Sturm in der bayerischen Landeskirche hervorgerufen. Auch Stählin bezeichnete es in einem Briefe als einen großen Fehler, daß man statt des Weges stillen Fortbauens vielfach den der äußerlich bindenden und zwingenden Institution eingeschlagen hatte. Ähnlich urteilte er in seiner Biographie des Präsidenten von Harleß. Im Herbste 1857 wurde auf den Generalsynoden zu Ansbach und Bayreuth mit Umgehung der Kirchenzuchtsfrage vor allem über den Agendenkern gehandelt. Unter den etwa sechzig Referaten, die von den Diözesansynoden eingereicht worden waren, wurde Stählins Arbeit von Harleß als das beste bezeichnet, und der Referent, Professor Thomasius, stimmte fast in allen Punkten mit Stählin überein. Es war dies von Bedeutung, weil Stählin in sehr vielem Kliefoth entgegengetreten war, vor allem in dem Anspruch auf ausschließliche Geltung seiner liturgischen Konstruktionen.

Einen schweren Schlag brachte das Jahr 1857 für Stählin mit dem Tode seines Schwiegervaters, des Kirchenrats Brandt. „Ein Kreuzträger, wie ich außer ihm keinen kannte, ist nun heimgegangen“, schrieb Stählin, nachdem er die Todesnachricht erhalten hatte, „um die Krone in Empfang zu nehmen, die nach dem Kreuze uns geschenkt wird. Ein bitterer, schwerer Schlag, und doch wie strahlt Friede und Freude aus dem Dunkel dieser Trauer. Gelobt sei Gott für alles, was er an dem Entschlafenen gethan, was er durch ihn auch an mir gethan! Ich sehe immer mehr ein, es ist nichts mit aller Menschen Thun, Arbeiten, Schaffen, mit allen Gütern und Herrlichkeiten dieser Welt. Gottes Gnade allein ist es, die uns hält, tröstet, mächtig emporhebt über Not und Tod, die Kräfte

der Ewigkeit hereinträgt in unser sonst so nichtiges und elendes Leben, und uns jauchzen und frohlocken läßt auch bei bitteren Thränen und herben Klagen."

Gottes gnädige Durchhilfe durfte Stählin auch in diesen Jahren oft erfahren. Bei der Synode 1858 mußte er als Vigil für den erkrankten Synodalprediger eintreten. Aber Stählin war selbst unwohl und ging mit Beben auf die Kanzel: Aber da verschwand Unwohlsein und Angst, und er konnte in einer gewaltigen Predigt über 2. Kor. 4, 5 u. 7 vom geistlichen Amte reden. In der Predigtsammlung „Gesetz und Zeugnis" (Leipzig 1859) ist diese Predigt abgedruckt.

Im gleichen Jahre wurde er, der jüngste Geistliche des Kapitels, fast einstimmig zum Senior gewählt. So begann man schon damals, vor allem durch seine Predigten, auf ihn aufmerksam zu werden. Aber auf ihm selbst lag die schwache Gesundheit immer noch als schwerer Druck; er empfand sie als Hemmnis. Es schien ihm damals gewiß, daß ihm für immer das bescheidene Los eines Landpfarrers angewiesen sei, und doch fühlte er manchmal in sich die Kraft zu einer größeren Wirksamkeit. „Ja, wenn ich gesund wäre, dann wollte ich die Welt auslachen!" äußerte er damals im Scherze einem Freunde gegenüber. So mischte sich in seine Briefe manchmal eine freilich mehr scheinbare, als wirkliche Zuthat von Schmerz und Trübsinn. Aber er konnte bestimmt versichern: „Mein innerer und innerster Mensch ist selig und fröhlich; der äußere gibt ihm freilich oft zu kämpfen, solchen Frieden und solche Seligkeit zu bewahren."

Mit aufmerksamem Blicke verfolgte er die politischen und kirchlichen Vorgänge. So heißt es in einem Briefe vom Oktober 1859: „Wie viel gibt immer dieser Napoleon

mit seinem dämonischen Wesen, und die ganze von ihm hervorgerufene politische Konstellation, die mir so viel eschatologische Züge zu haben scheint, wie viel der Umschlag in Preußen, Bethmann-Hollwegs Bestrebungen, die gewaltige Frage über das Verhältnis von Kirche und Staat, über Zulässigkeit einer Forderung der gegenseitigen Verbindung, das ungeheuere Problem einer Ehegesetz-Reform, wie viel nicht die konfessionellen Wirren, der Streit im eigenen Lager, die Zustände unserer Gemeinden, im Lichte der kirchlichen Vergangenheit und Zukunft angeschaut, zu denken!"

Den verschiedenen Phasen des Hofmann-Philippischen Streites folgte er mit gespanntem Interesse. Der Rostocker Theologe Philippi hatte der Hofmannschen Theologie den Vorwurf der Unkirchlichkeit gemacht, während Hofmann seine Fassung der christlichen Glaubenslehren nur als eine „neue Weise, alte Wahrheit zu lehren" bezeichnete. Daran knüpfte sich eine längere, zum Teil mit großer Erbitterung geführte literarische Fehde. Stählin schrieb darüber: „Hätte man doch in diesem Streite, in dem ich sachlich durchaus nicht auf Hofmanns Seite stehe, von Anfang allen Schein ketzerriecherischen und -richterischen Wesens vermieden. Vor dem Forum strengster lutherischer Orthodoxie ist ja keiner unserer jetzigen lutherischen Theologen ganz gerecht."

Zu gründlichstem Studium der Dogmatik und Ethik gab bald darauf die Aufforderung Veranlassung, Mitglied der theologischen Prüfungskommission bei dem Aufnahmeexamen zu werden. Im Jahre 1860 nahm Stählin zum erstenmale an der Prüfung teil und hat von da an eine lange Reihe von Jahren dem ersten theologischen Examen in Ansbach beigewohnt. Er nahm die Aufgabe eines

Examinators nicht leicht: „Welch große Vertrautheit mit dem Objekte und innere Bewältigung desselben gehört dazu, wenn man ein rechter Examinator sein will! Eigentlich sollte man das ganze Jahr auf dies Examen arbeiten", schrieb er einmal von Ansbach aus, und in den ersten Jahren seiner Prüfungsthätigkeit hat er gewiß viel mehr als die meisten Kandidaten auf das Examen studiert. Aber er erreichte auch eine solche Beherrschung des Stoffes, daß er allen Examinanden gerecht werden, auch aus unklaren Antworten das Richtige heraushören und auf jeden selbständigen Gedanken eingehen konnte. Zu dieser Sachkenntnis kam eine Güte und Milde, die den Kandidaten ganz vergessen ließ, daß ein Examinator mit ihm redete. Stählin ging immer darauf aus, herauszufinden, was die Kandidaten wußten, nicht sie mit dem zu quälen, was sie nicht wußten. Dabei entging es ihm natürlich nicht, wenn ein Kandidat auf dem einen oder anderen Gebiete geringe Kenntnisse besaß, und in der Notengebung fand das auch seinen Ausdruck. Aber während des Examens selbst ließ er das peinliche Gefühl der Unwissenheit möglichst wenig aufkommen, damit die Kandidaten unbefangen ihr Bestes leisten könnten. Das Examen bei ihm war eine „schmerzlose Operation", wie einer der von ihm Geprüften sich ausdrückte. Dabei beherrschte er den Gang der Unterredung doch so und wußte so viele feine Bemerkungen einzustreuen, daß jeder vom Examen selbst positiven Gewinn mit hinwegnahm. Vor allem aber war es seine Gabe, in den Schlußansprachen mit gewinnender Herzlichkeit zu den jungen Theologen zu reden und ihnen von seiner eigenen Begeisterung für das geistliche Amt etwas einzuflößen. So blieben die meisten der von ihm Geprüften

ihm für immer in Liebe und Verehrung zugethan. Aber auch ihm selbst waren die Examenswochen trotz der großen Anstrengung, der er sich oft kaum gewachsen fühlte, doch jedesmal auch eine geistige Erfrischung, nach der er mit neuem Eifer in sein Pfarramt oder auf sein Bureau zurückkehrte.

Nach dem Tode Pfarrer Löfflers in Rothenburg im September 1859 meldete sich Stählin um die erledigte Stelle. Da er aber manchen als „zu thätig und zu strenge" erschien und ihnen als „Mystiker und Altlutheraner" unsympathisch war, wurde er nur an zweiter Stelle präsentiert und erhielt die Pfarrei nicht. Auf mehrfache Aufforderung meldete er sich aber im folgenden Jahre um die Pfarrei St. Leonhard bei Rothenburg, die er auch erhielt. Am 31. Dezember 1860, genau fünf Jahre nachdem er aufgezogen war, verließ er Tauberscheckenbach, dessen Bewohner ihm durch ihre rührende Dankbarkeit und Anhänglichkeit den Abschied schwer machten. Die neue Stelle war in mancher Beziehung beschwerlich. Das Pfarrhaus befindet sich in Rothenburg selbst, Kirche und Schulhaus aber in dem eine Viertelstunde von Rothenburg entfernten Flecken St. Leonhard oder Siechhaus. Von der Gemeinde wohnt nur etwa der sechste Teil in St. Leonhard und auf den umliegenden Mühlen, die übrigen Gemeindeglieder leben in dem katholischen Pfarrdorf Gebsattel, das drei Viertelstunden von Rothenburg entfernt ist. Zu diesen ungünstigen örtlichen Verhältnissen kam gleich im ersten Jahre eine Streitsache, die ungemein viel Arbeit und Verdruß mit sich brachte. Über das Grabgeläute und das Begräbnisrecht der Protestanten auf dem katholischen Kirchhof in Gebsattel gab es schon seit vielen

Jahren immer wieder Streitigkeiten, denen nun durch Vergrößerung des Kirchhofs zu St. Leonhard ein Ende gemacht werden sollte. Derselbe sollte von nun an auch als Begräbnisstätte der Protestanten von Gebsattel dienen, wobei diesen jedoch das Recht der Beerdigung auf dem mit den Katholiken bisher gemeinschaftlichen Kirchhof zu Gebsattel vorbehalten blieb. Nachdem alles bereinigt schien, kam durch den Unverstand und die Hartnäckigkeit einiger Gemeindeglieder alles wieder ins Wanken. Doch gelang es Stählin, die Sache glücklich zu Ende zu führen, und wie froh war er, als endlich wieder Eintracht und Friede in der Gemeinde herrschte.

Aber es schien, als sollte fast mit Gewalt der Eindruck in ihm erweckt werden, daß seines Bleibens auf dieser Stelle nicht zu lang sein würde. Schon 1861 kam die Aufforderung an ihn, sich um Nördlingen zu melden; jedoch wollte er nicht schon so bald St. Leonhard wieder verlassen. Aber im nächsten Jahre meldete er sich um St. Jakob II in Augsburg, und nachdem diese Stelle anders besetzt worden war, im Oktober 1863 auf das Drängen seines väterlichen Freundes, des Konsistorialrates Ranke, um Erlangen. Kurz vorher hatte er aber auch eine Probepredigt in Nördlingen gehalten. Die Entscheidung zog sich ungemein lange hin. Die Wartezeit war für Stählin peinlich; schon zu den verschiedenen Meldungen hatte er sich schwer entschließen können. „Man könnte an mir irre werden“, schrieb er einem Freund, „wenn ich die notwendigen Schritte nicht auf dringendste Aufforderung gethan hätte. Man hat mich fast dazu genötigt.“ Die Entscheidung stellte er ganz Gott anheim: „Das schöne Wort des alten Molitor in einem Briefe an Delitzsch: „Ich wünsche

kein größeres Gut als die Gnade der völligen Ergebung und innigen Gleichförmigkeit mit Gottes heiligstem Willen" findet einen wundersamen Widerklang in meiner Seele. Die Erfahrungen der letzten Jahre haben mich zu dem Entschluß gebracht, recht willig, demütig, rückhaltlos einer höheren Leitung zu folgen, mich ganz allein in den Dienst meines Herrn und Heilandes zu ergeben, mich dem zur Disposition zu stellen, der am besten wissen muß, wo er mich brauchen kann."

Erst im März 1864 kam die Entscheidung, durch die Stählin zum Stadtpfarrer in Nördlingen ernannt wurde. Schon in den ersten Apriltagen mußte er dorthin übersiedeln. Hier mußte er sich sofort in neue Gebiete einarbeiten. Er wurde Referent für das städtische Schulwesen und gab Unterricht an der Töchterschule. So sah er sich genötigt, zu der damals brennenden Schulfrage Stellung zu nehmen. Die Denkschrift des bayerischen Volksschullehrervereins hatte einen Streit entzündet, der zum Teil mit großer Erbitterung geführt wurde. Aus einem Referat über diese Denkschrift, welches Stählin für eine Pfarrkonferenz ausgearbeitet hatte, entstand ein selbständiges Schriftchen: „Zur Schulreformfrage" (Nördlingen 1865). Es spricht gewiß für den versöhnlichen Charakter dieser Schrift, daß nach Stählins Tode sowohl das Organ des evangelischen Schulvereins in Bayern, das evangelische Schulblatt, als das Organ des bayerischen Volksschullehrervereins, die bayerische Lehrerzeitung, in anerkennenden Worten die Schrift besprachen und ausführliche Auszüge daraus brachten. Zweierlei leitete, wie Stählin selbst im Vorwort sagt, ihn bei Verabfassung des Schriftchens, „einmal das Streben, unter entschiedener Wahrung der

bisherigen positiv christlichen Grundlage der Schule auf alle billigen und berechtigten Wünsche, mit denen der Lehrerstand auftritt, möglichst einzugehen, sodann der Gedanke, auf die tiefer liegenden Grundanschauungen hinzuweisen, um welche es sich bei dem gegenwärtigen Kampfe handelt." Der erste Teil besteht demgemäß in einer Darlegung der Aufgabe der Volksschule und ihres Verhältnisses zu Familie, Staat und Kirche, der zweite Teil bespricht die Denkschrift selbst, der dritte handelt von den prinzipiellen Gegensätzen, die in dem Kampfe um die Schulreform hervortreten. Die Schule ist Hilfsanstalt von Familie, Staat und Kirche. Zwischen Kirche und Schule findet das tiefste organische Verhältnis statt; die Kirche handelt nach ihrem von Gott gegebenen inneren Lebensgesetz und Lebenstrieb, wie nach dem Gesetz ihrer geschichtlichen Entwicklung, wenn sie mit aller Macht ihr Anrecht an die Schule behauptet, von ihr Unterstützung fordert und alle fremdartigen oder der Kirche geradezu feindseligen Erziehungsprinzipien von der Schule ferngehalten wissen will.

Den Forderungen der Denkschrift kommt Stählin in manchen Punkten entgegen: er billigt den Wunsch, daß dem geistlichen Inspektor des Distrikts ein technischer Fachmann beigegeben werde, daß der Lehrer Sitz und Stimme in der Ortsschulbehörde erhalte, daß er vom Mesnerdienst befreit, daß seine ökonomische Lage verbessert werde. Dagegen tritt er entschieden für Beibehaltung der Lokalschulinspektion ein, welche die Denkschrift beseitigt sehen wollte. Jedoch gesteht er zu, daß für die pädagogische und didaktische Vorbildung der Geistlichen mehr gethan werden müsse, wenn ihnen die Schulaufsicht bleiben soll. „Die Schule muß manchem unter uns noch größere Herzenssache

werden. Wir müssen uns mit Theorie und Praxis des Schulwesens ernstlicher befassen. Es ist unsere ernsteste Pflicht, alles aufzubieten, um dem Lehrerstand keine Veranlassung zu begründeter Klage über unsere theoretisch-praktische Befähigung zu einem Amte zu geben, gegen welches gerade sein Hauptangriff gerichtet ist." Am schärfsten bekämpft er die Vorschläge, welche die Denkschrift über die Lehrervorbildung gemacht hatte. Er weist nach, daß weder der Begriff Bildung klar erfaßt, noch das richtige Verhältnis zwischen dem Ziel der Volksschule und dem Maß der Lehrervorbildung berücksichtigt sei. Er sucht deswegen selbst festzustellen, welches Ziel die Volksschule erreichen soll und gewinnt dadurch auch einen Maßstab für richtige Begrenzung der Lehrervorbildung.

Im letzten Abschnitt geht Stählin vom badischen Schulstreit aus. Nach eingehender Prüfung der Geschichte und der Tendenzen des badischen Schulgesetzes kommt er zu dem Ergebnis, daß ein solches Gesetz der Kirche durchaus keine Bürgschaft gebe, daß die Jugend auch nur hinreichend religiös unterrichtet werde, daß vielmehr das ganze Gesetz mit Notwendigkeit zur vollständig religionslosen Schule hindränge. Ebenso gehe die Absicht der bayerischen Denkschrift auf die Kommunalschule. Den Übergang dazu bilde die konfessionslose Simultanschule. Kommunalschulen aber würden auf die Länge zur Entchristlichung des Volkes führen; deshalb sei es Pflicht des Staates, noch mehr aber der Kirche, dagegen anzukämpfen. Die ganze Reformbewegung sei weniger dem Bedürfnis der Schule entwachsen, als der Absicht, die Schule zur Erreichung anderweitiger politisch-sozialer Zwecke zu benützen. Um die Lehrer für die gehegten Reformpläne zu gewinnen, rede man ihnen

ein, sie seien „die Pioniere des göttlichen Weltgeistes, die durch das Gestrüpp der Unvernunft Bahn brechen und die Bande des Löwen der Volksvernunft lösen“, man bringe ihnen im Namen des Zeitgeistes beständige Huldigung dar, um sie durch solchen Sirenengesang wo möglich von der durch Beruf und Geschichte ihnen angewiesenen Bahn auf die Irrfahrt des Radikalismus zu verlocken. Diesem Radikalismus, der das geschichtliche Christentum stürzen und an seine Stelle „Humanität“, an die Stelle von Religion „Bildung und Kultur“ setzen will, gilt im letzten Grunde der Kampf. Es ist für diesen Kampf von hoher Bedeutung nachzuweisen, wie unrichtig es ist, wenn man einen Gegensatz zwischen Christentum und Kultur konstruiert. Es liegt durchaus nicht im Prinzipe wahren evangelischen Christentums, sich gegen den mächtigen Kulturfortschritt der Gegenwart ablehnend zu verhalten, oder die Freiheit und Selbständigkeit natürlicher Lebensentwicklung abzuleugnen, aber das Christentum muß darauf beharren, daß die Religion die höchste und tiefste Lebensmacht bleibt, und alle Kultur in dem Maße innerlich hohl und leer wird und das sicherste Verwahrungsmittel gegen sittliche Auflösung einbüßt, als sie von dieser Lebensmacht sich grundsätzlich freizumachen sucht. „Glaubt man gerade die edelsten Züge der modernen Kultur, wie die mit Recht gepriesene, aus der Wurzel des Christentums erwachsene Humanität, auf die Dauer sich erhalten zu können, wenn die Lebenswurzel grundsätzlich mehr und mehr ertötet wird?“ Beide sind selbständige Lebensgebiete, aber sie sollen in ein Verhältnis innerer Einigung zu einander treten; wenn man die Schule von Christentum und Kirche emanzipieren will, so beraubt man die Schule ihrer eigenen geschichtlichen

Grundlage und der mächtigsten Potenz aller Menschenbildung.

Es mußte diese Schrift etwas ausführlicher besprochen werden, weil sie für Stählins Wesen überhaupt charakteristisch ist. Ein konziliantes Eingehen auf alle irgendwie berechtigten Änderungsvorschläge verbindet sich bei ihm stets mit einem unerschütterlichen Festhalten an den Prinzipien, die er für recht erkannt hatte. Und darin war er Meister, jedes Problem auf die letzten Prinzipien zurückzuführen. Wo er in einer Streitfrage — schien sie auch nur eine geringfügige zu sein — Stellung zu nehmen hatte, ging er in seinen Erwägungen sofort in die Tiefe und suchte die innersten Beweggründe zu erkennen, die den Kampf veranlaßt hatten. Er betrachtete die einzelnen Fragen nicht zusammenhangslos, sondern suchte sie als Äußerungen einer ganzen Zeitrichtung oder Weltanschauung zu verstehen. Jegliche Engherzigkeit lag ihm fern; niemand freute sich aufrichtiger als er über alles Schöne und Große in der natürlichen Lebensentwicklung; aber wo er die Rechte der Kirche beeinträchtigt, das Evangelium in seiner Wirksamkeit gehemmt oder in seinem Inhalt geschädigt sah, da kannte er kein Paktieren; da stand er unerschütterlich fest und scheute den Kampf nicht, so friedliebend er sonst sein mochte.

Das Bestreben, alles auf seinen letzten Grund zurückzuführen, zeigt sich auch in einem Synodalvortrag des Jahres 1866, der im „Beweis des Glaubens" 1867 abgedruckt ist. Er ist betitelt: „Christus, der sündlose Menschensohn, der auferstandene Lebensfürst, der ewige Sohn Gottes; ein populärer apologetischer Versuch" und wendet sich vor allem gegen Renan. Aber nicht im einzelnen will Stählin Renan widerlegen, sondern er sucht

die Grundanschauungen zu begreifen, von denen aus Renan zu seinen Resultaten kommt. „Von sich, von seinen sittlichen, d. h. unsittlichen Begriffen aus und von der Welt aus, in der er sich vorfindet und wie er sie anschaut, trägt er die Züge der Unlauterkeit in das Bild Jesu hinein. Er ist der Sohn eines Volkes, von dem aus, möchte ich sagen, die Lüge in der Gegenwart zu einer weltgeschichtlichen Macht geworden ist — es sind die Charakterzüge des modernen französischen Regimes, der modernen französischen Gesellschaft, die Renan unwillkürlich auf die Person des einzig Reinen überträgt. So redete ich — und so thäte ich, setzen wir hinzu, — wenn ich Christus wär': gilt auch hier. Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde. Der von Gott losgekommene Mensch macht Gott, macht auch den Erlöser nach seinem Bilde.“ Und dann stellt er dem Zerrbild als beste Widerlegung das wahre Bild des Erlösers gegenüber. Daß die Wahrheit immer wieder ihre siegende Kraft bewähren müsse, war seine festgegründete Überzeugung.

Doch trat die literarische Thätigkeit ganz in den Hintergrund gegenüber einer reichgesegneten Arbeit als Prediger und Seelsorger. Bald war es ihm gelungen, sich das Vertrauen der Gemeinde in höchstem Maße zu erwerben. Namentlich waren es seine Predigten, die in Nördlingen wie in den früheren Orten seiner Thätigkeit eine große Wirkung übten, ihm viele Freunde erwarben und ihm die Herzen und Häuser seiner Zuhörer öffneten. Vielerlei wirkte zusammen, um Stählin zu einem ganz hervorragenden Prediger zu machen. Zunächst besaß er eine große natürliche Rednergabe; das Wort stand ihm in hohem Maße zur Verfügung. Was in seinem Geist

lebendig geworden war, das verstand er in reichen Worten anderen mitzuteilen. Wie ein Strom flossen die Worte aus seinem beredten Munde. Dazu hatte seine Sprache einen hohen Schwung. Man hat seine Diktion mit dem Fluge des Adlers über Bergeshöhen verglichen. Eine Fülle edler Worte, ein Reichtum glänzender Bilder, ein Schatz packender Vergleiche stand ihm jederzeit zu Gebote. In seinen jungen Jahren drohte manchmal die bilderreiche Wortfülle, der oratorische Schmuck der Rede die Einfachheit und Klarheit der Gedanken zu schädigen. Doch hat er diese Gefahr später vollständig überwunden. Edles Maß, harmonische Übereinstimmung zwischen Form und Inhalt zeichnen seine Rede aus. Die schwungvollen Worte bilden den klaren Ausdruck tiefer Gedanken. Denn wie die Sprache sich weit über die des Alltags erhebt, so bleiben die Gedanken nicht an der Oberfläche haften, sondern gehen in die Tiefe. Auch wo er von äußeren Dingen redet, ist ihm das Einzelne nur ein Bild des Allgemeinen, das Kleine nur ein Gleichnis des Großen, in jedem einzelnen geschichtlichen Ereignis oder Denkmal überblickt er großartige geschichtliche Zusammenhänge. Dieser historische Zug zeigte sich naturgemäß vor allem bei Gelegenheits- und Festpredigten. Auf Missionsfesten schildert er den Siegesgang der Mission durch die Jahrhunderte; bei der Friedensfestfeier im Jahre 1871 entrollt er in gewaltigen Zügen ein Bild der deutschen Geschichte vom Kaisertum der Hohenstaufen bis zu dem der Hohenzollern, um „die Gesetze nachzuweisen, unter denen eine höhere Hand uns bis hierher gebracht hat“; bei der Einweihung der Emmeranskirche in Nördlingen 1875 zeigt er, wie in der Geschichte der alten, längst zerstörten Emmeranskirche sich die Geschichte der

Stadt Nördlingen, ja die Geschichte des Volkes und der Kirche spiegelt; beim Jubiläum des St. Annakollegs 1882 gibt er im Anschluß an die Geschichte dieser Anstalt einen großen Überblick über die Geschichte dreier Jahrhunderte; beim Jubiläum des Pfarrwaisenhauses in Windsbach 1887 spricht er vom Strom christlicher Barmherzigkeit, der durch die Jahrhunderte fließt; beim Gustav-Adolf-Fest in Nürnberg 1887 predigt er von dem Kampf- und Siegeslied: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" wie es aus der Tiefe unserer Geschichte in die Tiefe unserer Herzen klingt. Doch genug der Beispiele. Kirchen- und Weltgeschichte sind ihm aufgeschlagene Bücher und Gottes Wegen darin nachzugehen, ist ihm Bedürfnis. Aber alle Erscheinungen der Weltgeschichte erhalten erst die rechte Beleuchtung, wenn Christus der Mittelpunkt ist. „Alle Linien der göttlichen Weltregierung, alle Wege göttlicher Menschheitserziehung laufen in seiner Erscheinung auf Erden zusammen. Er übertrifft alle, auch die höchsten Erscheinungen und Thatsachen der Geschichte und führt die Geschichte der Welt selbst dem Ziele ihrer ewigen Vollendung entgegen." Von diesem Standpunkt aus überblickt er wie von einer hohen Warte die wechselvollen Erscheinungen der Völkergeschichte. „Allen Völkern soll das Evangelium gepredigt werden — welch einen Blick gewährt die Verheißung (Matth. 24, 14) in ein tief erregtes, wild brausendes, nie zur Ruhe kommendes Meer, das Völkermeer, das, von keinem Menschenauge bis jetzt völlig übersehen, über den Erdkreis wogt! Welch wundersame Gestalten erheben sich aus dieser Flut und werden von ihr wieder zurückgenommen! Welch ein Geheimnis ist doch jedes einzelne Volk, welch ein Geheimnis vollends diese in

sich gespaltene und doch wieder zusammengehörige Völkervielheit! Welche Gegensätze tauchen auf, von Völkern, die auf der Höhe menschlicher Gesittung sich bewegen, den Adel der Menschennatur in ihren Erzeugnissen ausprägen, und Völkern, die kaum diesen Namen verdienen, die, fast zu tierischer Stumpfheit herabgesunken, träumend ihr Leben dahinbringen! Die einen wandeln im hellen Sonnenlicht der Geschichte, über den andern ist eine traurige, öde, geschichtslose Nacht ausgebreitet. Aber alle Völker bedürfen das Evangelium, allen soll es gepredigt werden." Im Lichte des Evangeliums betrachtet, erhalten alle natürlichen Güter und Gaben der Menschheit ihre rechte Würdigung. Ihr Wert tritt klar hervor, aber auch ihre Grenzen werden sichtbar. „Herrlich sind die Kräfte, die in der Welt, in der Menschheit zumal, von der Schöpfung her, die in dem Menschen gipfelt, walten; herrlicher sind noch die Kräfte der Erlösung. Große und Gewaltige sind über die Erde gezogen; man hat sie eine Weile wie Messiasse gepriesen, bis ihre Namen eingetragen wurden in die Jahrbücher der Geschichte: Jesu Name ist aber stets lebendig und heilskräftig geblieben. Es sind schöpferische Kräfte in die Menschennatur niedergelegt, die den Schöpfer aller Dinge preisen. Es ist etwas Herrliches um das Dichterwort, das unser Innerstes ergreift und unbeschreibliche Empfindungen erweckt, aber das tiefste Sehnen unseres Herzens vermag es nicht zu stillen; nur Jesu Wort stillt es. Es ist etwas Großes um die Wissenschaft, die auf das Gesetz des Geschaffenen und den letzten Grund aller Dinge zurückgeht, aber in die Gemeinschaft mit Gott zu versetzen, vermag keine Weisheit und Wissenschaft; nur Jesus ist der Weg zum Vater. Es ist etwas Herrliches

um die Kunst, sie ist ein Abendrot paradiesischer Schöne, ein Morgenrot zukünftiger Verklärung, aber die wirkliche Welt der Wahrheit und des Friedens vermag sie in diese Welt der Sünde und des Todes nicht hereinzuwirken; Jesus hat aber eine neue Welt inmitten dieser alten geschaffen, er schafft fort und fort die neue Kreatur, diese untrügliche Geistes-Weissagung einer ewigen Welt der Verklärung. Es ist eine große Macht, die Gott dem Menschen in der Gründung von Reichen und Staaten gegeben hat, aber ein Reich Gottes hat auch der mächtigste unter den Erdensöhnen nicht gegründet. Jesus hat dies Reich vom Himmel auf die Erde gebracht und breitet es gerade in unseren Tagen aus bis an das Ende der Erde. Man bewundert die große Kulturbewegung der Geschichte, die Kulturhöhe unserer Zeit, nicht mit Unrecht; aber keine Kultur und Bildung für sich allein vermag den Bann der Sünde zu brechen; Jesus hat es gethan und thut es fort und fort durch sein Wort und seinen Geist." So verschwindet alle Herrlichkeit der Erde vor dem Glanz des Evangeliums; aber auch allen Jammer, alles Elend vermag die Botschaft von der Erlösung in Freude und Heil zu wandeln. In Christo allein ist die Lösung für alle Rätsel und die Heilung für alle Krankheiten gegeben. In ihm ist Frieden und Harmonie unter all den Widersprüchen und entzweienden Gegensätzen unserer Zeit. Aber der Weg zu ihm führt durch die Tiefe der Sündenerkenntnis und der Buße. Daß kein anderer Weg zum Heiland führt, das klingt fast aus jeder Predigt heraus.

Noch eine Eigenschaft haben alle Predigten Stählins: sie sind Zeitpredigten. Die ewige Wahrheit des Evange-

liums in die rechte Beziehung zu setzen zu den speziellen Gefahren und Aufgaben der Gegenwart, war stets sein Bestreben. Er spricht dies selbst in einer Predigt aus: „Jede Zeit hat ihre besondere Art, ihr besonderes Bedürfnis. Wir dienen diesem Bedürfnis. Aber wir verkaufen uns nicht den kommenden und gehenden Meinungen und Richtungen der Menschen und Zeiten. Wir dienen um Jesu willen. Über allem Wogen und Gären von Zeitmeinung und Zeitanschauung steht das Zeugnis von Jesu, ewig sich selbst gleich."

Die letzte Festpredigt, die Stählin hielt, galt der Einweihung der deutschen evangelischen Kirche in Paris im Dezember 1894. Der Text, den er sich dafür gewählt, war 1. Kor. 2, 1 u. 2: „Und ich, lieben Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt. Denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten." Mit dieser Textwahl hat Stählin so recht den Charakter all seines Predigens gekennzeichnet. Alle theologische und philosophische Bildung, das tiefe Verständnis von Vergangenheit und Gegenwart, alle Beredsamkeit soll nur dem einen dienen, das Wort vom Kreuz, von dem Sohne Gottes, der der Sündenheiland geworden, zu predigen und ihm die Herzen der Menschen zu gewinnen. „Mea philosophia est amare et scire Jesum", so lautete sein Wahlspruch. „Das Wort vom Kreuz ist die höchste Weisheit", das war der Ausgangspunkt für all sein Denken. Dieser göttlichen Weisheit gegenüber ist alle menschliche Weisheit wertlos. „Was ist alle Menschenweisheit? Eine Welle, von der wogenden Flut der Zeit gehoben und wieder ver-

schlungen. Aber Gottes Wort zieht in tiefer, sicherer, ruhiger Strömung unaufhaltsam, vergeblich bedräut von Menschenmacht und Menschenlist, dahin, entgegen dem Meer einer seligen und herrlichen Ewigkeit." Die Überzeugung, daß in der Predigt des Evangeliums die wahre Weisheit enthalten ist, hat auch zur Folge, daß ein starker apologetischer Zug durch alle Predigten hindurchgeht. „Der Glaube hat die Prüfung nicht zu scheuen: wüßten die Leute, was Vernunft ist, sie würden nicht sagen, sie widerspreche dem Glauben."

Was aber Stählins Predigten die unvergleichliche Kraft gab, war eben, daß er selbst so ganz durchdrungen und erfüllt war von dem Inhalte seiner Predigt. Jedermann mußte das Gefühl haben, daß dieser Mann für das, was er predigte, leben und sterben würde. Das waren nicht nur Worte, am Schreibtisch wohl ausgedacht und dann der Gemeinde vorgetragen, nein, die ganze Persönlichkeit war vom Geiste der Predigt erfüllt und bewegt: jeder Gedanke ohne Ausnahme, ja jede Bewegung des Körpers galt dem verkündigten Worte. Es war Begeisterung im höchsten Sinne des Wortes: das Auge glänzte, die Stimme wuchs zu solcher Kraft, daß sie die größte Kirche füllte, die fast übergroße Lebendigkeit der Geberden zeigte, wie gewaltig der Prediger im Innersten erregt und hingerissen war.

In Nördlingen entfaltete sich Stählins Predigtgabe zur höchsten Blüte. Der große Kreis von Zuhörern, die mit Verständnis und innerer Teilnahme seinem Worte lauschten, regte ihn selbst an und ließ ihn sein Bestes geben. Mehrmals hatte Stählin in diesen Jahren auch Gelegenheit, an anderen Orten vor größerer Zuhörerzahl

zu predigen. Schon 1860 hatte er beim Bibelfest in Nürnberg gepredigt; 1865 hielt er ebendort die Predigt am Missionsfeste, und im gleichen Jahre mußte er auf die Aufforderung des Präsidenten von Harleß die Predigt zum Schluß der vereinigten Generalsynode in Bayreuth übernehmen. Namentlich die letzte Predigt fand allgemeine Anerkennung und gewann ihm viele Freunde. Harleß soll ihn nach der Predigt voll Rührung umarmt und geküßt haben. Ein kompetenter Beurteiler schrieb damals noch am Tage der Predigt: „Stählin war der Prediger, der kleine, unscheinbare und doch gottgeistige Mann. Er nahm den Text 2. Tim. 2, 19: ‚Aber der feste Grund Gottes bestehet, und hat dieses Siegel: der Herr kennet die Seinen, und: es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennet.‘ Ein gewaltiger Spruch, den er gewaltiglich behandelte. Die Predigt war ein Strom geistreicher Gedanken in edler gewaltiger Sprache und einem Vortrag, der hinreißend war. O, Gott sei gepriesen, daß er zu unserer Zeit solche Männer erweckt und in den Dienst der Kirche gestellt hat!“

Die Nördlinger Gemeinde hatte bald Gelegenheit, ihre Liebe und Verehrung für Stählin durch die That zu zeigen. Als im März 1866 Dekan Ebermeier gestorben war, wurde Stählin mit seltener Einmütigkeit zum Hauptprediger gewählt, mit welcher Stellung gewöhnlich das Amt des Dekans verbunden ist. Schon wurde das Dekanatsgebäude für ihn hergerichtet, als eine andere Frage auftauchte. Besonders durch jene Predigt in Bayreuth waren die kirchlichen Oberen auf Stählin aufmerksam geworden, und als Konsistorialrat Sixt in Ansbach plötzlich ge-

storben war, glaubten sie keinen besseren Nachfolger finden zu können als Stählin. Aber dieser lehnte auf eine an ihn ergangene Anfrage ganz entschieden ab. „Ich danke für alle Zeit für eine Konsistorialstelle", schrieb er damals an einen Freund; „das Bureauleben wäre nichts für mich, für jetzt gewiß gar nicht. Ich wünsche mir nie eine Stelle im Kirchenregiment. Bei einem Ruf müßte ich meiner Sache ganz gewiß sein, wenn ich mit gutem Gewissen ja sagen könnte." Der Gedanke, gerade jetzt von Nördlingen fortzugehen, fiel ihm ungemein schwer; es schien ihm ein Undank gegen das große Vertrauen, das man ihm soeben erwiesen. Aber alle seine Einwände wollte man im Oberkonsistorium nicht gelten lassen. Harleß schrieb ihm einen wahrhaft väterlichen Brief: „Daß Sie Gott der Herr mit den hierzu nötigen Gaben begnadigt hat, müssen Sie vorderhand mir glauben." So mußte Stählin endlich seine Bedenken überwinden und in dem neuen Rufe Gottes Willen erkennen lernen. Eine mit unzähligen Unterschriften bedeckte Petition der Nördlinger Gemeinde suchte noch einmal auf seinen Entschluß einzuwirken. Es war vergeblich; aber der Abschied wurde für Stählin dadurch nur noch schwerer. Die Stimmung, in der er dem neuen Amte entgegensah, klingt nach in einem Briefe, den er kurz nach seiner Ernennung zum Konsistorialrat noch von Nördlingen aus geschrieben hat. „Ich bin bei einem für mich ungeheuren Wendepunkt angekommen. Das Gewicht des neuen Lebensabschnittes lag einige Zeit wahrhaft zermalmend auf mir. Die tiefste innere Not, den herbsten inneren Schmerz hatte ich durchzumachen. Ich bin jetzt ruhiger. Was durfte ich doch auch hier erfahren! Unter solchen Auspizien in eine aufgeregte Gemeinde ge-

treten — und wie hat mir Gott durchgeholfen, über Bitten und Verstehen gethan. Es ist mir wirklich Liebe und Vertrauen in seltenem Maße zu teil geworden. Doch all dies ist eine Gnadengabe; darum wohl auch, um es als solche zu erkennen, muß ich von dannen; freilich, ich ziehe mit blutendem Herzen fort von einer mir unvergeßlichen Gemeinde."

Am 14. Oktober 1866 hielt Stählin seine Abschiedspredigt in Nördlingen über Röm. 1, 16. Er wollte den ihm anvertrauten Seelen zum Abschied noch einmal das Beste geben. Er ließ die Gemeinde tief in sein Herz blicken, damit sie sehe, mit welch brennender Liebe er ihr zugethan, aber auch was der Quell dieser Liebe und die Kraft seines ganzen Lebens sei. Vielleicht nie hat Stählin wärmer, persönlicher gesprochen. Nur 2 ½ Jahre hatte er in Nördlingen gewirkt, aber Gemeinde und Pfarrer waren in der kurzen Zeit so miteinander verwachsen, daß das Scheiden nicht ohne herbsten Schmerz möglich war.

Auch über den Kreis der eigentlichen Gemeinde hinaus erregte Stählins Weggang Bedauern. Durch seine Liebenswürdigkeit, sein herzliches Entgegenkommen, sein ganzes sympathisches Auftreten hatte er auch sonst die Herzen vieler gewonnen. Bei einer Abschiedsfeier sprach auch der katholische Stadtpfarrer, der jetzige Geistliche Rat Wildegger, indem er von dem Worte des 133. Psalms ausging: „Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen."

Die Nördlinger Jahre waren ungemein arbeitsreich und unruhig gewesen. Das Jahr 1865 hatte die große Arbeit über die Schulreform, sowie die beiden Predigten

in Nürnberg und Bayreuth, das folgende Jahr die Dekanatsverwesung und die Kämpfe um die Entscheidung gebracht. Trotzdem war Stählins Gesundheit auch in Nördlingen noch mehr erstarkt. So konnte er mit rüstiger Arbeitskraft und großer Frische aus dem Pfarramt in die kirchenregimentliche Thätigkeit übergehen.

III.

Im Kirchenregiment.

„Es erscheint mir wundersam, wenn manche den kirchenregimentlichen Beruf so ganz in äußerer Ferne und innerer Abgezogenheit vom Leben und Bedürfnis der Gemeinde sich denken. Wie viele Fäden inneren Zusammenhanges verknüpfen ihn mit denselben, wie hat jener Beruf in seiner ganzen vielverzweigten Thätigkeit doch nur in der allgemeinen kirchlichen Aufgabe sein letztes Ziel, daß Gottes Wort und Sakrament reichlichst im Schwange gehen und das Leben der Gemeinden immer mehr durchdringen!" So schrieb Stählin in der Vorrede zur achten Auflage des Brandtschen Predigtbuches und zeigte damit, wie er die Aufgabe des kirchenregimentlichen Berufs auffaßte. In der mannigfachen Thätigkeit des Konsistorialrats — und später in den höheren Stellen — hat er diese Auffassung bewährt. Bei Kirchenvisitationen und bei Kircheneinweihungen, bei Ordinationen und bei Prüfungen hatte er immer das höchste Ziel vor Augen, das Reich Gottes zu fördern. Das mußte jeder merken, der mit ihm zu thun hatte, und gerade deshalb war sein Einfluß so tiefgehend. Aber noch etwas anderes beförderte seine Wirksamkeit: ich meine seine gewinnende Liebenswürdigkeit und herzliche Freundlichkeit, seine Offenheit und Unmittelbarkeit. Von bureaukratischer Behandlungsweise

bei seinen Amtsgeschäften war er weit entfernt; bei ihm hatte alles einen persönlichen Zug. Manches erschwert einen herzlichen Verkehr zwischen Vorgesetzten und Untergebenen; er wußte diese Hindernisse zu überwinden. Rasch fand er Vertrauen, dem bald dankbare Liebe und Verehrung folgte. An seinem Wohlwollen durfte niemand zweifeln; konnte man doch selbst dann, wenn er eine Bitte abschlagen oder einen Tadel aussprechen mußte, ihm leicht anmerken, wie viel lieber er die Bitte gewährt, wie viel lieber er gelobt hätte.

Es entzieht sich ja naturgemäß vielfach dem Blick der Öffentlichkeit, was für Segen von seiner Wirksamkeit ausging. Aber in vieler Herzen lebt ein dankbares Erinnern an das, was Stählin ihnen gewesen. Die Kandidaten, denen er in den Schlußansprachen nach dem Examen wertvolle Anregungen und beherzigenswerte Mahnungen in den Beruf mitgab, die Pfarrer und Gemeinden, auf die seine Worte bei den Kirchenvisitationen ermutigend, erfrischend und belebend wirkten, die vielen Einzelnen, die auf seinem Bureau Rat und Trost suchten und fanden, haben ihn heute noch nicht vergessen.

Auf eines aber sei noch besonders hingewiesen, auf den weitausgedehnten Briefwechsel, der für Stählin auch ein Mittel war, triebkräftigen Samen auszustreuen oder dürstenden Saaten Lebenswasser zu spenden. Für manchen ist ein Brief Stählins ein für das innere Leben so bedeutungsvolles Ereignis gewesen, daß noch nach Jahrzehnten die dankbare Erinnerung daran lebendig ist. Es möge hier der Anfang eines an Stählin gerichteten Briefes mitgeteilt sein; der Schreiber des Briefs ist schon längst heimgegangen. Es heißt hier: „Für zwei Briefe habe

ich Dir wieder zu danken, deren einen ich gestern zum Neujahrsmorgen erhalten und unter vielen Thränen gelesen habe. Der Herr, der den Becher kalten Wassers nicht unbelohnt läßt, mit welchem man in seinem Namen den Schmachtenden erquickt, vergelte Dir reichlich jeden Tropfen Labsals, welchen Du auf mein mattes Herz träufeln lässest. Ein paar Zeilen von Dir sind allemal ein Balsam für mein wundes, krankes Herz." Wie der Schreiber dieses Briefes, so hat mancher in schwerer Anfechtung von Stählin Trost und Stärkung empfangen; mancher Zweifelnde hat sich von seiner Glaubensstärke aufrichten, mancher Irrende sich von ihm auf den rechten Weg zurückführen lassen. Jede derartige Wirkung vollzieht sich im stillen und geheimen; die Worte verhallen, die Briefe gehen verloren; aber der Segen bleibt. Darum durfte auch hier nicht davon geschwiegen werden.

Doch stand neben dieser Wirksamkeit im verborgenen eine umfassende öffentliche Thätigkeit. Als Hauptprediger hatte Stählin in Ansbach alle drei Sonntage zu predigen. So oft er das Wort Gottes verkündigte, waren die Kirchen überfüllt; Gebildete und Ungebildete ließen sich in gleicher Weise von seiner Predigt begeistern. Namentlich in den Kriegsjahren 1870 und 1871 verstand er es, warm zu dem Herzen der Gemeinde zu reden; er begleitete die Zeitereignisse mit seinen Predigten: er spendete seiner Gemeinde Trost und Hoffnung in der Zeit schwerer Not, er ließ aus Gottes Wort die Mahnung zur Treue ertönen und zeigte schließlich, wie eine rechte Friedensfestfeier beschaffen sein soll. Hiebei trat sein warmer Patriotismus zu Tage. Er war erfüllt von der Herrlichkeit der deutschen Geschichte, in der er Gottes Walten erkannte; er war durchdrungen von

dem Gedanken, daß das deutsche Volk einen besonderen Beruf in der Welt zu erfüllen habe, und fand die eindringlichsten Worte, um das Volk an seine Aufgabe zu mahnen. „O vergiß es nicht, deutsches Volk“, so rief er in der Predigt am Friedensfest am 12. März 1871 aus, „o vergiß es nicht, was Gott an dir gethan; deine ganze Geschichte trieft von Gottes Liebe und Erbarmung; vergiß es jetzt am wenigsten, denn was er dir im Jahre 1870 und 1871 erwiesen, ist die Fortsetzung und Vollendung dessen, was er an dir im Jahre 1813 und 1814 gethan. Er hat dich immer wieder aus dem Staube aufgehoben, damit du seinen Ruhm, sein Werk verkündigtest. Gedenke deines hohen Berufes! Nie mögest du dich verlieren in Sinn und Streben nach Weltmacht und Weltgewinn! Bleibe ein Pfleger höherer und höchster Güter! Nie mögen die Prophetenstimmen in deiner Mitte verstummen, die im Sinn und Geist deines größten Sohnes, Luthers, dir das ewige Evangelium verkündigen, nach oben, zu dem ewigen Gott und seinem Gesalbten dich weisen! Nie mögest du auch deines prophetischen und priesterlichen Berufes vergessen für die andern Völker, in deren Mitte dich Gott gesetzt hat, damit du ihnen zum Segen, ein Licht und ein Salz für sie seiest! Du sollst ihnen voranleuchten im Glauben, in der Treue, in der Zucht, im Sinne für Recht und Wahrheit. Der Lebenstag mancher von ihnen scheint sich zu neigen; deine Lebenssonne ist höher gestiegen; laß sie andern leuchten! Wenn du versinkest, versinkt die Menschheit, hat einer dir zugerufen, der in schwerer Zeit stärkend und tröstend dir zur Seite stand [Fichte]. Wie du deines Berufes wartest, davon hängt viel ab für die Zukunft der Welt.“

Auch auswärts predigte Stählin mehrmals als Konsistorialrat, so 1867 in Barmen bei dem Jahresfeste der Elberfelder Bibelgesellschaft, 1871 in Leipzig bei der Jahresfeier der evangelisch-lutherischen Mission, 1877 in Nürnberg am Missionsfeste. Besonders durch diese Predigten wurde sein Name auch in außerbayerischen Kreisen bekannt.

Die Arbeit der Konsistorialratsstelle war nicht unbedeutend; aber Stählin fand doch Zeit, einiges zu veröffentlichen. Das Wichtigste davon ist seine Schrift über das landesherrliche Kirchenregiment und seinen Zusammenhang mit Volkskirchentum (Leipzig 1871). Veranlassung zu dieser Arbeit hatte Dr. Theodosius Harnacks Schrift „Die freie lutherische Volkskirche" gegeben. Die ihr zu Grunde liegenden Fragen nach ihrer geschichtlichen und prinzipiellen Seite zu erörtern, sowie die von ihr verfolgten praktischen Ziele zu prüfen war die Absicht Stählins. Das Resultat, zu dem er kommt, läßt sich etwa in folgenden Sätzen wiedergeben: „Das landesherrliche Kirchenregiment ist nicht göttlichen Rechts, es stammt auch nicht aus dem Wesen der Kirche unmittelbar, es ist uns nicht als obligate Einrichtung von den Reformatoren für alle Zeiten hinterlassen. Es ist lutherische Grundanschauung, daß es kein göttlich gegebenes Verfassungsgesetz gibt. Aber die Landeskirche ist eine ehrwürdige, von Gott reich gesegnete kirchliche Lebensform. Durch sie ward das Evangelium in Deutschland gerettet; sie war das Schirmdach, unter dem die herrlichsten Blüten evangelischen Lebens unter unserem deutschen Volke sich entfalteten. Wo deshalb eine Landeskirche unverworren ist von der Union und den sicheren Bekenntnisgrund unter ihren Füßen hat, da weiche

sie nicht, sondern halte, was sie hat. Wir wollen das, was uns der Herr der Kirche an äußeren Stützen für unseren Lebensstand und Lebensberuf gegeben, als einen Stab für unsere Wanderung durch das Leben des Volkes, nicht selbst ohne die dringendste Not zerschlagen. Denn bei einer Beseitigung des landesherrlichen Kirchenregiments löst sich auch das Verhältnis der Kirche zu Volk und Staat, die Kirche würde gewaltig gelichtet werden und sicher keine Volkskirche bleiben. Freikirche und Volkskirche sind uns Gegensätze. Es kann freilich für die Kirche die Nötigung eintreten, ihr Verhältnis zum Staat zu lösen. Sobald die bisherige Verfassung mißbraucht werden sollte, um den Bekenntnisstand der Kirche zu schädigen, bliebe der Kirche keine Wahl, sie müßte ihr Bekenntnis und ihre auf demselben ruhende Existenz als Freikirche retten."

Es war eine krasse Verdrehung der Wahrheit, wenn in einer Besprechung von Stählins Schrift ihm die Ansicht zugeschrieben wurde, es bestehe „die dringendste Gewissensnötigung, mit der Staatskirche durch dick und dünn zu gehen, gleichviel ob in ihr das Evangelium verkündigt oder verschwiegen, geehrt oder verachtet, beschützt oder verfolgt werde". Von nichts war Stählin weiter entfernt. Aber es war seine Überzeugung, daß in der gegenwärtigen Form der Landeskirche, daß namentlich in der bayerischen Landeskirche der freie Lauf des Evangeliums nicht gehemmt, das lutherische Bekenntnis nicht gefährdet sei. Er hielt deswegen, wie er im Vorwort zu den Lebensbildern „Löhe, Thomasius, Harleß" sagt, die Landeskirche nicht etwa für eine Art notwendigen Übels, das noch einigermaßen zu tragen sei, sondern für ein hohes Gut, das aller Pflege und Hingebung würdig sei. Er sah es deswegen auch als

ein Unrecht an, auf die Beseitigung der Landeskirche hinzuarbeiten. Er zitierte gern das Wort eines katholischen Staatsmannes, etwas Besseres als die Protestanten gegenwärtig besitzen, würden sie auch bei Änderung ihrer bisherigen staatsrechtlichen Stellung nicht erhalten. Freilich wird manchem die Richtigkeit dieses allgemeinen Satzes sehr fraglich sein. Auch die Behauptung Stählins, daß Freikirche und Volkskirche notwendig Gegensätze sein müßten, hat bei vielen Widerspruch gefunden, wie ja Harnack eben in der Vereinigung von Freikirche und Volkskirche das Heil der Zukunft sah. Aber man wird auch Stählins Anschauung begreifen. Er war dankbar für alles Gute, das er in der Landeskirche sah, und empfand wenig die von andern so schwer beklagten Schäden der landesherrlichen Kirchengewalt. Vor allem aber schien es ihm, wie oben erwähnt, fraglich, ob man etwas Besseres an die Stelle der Landeskirche setzen könnte. Es war daher ganz aus seinem Herzen gesprochen, wenn ein geistig hochbedeutender bayerischer Geistlicher sich einmal äußerte: „Das Evangelium hat bei uns freien, ungehemmten Lauf, niemand und nichts hindert unsere Kirche, frei nach ihrem Bekenntnis ihres heiligen Amtes zu warten, das Wort vom Kreuze zu verkünden und alle, die ihr anvertraut sind, zu dem Glauben zu rufen, der das Herz neu und selig macht. Und das ist das Entscheidende, worauf es allein ankommt. Es ist kein Grund vorhanden, Babel! Babel! in diese Kirche zu rufen und zur Flucht aus derselben aufzufordern. Wohin laden uns denn diejenigen, die zum Austritt auffordern? Die dumpfe Enge der Sekten und das streitende Chaos der Freikirche sind wahrlich nicht einladend."

Es mögen schließlich hier noch einige Worte Stählins aus einem Briefe des Jahres 1891 angeführt werden. „Ich fühle mich in der Landeskirche so wohl, so frei, so glücklich trotz aller Schwierigkeiten und Kämpfe, die der Kirche des Herrn übrigens nie gefehlt, ich sehe so viel Fortschritt, ein so kräftiges Ringen und Streben, daß ich mich freue und Gott danke, daß ich gerade in diese Zeit mit meinem heiligen Amte gefallen. Ich bin auch unendlich ferne davon, als Diener der Landeskirche die una sancta zu vergessen, ich lebe gerade recht in ihr. Meine Liebe zur Landeskirche wurzelt in der Liebe zum Herrn und seiner ewigen Gemeinde; ich glaube, es lebt in mir etwas von brennender Liebe und warmer Begeisterung für beide, ich will auch allein leben von Gottes ewiger Erbarmung und Christi Blut und Gerechtigkeit; ich liebe aber die Landeskirche, weil es etwas Großes ist und Gottgewolltes, daß die Kirche das ganze Volk umfasse und ihr Netz in erbarmender Liebe über dasselbe ausbreite, ich liebe unsere Landeskirche, weil ich in ihr die ewigen Fundamente allen wahren evangelischen Christentums und lutherischen Kirchentums gewahrt sehe und weil Gott der Herr diese Kirche auch sichtlich reich gesegnet hat. Ich halte es für Unrecht, ja unter Umständen für Frevel, immer nur an ihr zu kritteln und zu rütteln. Will Gott der Herr diese gegenwärtige Form evangelischen Kirchentums zerschlagen, so ist es seine Sache; er hat aber auch schlechterdings kein klares Zeichen uns gegeben, daß er es thun wolle."

Die Liebe Stählins zur bayerischen Landeskirche, die sich hier in so warmen Worten kundgibt, ist mit den Jahren immer mehr gewachsen. Als er vollends an die Spitze der Landeskirche gestellt worden war, galt ihr all sein Denken

und Sorgen. Für ihre Förderung zu arbeiten, ward er nie müde. Jedes ihr gespendete Lob beglückte ihn, jeder Tadel that ihm wehe und konnte ihn tagelang verstimmen. Die Frage: „Nicht wahr, es geht doch vorwärts in unserer Landeskirche?" stellte er gerne auch an solche, denen er die Fähigkeit sachgemäßen Urteils selbst hätte absprechen müssen. Er war nicht blind gegen die Schäden und Gebrechen der Landeskirche; er kannte sie, wie er einmal sagte, nicht bloß aus den Akten, sondern auch aus eigenster persönlicher Erfahrung und Wahrnehmung. Wenn man ihn auf diese Mängel aufmerksam machte, so stellte er sie durchaus nicht in Abrede; aber mehr und mehr wandte er seinen Blick von ihnen ab und den Lichtseiten zu. Wer diese ihm gegenüber hervorhob, der hatte sein Herz gewonnen. Dabei lag die Gefahr vor, daß der edle Mann bisweilen nicht merkte, wie man ihm zu Gefallen redete. Sein Idealismus war der Gefahr des Mißbrauchs ausgesetzt. So ist die Liebe, die seine Stärke war, fast auch seine Schwäche geworden. Aber wer wollte eine Schwäche, die aus so edler Quelle geflossen, nicht milde beurteilen!

Doch wir haben vorgegriffen. Aus der Ansbacher Zeit sind noch mehrere umfangreiche Recensionen zu erwähnen, die Stählin in der „Zeitschr. für luth. Theologie" veröffentlichte. Nachdem im Jahre 1871 Vilmars Vorlesungen über theologische Moral von Israel herausgegeben worden waren, besprach Stählin das Buch in einem ausführlichen Aufsatz. So sehr ihm Vilmars Geistes- und Gemütsreichtum, sein Ernst und seine Glaubenswärme sympathisch war, so wenig konnte sich Stählin in das herbe, schroffe Urteil finden, das Vilmar sowohl über die Gegenwart als über das vorchristliche Heidentum fällt. Dem Satze

Augustins, daß die Tugenden der Heiden nur glänzende Laster seien, dem Vilmar die vollste Wahrheit zuerkannte, widersprach Stählin aufs entschiedenste. Jedenfalls habe der Satz nur sehr relative Wahrheit, sofern auch die glänzendste Tugend des Heiden vor der selbstsuchtlosen Liebe des Christen in den Schatten trete; wie er aber laute, widerspreche er der Schrift, denn diese lehre eine gewisse Gesetzeserfüllung auch der Heiden, und der symbolischen Lehre unserer Kirche von einer iustitia civilis. Auch sonst waren ihm manche Behauptungen zu apodiktisch, aber im ganzen trat er warm für das Buch ein.

Noch mehr ist das der Fall bei der „Christlichen Ethik" von Martensen, die Stählin im Jahrgange 1874 der genannten Zeitschrift besprach. Gerade das, was bei Vilmar etwas zu kurz kam, die wahre Einsicht in das Verhältnis von Geistlichem und Menschlichem, von christlicher Ethik und moderner Humanität, schien ihm Martensen trefflich behandelt zu haben. Stählin konnte sagen, daß die Grundtendenz und Grundanschauung des Buches sich vollkommen mit seiner eigenen decke.

Zu einer umfangreichen Arbeit gab ihm das Werk „Christentum und Luthertum" von Prof. Kahnis Veranlassung. Unter dem Titel „Die Theologie des Dr. Kahnis" besprach er die verschiedenen Fragen, zu denen Kahnis Stellung genommen hatte. Auf diese Weise hatte Stählin Gelegenheit, über alle Hauptfragen der Theologie seine Anschauung zu äußern. Wer Stählins Theologie kennen lernen will, muß diese Aufsätze in die Hand nehmen. Es ist hier nicht der Raum, auf alles Einzelne einzugehen. Nur auf einige Punkte sei hingewiesen. Stählin stand vollkommen auf dem Standpunkte des lutherischen Bekennt-

nisses, aber nicht auf dem der altprotestantischen Theologie. So schien es ihm unmöglich, die alte Inspirationslehre festzuhalten: „Eine echt menschliche Auffassung der Schrift nimmt ihrem göttlichen Charakter nichts: *πάντα θεῖα καὶ ἀνθρώπινα πάντα* (alles ist göttlich und menschlich zugleich)." Eine Abweichung vom Buchstaben der Konkordienformel in dogmatischer Ausführung hielt Stählin nicht bloß für berechtigt, sondern in manchen Stücken für notwendig; aber er „könnte ein tiefes Mißtrauen doch nicht unterdrücken, wenn von unierter Seite der Vorschlag zur Einigung auf dem Grunde der Augsburger Konfession mit geflissentlichem Ausschluß aller übrigen Symbole gemacht würde. Der Prüfstein einer wirklich aufrichtigen, lutherisch gemeinten Anerkenntnis der Augsburger Konfession ist uns die wesentliche Anerkennung der zu ihrem Schutze und ihrer weiteren Entfaltung erfolgten spätern symbolisch fixierten Lehrentwicklung, obwohl uns jene das Grundbekenntnis ist und bleibt." Mit Kahnis stimmte Stählin vollkommen darin überein, daß die Verpflichtung des Geistlichen nicht in Form eines Schwures, sondern eines Gelöbnisses vor Gott angesichts der Gemeinde erfolgen soll. „Der Schwur gehört schlechterdings nicht auf dieses Gebiet und erscheint uns fast wie Gewissensbelastung."

So fest aber Stählin im lutherischen Bekenntnis wurzelte, so besaß er doch zu viel historischen Sinn, um die Möglichkeit einer Weiterentwicklung und eines Fortschritts zu leugnen. Bezeichnend hiefür ist folgende Stelle: „Es ist uns aus innerster Seele gesprochen, wenn Kahnis sagt: Das weiß ich, daß nur der den Geist der lutherischen Kirche in sich aufgenommen hat, welcher unerschütterlich steht auf dem Grunde der Apostel und Propheten und der

festgegründeten Überzeugung lebt, daß das lutherische Bekenntnis seinem Wesen nach das lautere Evangelium ist, und doch die Geschichte von drei Jahrhunderten hat auf sich wirken lassen, einen ökumenischen Sinn und ein katholisches Herz hat für das, was in allen Kirchen wahr ist, und ein Ohr für die Harmonie der Wahrheit, die sich aus den Dissonanzen der unendlich mannigfaltigen Zeittöne herausringen will."

Etwas abweichend von Kahnis beurteilte Stählin die Frage nach der Grundlehre des Christentums. Er hielt es für unrichtig zu sagen, die Lehre von der Dreieinigkeit sei die Grundlehre und die Lehre von der Rechtfertigung nicht. Denn einmal fordert die Lehre von der Rechtfertigung gerade den Glauben an den Dreieinigen Gott, indem der heilige Geist den gerechtmachenden Glauben an den Sohn schafft, durch welchen wir in Liebesgemeinschaft mit dem Vater treten. Ferner kann der Glaube an den Dreieinigen Gott vom Heil und Heilsweg so losgelöst werden, daß er vollkommen unfruchtbar nicht bloß werden kann, sondern werden muß für christliches Leben, für wahres Christentum; es können über ihn so viele Irrlehren aufgebaut werden, daß sein Heilsgehalt völlig aufgezehrt wird. Andererseits kann es gewiß auch christliches Leben ohne die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit geben, wie der berühmte Rektor von Rugby, Thomas Arnold, einmal gesagt hat: „Da überhaupt ist noch christliches Leben möglich, wo Christus als das wahrhaftige Leben erkannt wird." Daher ist es falsch, die Lehre von der Dreieinigkeit im Gegensatz zur Lehre von der Rechtfertigung als Grundlehre zu bezeichnen. Man kann jede einzelne der verschiedenen Hauptwahrheiten des Christen-

tums Irrtümern gegenüber als Grundlehre bezeichnen, aber sobald die eine Wahrheit ohne die andere oder gar wider die andere festgehalten wird, hört sie auf, Grundlehre zu sein.

Bei der Lehre vom heiligen Abendmahle hielt Stählin gegen Kahnis an Luthers Auslegung der Einsetzungsworte fest und urteilte, die von Kahnis aufgestellte Lehre sei ein höchst bedeutsamer, aber nicht gelungener Versuch, die lutherische Abendmahlslehre festzuhalten bei einer tropischen, symbolischen Auslegung der Einsetzungsworte; eben damit sei aber mittelbar die eigentliche, wörtliche Auslegung derselben gerechtfertigt.

Das Schlußwort des ganzen Aufsatzes ist bezeichnend für Stählins Stellung zu den anderen Konfessionen: „Sind wir wahr gegen uns, sind wir einig und friedfertig unter einander, treu und fest in der erkannten Wahrheit, eifrig und bereit zu ihrer Behauptung allenthalben, mild nach außen und anerkennend gegen alle christlichen Lebensregungen in der weiten großen Kirche unter dem Himmel, so werden wir unseren Beruf zu unserem und der gesamten Kirche Segen erfüllen, und können trotz all des Schweren, das auf uns liegt, unverzagt der weiteren Entwickelung der Kirche entgegensehen und vor allem getrost unsere Sache dem Herrn und seiner ewig treuen Fürsorge befehlen."

Als im Jahre 1879 Oberkonsistorialrat Meyer an Harleß' Stelle Präsident geworden war, wurde Stählin in das Oberkonsistorium nach München berufen. Nicht nur in Ansbach, sondern im ganzen Konsistorialbezirk, namentlich bei den Geistlichen, denen Stählin stets ein liebevoller Berater und warmer Freund gewesen, erregte diese Beförderung schmerzliches Bedauern. „Man soll", so äußerte damals ein Geistlicher, „dem Herrn Konsistorial-

rat Stählin zwei, drei — auch vier Orden geben, aber man soll ihn in Ansbach lassen", und ein anderer schrieb an Stählin: „Du bist ja eigentlich der Mann unseres Vertrauens im Kirchenregiment gewesen."

In dem Vorwort zu den Synodalreden von G. Braun, die Stählin 1887 herausgab, sprach er den Gedanken aus, daß den Mann des Kirchenregiments nach der Natur seines Amtes so leicht das Gefühl der Vereinsamung überkommen könne und daß deswegen das Bewußtsein innerer Gemeinschaft und geistlicher Verbundenheit mit treuen Freunden desto wertvoller für ihn gewesen sei. Zum Zeichen, welch treue, aufrichtige Freunde Stählin besaß, möge hier noch eine Stelle aus einem Briefe angeführt sein, den er 1879 bei seiner Versetzung nach München erhielt. Sie lautet: „Halte den Zusammenhang mit den bayerischen protestantischen Pfarrern recht fest, ja betrachte Dich selbst immer als den ehemaligen bayerischen Pfarrer, und wenn wichtige Fragen in Eurem Kollegium zur Beratung kommen, so vergiß nie zu fragen: was hätte der ehemalige Pfarrer von Tauberschreckenbach, meinetwegen auch der Siechhauspfarrer dazu gesagt, und wie hätte der geurteilt? Und hast Du auf diese Frage Dir die Antwort gegeben, so verficht die Ansicht des Scheckenbacher oder Siechhauspfarrers mit aller Macht, wenn's sein muß, mit aller Unverschämtheit, und denk, Du habest die ganze fränkische Pfarrerswelt hinter Dir. Du wirst sie dann sicherlich auch hinter Dir haben, nicht zu Deinem und nicht zu der Kirche Schaden. Und wenn Du auch einmal den N. N. vor den Kopf stößest, so wird's keinem Menschen wehe thun, außer ihm selbst, und das thut nichts. Wir werden Dich mit Vergnügen absolvieren.

Aber Scherz bei Seite, es ist heutzutage kein Spaß, Mitglied des Kirchenregiments zu sein. Ihr habt eine Landeskirche zu regieren, an der bereits der Steinfraß sein Zerbröckelungswerk übt. Was wollt Ihr thun, daß die Zerbröckelung so langsam als möglich vor sich gehe? Wollt Ihr die „liberalen“ Kirchenglieder möglichst lange halten und hätscheln, oder die ernstgesinnten? Du wirst zu letzterem treiben, das ist kein Zweifel, aber ich bitte Dich, thu's mit aller Macht und — Rücksichtslosigkeit, wenn's sein muß. Wenn die Missourier, und wer sonst noch aus unseren Gemeinden Riemen zu schneiden sucht, die Irvingianer, Methodisten ꝛc. uns das beste Blut abzapfen, wer will uns denn vor der Wassersucht bewahren, die ohne Zweifel hereinbrechen wird? Mit den Liberalen liebäugeln, geht nicht; es gilt, den positiv Gerichteten zu zeigen, daß man im Kirchenregiment es ernst und aufrichtig meint, und dem Bekenntnis der Kirche kein Jota vergibt, auf die Gefahr hin, daß es zum Bruch kommt. Bleib also auf unserer Seite, und wir wollen hinter Dir stehen, und Gott wird Sieg und Segen geben.“

Am 16. März 1879 nahm Stählin in einer Predigt über 2. Kor. 4, 5 u. 6 Abschied von der Ansbacher Gemeinde, der er mehr als zwölf Jahre hindurch Gottes Wort hatte verkündigen dürfen. Man merkt auch aus dieser Predigt, wie eng er mit der Gemeinde verbunden war und wie weh ihm der Abschied that; war es doch für ihn der Abschied vom amtlichen Predigerberufe überhaupt. Aber mehr als in der Nördlinger Abschiedspredigt ließ er seine Persönlichkeit zurücktreten und verbannte weiche Gefühle. Er wollte noch einmal zusammenfassen, was die Grundlage und der Inhalt aller echt evangelischen Predigtarbeit ist.

So redete er vom Dienste der Predigt. In demselben Geiste, mit dem er seines Predigtamtes gewaltet hatte, zog er auch seinem neuen Berufe entgegen. „Die unendliche Gottesgnade, die freie, unverdiente Erbarmung meines Gottes soll noch mehr als bisher das Lied im Hause meiner Wallfahrt werden."

So siedelte Stählin nach München über, wo er einst als Knabe die Lateinschule besucht und als Kandidat zwei überaus schwere Jahre erlebt hatte. Welche Erinnerungen mögen da in ihm aufgestiegen sein! „Gottes Gnade und Kraft allein hat mich aufrecht erhalten. Die Höhe beugt mich nur tiefer in den Staub. Es ist ja alles, alles Gnade", schrieb er einige Zeit nach seiner Uebersiedelung von München aus. Bald gewöhnte er sich hier ein; er konnte manche alte Freundschaft wieder auffrischen und neue anknüpfen. So trat er bald auch mit Döllinger, welcher ihm immer „wie eine aufgeschlagene Welt- und Kirchengeschichte" vorkam, in regen Verkehr, der sich allmählich zu wirklicher Freundschaft gestaltete. Die kräftige Luft Münchens that ihm so gut, daß er sich bald „um einige Prozent gesünder" als in Ansbach fühlte. In den achtzehn Jahren, die er in München zubrachte, war Stählin nie ernstlich krank, sondern zeichnete sich immer durch beneidenswerte körperliche und geistige Frische aus. Es war, als ob die Leistungsfähigkeit und die Kraft der Jugend, die ihm während der Jünglingsjahre versagt geblieben war, ihm nachträglich im Alter zu teil werden sollte. Das Wort Schleiermachers: „Ich schwöre mir ewige Jugend", das Stählin bei der Abschiedsfeier in Nördlingen sich angeeignet hatte, schien er fast wörtlich wahr zu machen. Freilich gönnte er sich jetzt auch mehr

Erholung als früher. An den Nachmittagen konnte man ihn oft in seinem raschen Schritte durch Münchens Straßen und den geliebten Englischen Garten wandeln sehen. Jedoch war sein Geist dabei nicht müßig. Oft blieb er sinnend stehen oder sprach leise vor sich hin. Schon als Konsistorialrat hatte er öfters seinen Urlaub im Gebirge, in Heinrichsbad, Ragatz, Reichenhall zugebracht. Immer mehr wurde es ihm Bedürfnis, sich von Zeit zu Zeit ganz auszuspannen. Er betonte es öfters, daß er ohne diese Erholungsreisen schon längst nicht mehr da wäre. Besonders wertvoll wurden ihm die Reisen durch die Beziehungen, die er auf denselben mit edlen Männern anknüpfte. Oft setzte ein reger Briefwechsel den mündlichen Verkehr fort. Aber auch für die Schönheit der Natur, für die Denkmäler der Geschichte und Kunst hatte er ein offenes Auge. Die herrlichen Wälder bei Karlsbad, die gesegnete Rheinlandschaft entzückte ihn. Paris, das er 1894 bei der oben erwähnten Gelegenheit kennen lernte, machte einen überwältigenden Eindruck auf ihn. „Die Geister der Geschichte umschweben einen", konnte er sagen, wenn er darauf zu reden kam.

Die Stelle in München gewährte mehr freie Zeit als die in Ansbach. Gleich im ersten Jahre verwendete Stählin seine Muße zu einer größeren wissenschaftlichen Arbeit, „Justin der Märtyrer und sein neuester Beurteiler" (Leipzig 1880). Der Dorpater Theologe Moriz von Engelhardt hatte in seinem Buche „Das Christentum Justins des Märtyrers" (Erlangen 1878) nachzuweisen gesucht, daß dieser erste christliche Theologe unter dem Einflusse heidnischer Philosophie alle christlichen Lehren umgedeutet und für die religiösen Grundgedanken des Christen-

tums kein Verständnis gehabt habe. Engelhardts Absicht war, zunächst im Gegensatz zur Baurschen Schule nachzuweisen, daß die Kirche des zweiten Jahrhunderts keine zwiespältige, sondern eine einheitliche, heidenchristliche, an alle Apostel ohne Unterschied sich anlehnende war, daß ferner alles, was sich Irrtümliches an dem Glauben der Gemeinde und ihren Repräsentanten nachweisen läßt, seine Wurzeln nicht in dieser oder jener apostolischen Lehrweise, sondern in der heidnischen Philosophie hatte. Vom zweiten Jahrhundert aus wollte er sodann das erste verstehen und hier zeigen, daß auch die apostolische Kirche eine einheitliche, von einem Geiste getragene und regierte war, daß die Apostel alle dasselbe Evangelium verkündigen, und sich bei ihnen, im Unterschiede von den Kirchenvätern, nichts von Vermischung der Gottesweisheit mit der Weisheit dieser Welt nachweisen läßt, daß also ihre Lehre aus einem ganz anderen Geiste geboren ist, als aus dem der Welt. Je größerer Unterschied sich zwischen den Kirchenvätern und dem Neuen Testamente zeige, desto mehr würde der göttliche Ursprung der heiligen Schrift zu Tage treten.

Diese Gedanken, welche Engelhardt später in einem Briefe an Stählin entwickelte, kamen in seinem Werke noch nicht zum Ausdruck. Deshalb fürchtete Stählin, es würde die Anschauung von einem bestimmenden Einfluß der heidnisch-jüdischen Philosophie, nachdem man ihn bei den Kirchenlehrern nachgewiesen, auch auf die neutestamentlichen Urkunden ausgedehnt werden. Deswegen vor allem trat er für das Christentum Justins in die Schranken und suchte zu erweisen, daß dasselbe ein verhältnismäßig reines, unverfälschtes, den biblischen Charakter nicht verleugnendes sei, wenn auch zugestanden werden müsse, daß Justin die

Lehre von der Rechtfertigung in ihrer centralen Bedeutung nicht erkannte und daß in seiner Theologie genug Reste heidnischer Vorstellungen sich finden.

Kurz darauf trat Stählin auch einem Werke der Ritschlschen Schule mit aller Entschiedenheit entgegen. Er that dies mit einer Besprechung des Werkes „Die Lehre von der Gottheit Christi“ von Hermann Schultz, die im „Theologischen Literaturblatt“ 1881 Nr. 40 u. 41 erschien. So sehr Stählin vermöge seines Bestrebens, jedermann gerecht zu werden, die energische Arbeit, die große Gelehrsamkeit, das ernste Streben anerkannte, welches er bei vielen Vertretern der modernen Theologie fand, so sehr mußte er doch vom Mittelpunkte seines Christentums aus die Resultate derselben als grundstürzende Irrlehren bekämpfen. Der Kern des Christentums schien ihm aufgegeben zu sein und ein Ausgleich unmöglich. So mußte ihm auch die Christologie des obengenannten Verfassers als häretische, auf keine Weise mit der biblisch-kirchlichen zu vereinigende erscheinen. Um so gefährlicher schien ihm die moderne Theologie, als von derselben vielfach für neue Begriffe die althergebrachten Ausdrücke verwendet werden. Aber er sah getrosten Blickes in die Zukunft. Der großen Siegesgewißheit, welche ihm das angeführte Werk zu atmen schien, stellte er eine nicht minder große gegenüber. „Uns ist gewiß“, so sagte er am Schlusse der Recension, „daß die deutsch-evangelische Kirche im großen und ganzen nicht zum zweitenmal zu ihrem eigenen tiefsten Schaden unter eine der Kirche entfremdete Theologie sich beugen wird. Es sind außer einer kirchlichen Theologie noch andere Mächte im evangelischen Deutschland, und zwar rein innere Kirchenmächte, als Gegengewichte vorhanden. Sie werden

gegen die Alleinherrschaft und kirchliche Alleinberechtigung einer Theologie, welche mit dem evangelischen Glauben nicht allein, sondern dem Glauben der Kirche aller Zeiten gründlich gebrochen hat, welche kein einziges kirchliches Bekenntnis mitbekennen und kein christliches Fest im christlichen Geiste mitfeiern kann, Verwahrung einlegen. Auch ist die Zeit zu ernst, sind unsere Krisen zu schwer, als daß jemand, der tiefer im Kampf und der Arbeit der Kirche steht, der Selbsttäuschung sich hingeben könnte, daß uns mit einer Theologie geholfen sei, die weder den Ernst der Sünde, noch die Tiefe der göttlichen Gnade erkennt, die, wenn auch ohne es zu wollen, in der weiteren Konsequenz ihrer klar zu Tage tretenden Prinzipien nicht der Sache des Herrn und seines Reiches, sondern dem neuen Evangelium einer Selbstverherrlichung und Selbstvergöttlichung des Menschen in die Hände arbeiten würde."

Diese prinzipiell ablehnende Haltung gegenüber der modernen Theologie zeigte er auch sonst an manchen Orten. Er wollte nichts davon wissen, „daß man erst am Ende des neunzehnten Jahrhunderts entdeckt haben solle, was echtes, evangelisches Christentum sei, und daß moderne Weisheit Christi Person und Werk besser verstehen solle als die Apostel und die Reformatoren." Dieser Anschauung Stählins entsprach naturgemäß der Wunsch, daß die moderne Theologie unter den Theologiestudierenden und Kandidaten der Landeskirche möglichst wenig Anhänger finden möge. Aber er war weit davon entfernt, deswegen etwa eine Beschränkung der akademischen Freiheit zu befürworten oder vor dem Besuch der oder jener Universität zu warnen. Sein Wunsch war vielmehr, daß die jungen Theologen auch andere Richtungen kennen lernen, aber durch ernste

ethische und wissenschaftliche Vertiefung zu dem Ziele kommen möchten, wahrhaft sprechen zu können: Ich glaube, darum rede ich.

Im Jahre 1880 wurde Stählin von der Erlanger theologischen Fakultät zum Ehrendoktor promoviert. Im Jahre 1866, bevor er nach Ansbach kam, hätte er selbst Mitglied der Fakultät werden sollen; man wollte ihn damals als Lehrer der praktischen Theologie und Universitätsprediger nach Erlangen berufen. Urteilsfähige Männer haben es bedauert, daß daraus nichts geworden ist, und man kann zweifeln, ob in dieser Stellung sein Einfluß nicht noch tiefergehend gewesen wäre. Stets lag ihm das Wohl der Erlanger Universität und besonders der theologischen Fakultät am Herzen. Mit den meisten Mitgliedern der letzteren stand er in persönlicher Beziehung und in regem Briefwechsel. Das nie gestörte gute Verhältnis zwischen Kirchenregiment und theologischer Fakultät war seine besondere Freude, wie er oft hervorgehoben hat. Einen beredten Ausdruck gab er diesem Freundschaftsverhältnis in der Rede beim 150jährigen Jubiläum der Erlanger Universität (August 1893).

Präsident von Meyer konnte sein Amt nur wenige Jahre bekleiden; am 15. September 1882 starb er nach schwerem Leiden. Die Besetzung der Präsidentenstelle zog sich ziemlich lange hin. Als Ende Januar 1883 Stählin zum Präsidenten ernannt wurde, erregte dies in allen Kreisen der bayerischen Landeskirche lebhafte Freude. Wenn außer Gottvertrauen und Gebet, den beiden Mächten, die ihn, wie er selbst sagte, sein ganzes Leben hindurch begleitet und getragen hatten, etwas bei der Übernahme des schweren Amtes ihn stärken und ermutigen konnte, so war

es das Bewußtsein, daß er das Vertrauen und die Liebe der bayerischen Geistlichkeit in seltenem Maße besaß. Und in der That war er auch wie wenige für das neue Amt geeignet. Zunächst waren ihm, der von der Pike auf gedient hatte, alle Verhältnisse in Stadt und Land wohlvertraut; er kannte die Bedürfnisse der Gemeinden, wie die der Geistlichen; mit einem großen Teil derselben war er als Examinator oder Visitator persönlich bekannt geworden; mit vielen verband ihn warme Freundschaft, darunter auch mit solchen, die in kirchlichen Dingen anders urteilten als er. Dazu kam seine Liebenswürdigkeit und Milde, der auch Widerstrebende sich nicht entziehen konnten, seine Unbefangenheit, die in der Aufrichtigkeit und Kindlichkeit seines ganzen Wesens wurzelte, seine Frische und Lebendigkeit, die überall belebend und ermunternd wirkte. Auch sein Optimismus kam ihm zu statten. Er fand überall das Gute heraus und wußte es zu fördern und zu mehren. Seine Hoffnungsfreudigkeit gab auch anderen wieder Mut; an seinem Idealismus richtete sich mancher auf, der in Gefahr war, dem erschlaffenden Pessimismus zu verfallen. Gegen Gleichgiltigkeit in religiösen, Blasiertheit in kirchlichen, Charakterlosigkeit in konfessionellen Fragen zu kämpfen, ward er nie müde. Seine Redegabe ermöglichte es ihm, bei mancherlei Gelegenheiten die Kirche würdig zu repräsentieren. Seine Liebe zur Landeskirche bürgte dafür, daß das Interesse derselben ihm stets am höchsten stehen würde. Daß er jede Neuerung wohl erwägen würde, konnte jedermann aus seiner bisherigen Thätigkeit schließen.

Auch außerhalb der Landeskirche wurde seine Wahl freudig begrüßt. Hatte doch die freudige Anerkennung

aller gottgewollten Entfaltung menschlicher Kräfte, wie sie in vielen Predigten, zuletzt noch in der beim Kollegs-jubiläum in Augsburg gehaltenen, hervorgetreten war, jedem Unbefangenen zeigen müssen, daß sein Christentum ein echt evangelisches und kein kulturfeindliches war. Ebenso war seine versöhnliche Haltung anderen Konfessionen gegenüber bekannt. So fest er auf dem Bekenntnis der lutherischen Kirche stand, so gern betonte er das Gemeinsame, das die lutherische Kirche mit der unierten und reformierten Kirche verbindet. Erst 1880 hatte er — freilich zum großen Verdruß einiger extrem gesinnter Lutheraner — bei der Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Karlsruhe die Festpredigt gehalten und friedlich mit Andersgesinnten verkehrt. Auch der katholischen Kirche gegenüber hatte er sich stets als friedliebend und versöhnlich bewährt. Zwar hatte ein katholisches Blatt bei seiner Berufung behauptet, er sei ein Feind der katholischen Kirche; aber er konnte mit gutem Gewissen von sich sagen, konfessionelle Gehässigkeit liege ihm fern. Er betrachtete es als Gottes Fügung, daß beide Kirchen in Deutschland nebeneinander bestehen, und gern und rückhaltlos erkannte er alles Gute an, das er an der römischen Kirche wahrnahm. Desto mehr beklagte er es, daß eine Richtung in dieser Kirche mehr und mehr eine aggressive Stellung gegen den Protestantismus einnimmt, welche die Möglichkeit jeder Verständigung in steigendem Maße ausschließt. Diesen Angriffen gegenüber mußte er freilich manchmal der heiligen Pflicht der Abwehr genügen. Aber auch hiebei konnte man stets seine Friedensliebe durchmerken.

So konnte Stählin unter günstigen Auspizien seine Amtsführung beginnen; sie war auch im ganzen betrachtet

durchweg glücklich. Freilich fehlten die niederziehenden Gewichte nicht. Daß ein Teil der Landesgeistlichkeit das Bekenntnis in der Landeskirche nicht streng genug gewahrt glaubte, daß andere Stimmen eine wirksamere Vertretung kirchlicher Interessen der Staatsregierung gegenüber als möglich oder eine kräftigere Initiative in den innerkirchlichen Fragen als wünschenswert bezeichneten, that ihm im Innersten weh. Wenn man hier gerecht urteilen will, so muß man an Stählins Lebensgang denken. Wer aus engen und gedrückten Verhältnissen heraus in entsagungsvoller Arbeit und unermüdlichem Streben zu hoher leitender Stellung gekommen ist, der findet, in Erinnerung an die eigene Lebensführung, auch da noch die Vorbedingungen zu ersprießlichem Wirken und gesegneter Thätigkeit gegeben, wo ein jüngeres Geschlecht unter vielfach veränderten sozialen Verhältnissen den hemmenden Druck, etwa der äußeren Lage, ganz anders empfindet und dann verwundert fragt, warum seine „berechtigten“ Wünsche nicht thatkräftigeres Entgegenkommen finden. Es ist hier äußerst schwer, von unten in Würdigung der großen Schwierigkeiten, die dem gewünschten Fortschritt entgegenstehen, das nötige Maß von ausharrender Geduld zu behaupten und von oben in mutigem Gottvertrauen die thatsächlichen, manchmal auch nur scheinbaren Wände des Widerstandes zu durchbrechen, die den Aufschwung und Fortschritt der äußeren und inneren kirchlichen Dinge hemmen. Bei dieser Schwierigkeit der Lage für beide Teile waren Reibungen manchmal kaum zu vermeiden. Wer könnte entscheiden, wie viel hier auf der einen und anderen Seite gefehlt worden ist? Stählin glaubte oft seinen guten Willen verkannt, und der Schmerz darüber trübte manchmal seine Freudigkeit.

Dazu kam eine Reihe von Todesfällen in der großen Familie und im Freundeskreise, die Stählin sehr nahe gingen. Im Januar 1885 mußte er auch seine hochbetagte, fast neunzigjährige Mutter, die während der Ansbacher Zeit etwa zehn Jahre in seinem Hause gelebt hatte, zur Grabesruhe geleiten. Aber im ganzen hatte doch die Freude das Übergewicht. Sichtbare Fortschritte in der Landeskirche, Beweise treuer Liebe und Verehrung aus Freundeskreisen, Ehrungen und Gunsterweisungen von höchster Stelle, worüber sich Stählin stets vor allem seiner Kirche wegen freute, alles trug dazu bei, um ihm immer wieder den Dank für Gottes unaussprechliche Gnade in den Mund zu legen.

Wie gründlich Stählin die Geschichte seiner Landeskirche kannte, zeigte er durch die Biographien verschiedener Männer, die in ihr von Bedeutung gewesen waren. Drei davon, das Leben von Löhe, Thomasius, Harleß schildernd, erschienen auch als selbständiges Buch (Leipzig 1887), als Abdruck aus der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Außerdem sei hier an das schon obengenannte Lebensbild von Roth in der Deutschen Biographie und an den Nachruf auf Scheurl in der Luthardtschen Kirchenzeitung erinnert. In allen diesen Lebensbildern zeigt sich nicht nur eine große Sachkenntnis, die vielfach auf eigenem Miterleben fußte, sondern auch ein feines Erfassen und liebevolles Verstehen fremder Persönlichkeit.

Im Vergleiche zu den Zeiten, in denen Roth und Harleß an der Spitze der bayerischen Landeskirche standen, sind die Jahre, in denen Stählin dies Amt verwaltete, äußerst ruhig gewesen. Große Konflikte und entscheidende

Veränderungen kamen nicht vor. Die wichtigste Neuerung ist die Einführung des ständigen Generalsynodal-Ausschusses, womit die kirchliche Verfassungsbewegung in Bayern nach Stählins Ansicht zu einem günstigen Abschlusse gelangt war. In früheren Jahren stand er der Bildung eines solchen Ausschusses sehr reserviert, fast ablehnend gegenüber, aber als Präsident arbeitete er mit Entschiedenheit auf diese Einrichtung hin und freute sich sehr, als auf der Generalsynode 1885 die Einführung beschlossen wurde. Einen anderen wichtigen Beschluß faßte die Generalsynode 1893, indem sie ihre Zustimmung dazu gab, daß die revidierte Ausgabe der Lutherbibel allmählich und mit thunlichster Schonung der bestehenden Verhältnisse eingeführt und deren Text den Unterrichtsbüchern zu Grunde gelegt werde. Daß dieser Antrag ohne leidenschaftliche Diskussion genehmigt wurde, war für Stählin eine besondere Freude, da seiner friedfertigen Natur jeder Streit besonders peinlich war.

So herrschte in der Landeskirche im ganzen Ruhe, aber es war nicht die Ruhe der Stagnation. Auf allen Gebieten regte sich frisches Leben. Sehr am Herzen lag Stählin die Fortbildung der Kandidaten; wie dieselbe gefördert werden könnte, war stets seine Sorge. Die Einrichtung von Kandidatenfortbildungskonferenzen war sein eigenstes Werk. Einen mächtigen Aufschwung nahm unter seinen Auspizien die Sache der inneren Mission. Er kannte keinen Gegensatz zwischen geistlichem Amt und innerer Mission; in jedem Geistlichen sah er vielmehr einen geborenen Träger der inneren Mission, und diese selbst galt ihm als die treueste Gehilfin des geistlichen Amtes. So suchte er alle ihre Bestrebungen nach Kräften zu fördern.

Hatte er doch ein warmes Herz für alle geistliche und leibliche Not des Volkes. Wie die ganze Landeskirche, so trug er auch die Werke der Liebesthätigkeit auf fürbittendem Herzen. In München hielt er häufig Vorträge, z. B. über Fliedner und Shaftesbury, und andere Ansprachen, um die Teilnahme an der christlichen Liebesthätigkeit auch in weiteren Kreisen zu wecken. Daß die Anstalten in Neuendettelsau in immer engere Verbindung mit der Landeskirche kommen möchten, war sein herzliches Anliegen. Er selbst hatte seit jener Zeit, da er als Student Löhe hatte predigen hören, manche segensreiche Anregung von Neuendettelsau empfangen und stand persönlich in naher Beziehung zu vielen Gliedern der Neuendettelsauer Gemeinschaft. Unter den Diakonissen hatte er selbst zwei Schwestern, von denen die eine lange Zeit als Oberschwester an der Blödenanstalt in Polsingen wirken durfte, die andere noch jetzt als Oberin an der Spitze des Diakonissenmutterhauses steht. Auch die Sache der äußeren Mission förderte er, wo er konnte. Im Jahre 1894 wurde er an Kliefoths Stelle zum Vorsitzenden des Leipziger Missionskollegiums gewählt; als solcher nahm er an Pfingsten 1895 und 1896 die Abordnung der auszusegnenden Missionare vor. Im September 1895 segnete er auch in Dettelsau zwei Diakonissen aus, die in den Dienst der Ostindischen Mission traten.

Gerne pflegte er die Beziehungen zu den anderen deutschen Landeskirchen; er war deshalb ein eifriges Mitglied der Eisenacher Konferenz, auf der alle zwei Jahre Abgeordnete der obersten Kirchenbehörden des evangelischen Deutschlands zusammentreten, um über Fragen des kirchlichen und gottesdienstlichen Lebens zu beraten. Zweimal hat Stählin für diese Konferenz größere Arbeiten geliefert,

welche in den Protokollen der Konferenz (im Allg. Kirchenblatt für das evang. Deutschland 1884, S. 510—539 und 1890, S. 475—551) abgedruckt sind. Im Jahre 1884 verhandelte die Konferenz über die Frage: „Welche Maßregeln sind von den deutschen evangelischen Landeskirchen zur Wahrung ihrer Ordnung gegen die in neuerer Zeit sich in bedenklicher Weise bemerkbar machenden separatistischen und sektiererischen Umtriebe zu ergreifen?“ Hiezu erstattete der sächsische Konsistorialpräsident von Berlepsch das Referat, Stählin und Justizrat Professor Dove das Korreferat. Auch in dieser Arbeit zeigt Stählin seine warme Begeisterung für das Landeskirchentum, dessen Stärkung er für seine heiligste Pflicht hält, da dies nach seiner Ansicht unter den gegenwärtigen Verhältnissen die einzige Möglichkeit ist, das, was man Volkskirchentum nennt, festzuhalten. Eine Landeskirche, in der sich wahres, kräftiges Leben findet, ist die sicherste Schutzwehr auch gegen Separation und Sektenwesen. Über die Bewegungen innerhalb der bayerischen Landeskirche, über die Bestrebungen Löhes, H. Thierschs, Clöters und Hörgers gab Stählin einen orientierenden Überblick. Am ausführlichsten ist der Methodismus besprochen; die Erlasse des Oberkonsistoriums gegen ihn sind mitgeteilt; das Irrige seiner Lehre, das Gefährliche seiner Thätigkeit ist eingehend dargelegt. Die zweite Arbeit Stählins für die Eisenacher Konferenz ist ein umfangreiches Referat über die Perikopenfrage, welches er 1889 auf Grund der von seiten der verschiedenen Kirchenregierungen eingegangenen Äußerungen und im Benehmen mit mehreren Theologen ausarbeitete.

In der Kammer der Reichsräte, deren Mitglied der Präsident des Oberkonsistoriums stets ist, ergriff Stählin

sehr häufig das Wort. Waren es wichtige Fragen, über die er hier zu reden hatte, so rüstete er sich monatelang und sammelte reiches Material, um die Frage nach allen Seiten beleuchten zu können. Fast jede Rede bildet daher ein in sich geschlossenes Ganze, welches die betreffende Frage erschöpfend zu behandeln sucht. Im Jahre 1884 widerriet er, den Geschichtsunterricht in den Gymnasien nach Konfessionen getrennt durch die Religionslehrer erteilen zu lassen. Er fürchtete, daß dies eine Zuspitzung der konfessionellen Gegensätze zur Folge haben würde. Zudem war es seine Überzeugung, daß die Geschichtsschreibung der Gegenwart mehr und mehr bestrebt sei, nicht nach ausschließlich religiösen und konfessionellen Gesichtspunkten die Erscheinungen zu beurteilen, sondern sie aus der Entwicklung der Zeit und aus dem Zeitcharakter zu begreifen. Im gleichen Jahre sprach er gegen einen Antrag, der eine Beschränkung der Verehelichungsfreiheit anstrebte. Er fürchtete, daß dadurch nur Unzufriedenheit erregt und die Unsittlichkeit gemehrt würde. Als 1886 der Abgeordnete von Hafenbrädl einen Antrag eingebracht hatte, welcher im letzten Grunde die Abschaffung des siebenten Schuljahrs bezweckte, hatte Stählin in der Reichsratskammer über die Frage Bericht zu erstatten. Er beleuchtete die Frage ausführlich von der geschichtlichen, sachlichen und staatlich-kirchlichen Seite und trat so entschieden für Beibehaltung des siebenten Schuljahrs ein, daß Hafenbrädls Antrag abgelehnt wurde. Im Jahre 1888 sprach Stählin in warmen Worten den Dank für die Gehaltsaufbesserung der Geistlichen aus. In dieser Rede erwähnte er auch, daß er selbst erst nach elfjährigem Kandidatenstand als Pfarrer angestellt worden sei und dabei im ganzen 500 Gulden Jahreseinkommen bezogen habe, während jetzt (1888)

die Kandidaten nach drei Jahren angestellt würden und 1050 Gulden Anfangsgehalt hätten. Im Jahre 1890 gaben ihm zwei von katholischer Seite eingebrachte Anträge Veranlassung zu längeren Reden. Im ersten Falle handelte es sich um den Antrag des Abgeordneten Josef Geiger, welcher die ausdrückliche Erklärung von höchster Stelle herbeiführen wollte, daß das placetum regium (d. i. die landesherrliche Genehmigung zur Verkündigung kirchlicher Erlasse) auf die Glaubens- und Sittenlehre sich nicht erstrecke. Es handelte sich dabei vor allem um die vatikanischen Dekrete, denen die Staatsregierung die Erteilung des Placet verweigert hatte, um nicht in die Lage zu kommen, die vatikanischen Konstitutionen mit äußerem Zwang zur Durchführung bringen zu müssen. Stählin zeigte in seiner Rede über diese Frage bei größter Versöhnlichkeit gegenüber der katholischen Kirche doch ein volles Verständnis für die ungeheueren Gefahren, welche dem modernen Staat von dieser Seite drohen. Die Schlußworte der Rede: „Wir sind zufrieden“ fanden wohl nicht in allen Teilen der bayerischen Landeskirche Widerhall. Aber von Stählins oben geschilderten Anschauungen aus sind die Worte wohl verständlich. Die zweite Rede betraf die Kongregation der Redemptoristen, deren Zurückberufung gleichfalls von dem Abgeordneten Josef Geiger beantragt worden war. In dieser Rede, die auch in der Allg. evang.-luth. Kirchenzeitung zum Abdruck gelangt ist, zeigte Stählin besonders gründliche Vertiefung in das geschichtliche Material. Die geistige Verwandtschaft Liguoris, des Stifters des Redemptoristenordens, mit dem Jesuitenorden suchte er aus drei Punkten zu beweisen, aus Liguoris jesuitischer Moral, aus der verbitterten und völlig ungeschichtlichen

Stellung, in welcher Liguori zum Protestantismus steht, schließlich aus der Gemeinsamkeit, mit der Liguori und die Jesuiten die Ausbildung und dogmatische Fixierung der Lehren von der unbefleckten Empfängnis und von der Unfehlbarkeit des Papstes betrieben. Besonders lehrreich ist der Nachweis, welch schlechte Erfahrungen man in Bayern früher mit den Redemptoristen gemacht hat und wie wenig König Ludwig I. denselben geneigt gewesen ist. Bekanntlich ist Geigers Antrag trotzdem angenommen worden. Im Mai 1892 sprach Stählin, wie schon oben erwähnt wurde, über die humanistischen Gymnasien. Seine Ansicht war, daß die sprachliche und sachliche Beschäftigung mit den alten Klassikern die Grundlage der höheren Bildung bleiben müsse. Die Wahl der Unterrichtsgegenstände dürfe nicht unter dem Gesichtspunkt des praktischen Nutzens erfolgen; denn der Nützlichkeitsstandpunkt einseitig verfolgt, führe nicht zu einer Bereicherung, sondern einer Verarmung des Lebens. In der Rede gegen das Duell (März 1894) zeigte sich Stählin bemüht, auch der gegnerischen Ansicht gerecht zu werden. Er begnügte sich nicht mit dem Nachweis, daß das Duell vom christlichen Standpunkt aus zu verwerfen ist, sondern suchte auch, die dem Duell zu Grunde liegenden Anschauungen zu verstehen und zu widerlegen. Am bezeichnendsten dafür sind folgende Sätze: „Man verweist uns von der Außenseite des Duells nach der Innenseite; man sagt, das Duell habe Mut und Bravour, resolutes Eintreten für unentbehrliche Güter des Gemeinschaftslebens zu erweisen. Darauf ist zu erwidern, daß die im Duell gegebene Mutprobe doch nur dann eine richtige Kompensation des erlittenen Ehrenverlustes wäre, wenn die Beleidigung auf Feigheit gelautet hätte. Soll

aber mutiges Auftreten überhaupt Ehrenhaftigkeit der Gesinnung kundgeben, so ist zu entgegnen, daß Mut zunächst eine mehr physische als ethische Eigenschaft ist, daß mit dem Mute auch verwerflichste Gesinnung verbunden sein kann und daß der Mut nur dann sittlich geartet ist, wenn er sittliche Ziele verfolgt.“ Eine seiner letzten Reden war die über den Geist der Universitäten (Mai 1896); er trat hier entschieden für die Freiheit der Wissenschaft ein. Eine Beschränkung der Lehrfreiheit im Interesse der kirchlichen Glaubenslehren würde die Kirche und die Wissenschaft in gleicher Weise schädigen. Die ganze Rede durchzieht der unerschütterliche Glaube an den Sieg der Wahrheit.

Es ist hier Stählins Thätigkeit im Reichsrat ziemlich ausführlich besprochen worden; es entspricht das aber nur dem Maß von Bedeutung, welches er selbst diesem Teil seiner Amtspflichten beilegte. Er nahm es mit dieser Aufgabe nicht leicht. Jede Rede, die er im Reichsrat zu halten hatte, trug er vorher wochenlang mit sich herum. Mitten im Gespräch über andere Dinge kehrten da seine Gedanken oft plötzlich zu der gerade brennenden Frage zurück. Infolge davon fehlte ihm manchmal im häuslichen Kreise das, was man gemeinhin „gemütlich“ nennt. Aber seine Herzensgüte, die sich namentlich auch Kindern gegenüber zeigte, bewirkte, daß sich trotzdem jedes in seiner Nähe wohl fühlte.

Glanzpunkte seiner Thätigkeit waren die drei Generalsynoden der Jahre 1885, 1889, 1893, die er leitete. Welch hohe Bedeutung er den Generalsynoden beilegte, kann man unter anderm aus der Eröffnungsansprache der Synode von 1893 erkennen. Der Umstand, daß gerade siebzig Jahre seit Eröffnung der ersten Generalsynode vergangen

waren, veranlaßte ihn, im Rückblick auf einzelne Synoden ein Bild der Entwicklung der gesamten Landeskirche zu zeichnen. So wichtige Faktoren des ganzen kirchlichen Lebens schienen ihm diese Synoden zu sein. Weil er sich von jeder einzelnen Generalsynode für alle Teilnehmer und dadurch mittelbar auch für die Gemeinden eine Stärkung des kirchlichen Bewußtseins, eine klarere Erfassung der kirchlichen Aufgaben, eine wärmere, lebendigere Hingabe an kirchliche Interessen und kirchliche Ziele versprach, freute er sich von einer Synode auf die andere und waltete jedesmal mit Begeisterung seines Dirigentenamtes. Es war keine Redensart, wenn man ihn einmal den frischesten, arbeitsfähigsten und unermüdlichsten unter allen Synodalen nannte. Auch hier trat sein persönlicher Zug hervor. Für jedes Referat, für jedes ihn erfreuende Wort in der Debatte dankte er mit einer Herzlichkeit, als ob ihm persönlich ein Gefallen erwiesen worden sei. Andererseits konnte er so dringend um Annahme eines Antrages bitten, daß man fürchten mußte, ihm durch eine Ablehnung persönlich wehe zu thun. Diese subjektive Behandlungsweise hätte freilich gefährlich werden können, wenn er nicht alles vorher nach allen Seiten erwogen und stets nur das Beste der Kirche im Auge gehabt hätte. Die Ansprachen, die er zur Eröffnung und zum Schlusse der Generalsynoden hielt, sind von hinreißender Kraft und Fülle. All seine Beredsamkeit, alle Wärme und allen Gedankenreichtum bot er auf, um die Synodalen mit neuer Kraft und neuem Mute zu erfüllen für die Arbeit an Gottes Reich, um ihren Glauben zu stärken, ihre Liebe zu entflammen, ihre Hoffnung zu beleben, um ihnen zu zeigen, wie in allen Nöten und Gefahren das Evangelium allein die Hilfe bringen

könne. Stählin hat gewiß in diesen Reden auf fruchtbarem Boden edlen Samen ausgestreut, von dem im stillen manche Frucht gereift ist und noch reifen wird.

Einen Höhepunkt erreichte Stählin mit der Feier seines siebzigsten Geburtstages am 27. Oktober 1893. Die herzlichsten Glückwünsche und sinnigsten Gaben kamen von nah und fern, um den Jubilar zu überzeugen, wie groß die Liebe und das Vertrauen zu ihm sei. Als sich am Abend Freunde und Angehörige an Stählins gastlichem Tische versammelt hatten, sprach Oberkonsistorialrat Dr. Preger folgenden Glückwunsch, der es wohl verdient, hier Platz zu finden:

„Es fährt ein Schiff dahin durchs Meer der Zeiten,
Im Lauf beherrscht von einem ew'gen Sterne,
Der heller nur erglänzt aus lichter Ferne,
Je mehr sich rings die Finsternisse breiten.
Du stehst am Steuer und Du weißt zu leiten
Das Volk der Fahrenden, auf daß es lerne,
Das Schiff, gefügt aus fester Eichen Kerne,
Zu wahren vor den Klippen an den Seiten.
Der Wahrheit Zeuge, ohne Furcht und Hehle,
Der Zeiten kundig, welche sind und waren,
Voll hohen Muts, mit immer wacher Seele,
Ein Jüngling noch im Schmuck von siebzig Jahren,
Lenkst Du das Schiff, daß es des Ziels nicht fehle:
Heil Dir und allen, welche mit Dir fahren!"

Auf der Höhe, auf der er mit dieser Feier angelangt war, durfte Stählin noch einige Jahre weiterpilgern. Die Abnahme der Kräfte zu fühlen, ist ihm erspart geblieben. Er dachte deswegen auch nicht daran, von seinem Amte zurückzutreten. „Gott wird mir schon ein Zeichen geben, wenn es Zeit ist aufzuhören", konnte er äußern. Aber zunächst war er dankbar für jedes Jahr, das ihm

Gott noch zulegte. Er sprach es manchmal aus, daß er dies oder jenes Ziel noch zu erreichen wünsche. Denn es war ihm eine Herzensfreude, für Gottes Reich zu schaffen und seine Entwicklung zu verfolgen. Hoffnungsfreudig blickte er in die Zukunft. Die Schwermut, die ihn in der Jugend so oft bedrückte, war ganz verschwunden. Noch als Vierzigjähriger hatte er einmal schreiben können: „Man will immer hoffen, daß das Bessere siege; aber unabweisliche Thatsachen eröffnen traurige, erschreckende Perspektiven. Wohl denen, die draußen sind, möchte ich bisweilen bei Wahrnehmung der unheimlichen Signatur der Zeit sprechen." Solche pessimistische Stimmungen waren ihm ganz fremd geworden. Er sah gerade in der Gegenwart große Gotteskräfte walten und vertraute auf den Herrn, der bei seiner Kirche bleiben werde. „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" schrieb er einmal unter sein Bild und hat damit seine Grundstimmung treffend gekennzeichnet.

Am 14. Februar 1897 hielt er noch mit großer Kraft und Begeisterung in Augsburg einen umfangreichen Vortrag über Melanchthon. Mit großer Liebe hatte er sich in den Charakter dieses Mannes versenkt, mit dem er die Liebe zum Evangelium, den offenen Blick für alles Menschlich-Edle und Große, die Versöhnlichkeit gemein hatte. Wie sein Vermächtnis klingen die Schlußworte mit der Mahnung, treu zu bleiben im Glauben, das Band der Liebe und des Friedens festzuhalten und stark zu sein in der Hoffnung.

Glücklich über die herrliche Feier in Augsburg kehrte er nach München zurück und rüstete sich für die mancherlei Arbeiten des Sommers, für die Eröffnung des General-

synodalausschusses, für die Jahresfeier der Mission in Leipzig, für die Generalsynode. Da führte Gott seinen treuen Diener heim zur Ruhe, ehe seine Hände schlaff und seine Augen müde geworden waren. Mitten aus der Arbeit ohne langes Leiden rief ihn Gott zu sich in sein himmlisches Reich.

Am Donnerstag, dem 29. April, war Stählin, obwohl von Husten geplagt, noch auf dem Bureau und erledigte die laufenden Geschäfte. Am nächsten Morgen erwachte er mit heftigem, rotem Hautausschlag, den der Arzt für Masern erklärte. Bald stellte sich auch starkes Fieber und große Mattigkeit ein, und schon am Sonntag sah der Arzt die Krankheit für bedenklich an. Doch blieb der Kranke bei Bewußtsein, folgte mit Aufmerksamkeit den tröstenden und stärkenden Worten, die Dekan Kahl Sonntag nachmittag an ihn richtete, und genoß am nächsten Tage mit großer Andacht das heilige Abendmahl. Am Dienstag früh segnete er seine Angehörigen noch mit vernehmlicher Stimme: „Der Herr sei mit euch — mit euch allen!“ Seine Schwester Therese, die von Dettelsau an das Krankenlager geeilt war, sprach ihm Schriftworte zu. Da er öfters wie suchend um sich blickte, sagte sie auch das Wort: „Da sie ihre Augen aufhoben, sahen sie niemand denn Jesum allein.“ Da flüsterte er mit schwacher Stimme: „Wie? Noch einmal!“ Das waren seine letzten vernehmlichen Worte. Kurz darauf, am 4. Mai 1897, gegen 9 Uhr morgens entschlief er. Er hatte fast genau dasselbe Alter erreicht wie sein Vater. Am 6. Mai bettete man seinen Leib zur Ruhe. Eine unzählige Menge folgte dem Sarge und bewies, wie viel Liebe und Verehrung der Verstorbene in allen Kreisen besessen hatte. Am Grabe

sprachen Dekan Kahl und Oberkonsistorialrat Dr. v. Buchrucker ergreifende Worte; viele andere hielten kürzere Ansprachen und legten Kränze nieder. Die Erinnerung an ihn lebt fort in vielen dankbaren Herzen.

Jedes Lebensbild erfüllt nur dann vollständig seinen Zweck, wenn dadurch ein Teil des Einflusses fortgepflanzt wird, den der Verstorbene im Leben ausübte. Möge dies auch bei dieser Biographie Stählins der Fall sein! In Bezug hierauf sei es zum Schlusse gestattet, einige Worte anzuführen, die dem Verfasser dieser Erinnerungsblätter von einem Freunde zur Verfügung gestellt worden sind: „Es können von der Betrachtung dieses Lebensganges starke Antriebe ausgehen. Namentlich der Blick auf die Entwicklung Stählins kann zeigen, worauf es vor allen Dingen ankommt. Die Gegensätze gegen volle Erfassung und Behauptung biblischen Christentums wechseln mit den Menschenaltern. Aber anders (das kann Stählins Leben lehren) kommt in einer Zeit des Kampfes niemand zur Wahrheit als unter der wehethuenden, sich selbst verleugnenden Beugung unter das Evangelium von Christus, dem alleinigen Heiland der Sünder — eine Botschaft, die ihre erneuernde Kraft nur dann ganz entfalten kann, wenn sie zugleich gründlich mit den Ansprüchen der alten Natur, mit den Träumen der eigenen Kraftfülle, mit den Irrtümern und Einbildungen der selbstgenugsamen Zeitbildung aufräumt. Daß Stählin, nachdem er unter schwerer Anfechtung erfahren hatte, was es heiße, von der Gnade Gottes in Christo zu leben, unter der Beugung der Gnade blieb; daß er in Erfahrung der Kraft der Gnade die höchsten Anforderungen an sich selbst stellte, nicht träge und bequem bei irgend einer Formel

stehen blieb, sondern in treuester Benützung der Zeit durch stetes Schriftstudium und unermüdliche, sei es zustimmende oder ablehnende, Fortarbeit mit der wissenschaftlichen Theologie die Geisteswaffen übte und schärfte; daß er, in allen Dingen der Oberflächlichkeit widerstrebend, nach den großen geschichtlichen Zusammenhängen suchte, die mäßigend und erhellend auf die verworrenen und lauten Ansprüche der Tagesfragen einwirken; daß er, weil ein Mann des Glaubens, ein Mann der tragenden, duldenden Liebe und der freudigen, zuversichtlichen Hoffnung war und blieb, das machte unter dem Segen Gottes seine Amtsführung so reich und lebendig, das gab dem Verkehr mit ihm das anregende, in Bewegung setzende Gepräge, das erhält ihm bei allen, denen er, insonderheit durch Predigten, Ansprachen, Synodalreden, Briefe nahegetreten ist, ein dankbares Gedächtnis, und davon geht vielleicht noch auf ein jüngeres Geschlecht, dessen Bekanntschaft mit Stählin durch diese Blätter sich vermittelt, manche vorwärtstreibende Anregung aus. Das möge Gottes Gnade walten!"

Anhang

ausgewählter

Predigten und Reden.

I.

Mein Bekenntnis beim Abschied von der Gemeinde.

Abschiedspredigt über Röm. 1, 16,

gehalten in Nördlingen am 14. Oktober 1866.

Text: Röm. 1, 16.

Ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht: denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben, die Juden vornehmlich, und auch die Griechen.

In Christo geliebte Gemeinde! Eine ernste Stunde ist heute für mich gekommen. Ich soll das letztemal in diesem ehrwürdigen Gotteshaus, das letztemal vor dir, teure Gemeinde, das Wort des Lebens verkünden. Ich halte meine Abschiedspredigt. Nur kurze Zeit war es mir vergönnt, unter euch zu wirken. Nicht nach eigener Wahl und Willkür scheide ich von euch. Ein Ruf meiner kirchlichen Obern, in dem ich nach ernster, vor Gottes Angesicht gepflogener Überlegung den Ruf meines Gottes erkennen zu dürfen glaube, zieht mich von dannen. Das Scheiden des Geistlichen ist immer schwer; es ist mir aber aus vielen Gründen doppelt schwer, gerade von dir, teure, geliebte Gemeinde, zu scheiden.

Doch auch heute habe ich nicht mich zu predigen, sondern wie immer, Jesum Christum, daß er sei der Herr, wir aber eure Knechte um Jesu willen (2. Kor. 4, 5). Auch heute wollen wir unsere Gedanken sammeln in Gottes Wort. Als

ich zu euch kam, da war es mir in der That eine große, innige Freude, daß sich mir von selbst als Grundlage meiner Antrittspredigt das Evangelium des Sonntags, das schöne, liebliche Evangelium vom guten Hirten anbot. Zu ihm, zu ihm, dem großen Hirten der Schafe, konnten wir damals gemeinsam uns erheben; ihn rief ich an aus tiefster Seele, daß er mir geben wolle, euch auf die grünen Auen und an die frischen Wasserbrunnen seines Evangeliums zu führen, mich in seiner Gemeinschaft stets einen treuen Hirten sein zu lassen, der die Herde baue durch Wort und Wandel. Heute bei meiner Abschiedspredigt gehe ich nun weder von der Sonntagsepistel noch dem Sonntagsevangelium aus. Ich habe einen freien Text gewählt, der den einen großen Mittelpunkt unseres Amts und all unserer Bezeugung enthält, eines jener Worte, die die ganze Summe der christlichen Wahrheit enthalten. Dies Wort möge mir dienen, was heute in tiefster Seele mich bewegt, was ich als ein Scheidender euch noch sagen möchte, zusammenzufassen, möge mir und euch diese ernste Stunde mit ihrem Trennungsschmerz zu einer gesegneten, geistliche Frucht schaffenden machen. Was ich euch sage, sage ich als Diener Christi, sage es auch zugleich aus Sinn und Herz meiner teuren Amtsbrüder. Ich habe euch ja überhaupt nichts Sonderliches bringen wollen und können, sondern in Gemeinschaft mit andern nach dem Maß meiner Gabe an eurer Erbauung und Gründung auf den Grund, der ein für allemal gelegt ist, arbeiten wollen. Ich wollte nie vergessen, welche Kräfte vor mir, welche neben mir gearbeitet haben. Es sind verschiedene Gaben, aber es ist ein Geist.

Das Wort des Apostels ist ein Bekenntnis zu Christo. Wir Prediger kommen, wir gehen. Er aber bleibt, Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit, der ewig währende Grund der Gemeinde, der Hort unseres Glaubens, der Mittelpunkt unserer Predigt. Wo am ersten Tage der öffentlichen Bezeugung, beim Antritt des Amtes

das Band zwischen der Gemeinde und dem Geistlichen geknüpft wird, soll er der dritte im Bunde sein; wo es gelöst wird, soll er auch trotz der äußeren Trennung das innere Band der Gemeinschaft bleiben. Des Predigers Abschied soll die Gemeinde segnen mit einem fröhlichen, dankbaren Bekenntnis zu Christo. Auch meine letzte Predigt soll ein Bekenntnis zu ihm sein. Ich möchte euch auf Grund unseres Textes als Gegenstand meiner heutigen Betrachtung, als Inhalt meiner letzten Predigt vorlegen:

Mein Bekenntnis beim Abschied von der Gemeinde.

Dieses Bekenntnis ist

1. ein freudig entschiedenes,
2. ein demütig dankbares,
3. ein bußfertig gläubiges.

I.

„Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht", sagt der gewaltige Apostel, der im Dienst dieses Evangeliums die Länder Asiens und Europas durchwanderte. Es war eine wunderbare, tief erregte Zeit, da der Apostel diese Worte sprach. Der Tag des Heils war angebrochen; Altes und Neues traten in entscheidendem Gegensatz einander gegenüber. Tausende von Seelen bewegten sich aus der Dämmerung ruhelosen Strebens und Ringens, aus der Nacht der Gottentfremdung in freudigster Glaubensgewißheit dem in Jesu Christo erschienenen und seinem Evangelium entströmenden Licht und Leben zu. Es war wie ein Frühlingsgruß des heiligen Geistes an die in Sünde und Lüge verkommene Welt, ein Frühlingsgruß, unter dem ein neues, aus Gott gebornes Leben allenthalben erwachte, die Wüste zu einem lieblichen Gottesgarten aufgrünte, Gemeinden Christi als Träger himmlischer Gnadenkräfte, als Erstlinge einer neuen Lebensschöpfung entstanden. Aber auch die Kräfte der Finsternis regten sich und kündigten der neuen Wahrheit den Krieg an. Eine

falsche Weisheit überschüttete mit Spott und Hohn das Evangelium des Herrn. Was will dieser Lotterbube sagen? so haben sie am Sitze der Weltbildung und Weltweisheit, zu Athen, dem mächtigen Heidenbekehrer zugerufen (Apostelgesch. 17, 18). Und schon schärften Verachtung und Widerspruch das Schwert der Verfolgung.

Er selbst, der Apostel, ist wie ein Verbannter Christi, er eilt von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, trägt an seinem Leibe die Malzeichen des Herrn Jesu (Gal. 6, 17) und ringt mit Gefahr und Todesnot. Aber umgeben von Verachtung und Hohn, von Haß und Feindschaft, ruft er nur um so lauter: ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht. Und wenn ich ihn dies Wort der Gemeinde, die in Rom, im Herzen und Mittelpunkt des weiten römischen Reichs, sich angesiedelt hat, zurufen höre, so ist's mir, als sehe ich den hohen Apostel, wie er die Fahne des Gekreuzigten aufrollt und alle Welt einlädt, unter dieser Fahne sich zu sammeln, weil unter ihr Sieg und Frieden zu finden. Sein Wort ist das Wort freudigsten Bekenntnisses zu Christo.

Es ist nun freilich, Geliebte, seitdem der Apostel diese Worte gesprochen, vieles anders geworden. Es ist ein Wunder vor unsern Augen, was geschehen. Das Wort des verachteten Nazareners hat in dieser Welt gesiegt, das Kreuz prangt als Siegeszeichen auf dem weiten Erdenrunde, und das Reich Christi hat die Reiche dieser Welt sich erobert. Aber hat denn etwa das Evangelium aufgehört, der Welt ein Ärgernis und eine Thorheit zu sein? Ist nicht gerade in unsern Tagen der Gegensatz gegen das alte, apostolische Christentum zu einer noch nie dagewesenen Höhe gestiegen? Hat man nicht während der kurzen Zeit, in der ich unter euch wirkte, vielfach geradezu über Sein oder Nichtsein von christlicher Religion und Kirche verhandelt und gestritten? Blickt doch das Geschlecht der Gegenwart im stolzen Bewußtsein, es so herrlich weit gebracht zu haben, in vermessener Selbstgenügsamkeit, mit der es seines

weltbeherrschenden Vermögens sich rühmt und auf die Werke seiner Hände schaut, mit Verachtung und heimlichem Mitleid auf die geringe Gestalt von Christi Reich und Christi Evangelium! Liegt doch Unglaube und Zweifel, oder doch Unsicherheit und Unentschiedenheit in religiösen Dingen recht eigentlich in der Luft der Gegenwart und bildet ein wesentliches Zeichen der Zeit.

Da thut es ja not, Geliebte, daß der Diener Christi, so oft er diese heilige Stätte betritt, namentlich aber beim Antritts- und beim Scheidegruß sich selber fragt: Wie stehst denn du in deinem Innersten zu der so viel umstrittenen Sache, zu dem Evangelium von Christo, diesem Zeichen des Widerspruchs? Nun weiß ich wohl, daß ich nichts bin gegen den hohen Apostel. Aber gleichwohl nehme ich sein Wort in den Mund und rufe es dir, teure Gemeinde, beim Abschied zu: Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht. Mein innerstes Leben, Denken, Fühlen, Wollen ist mit ihm verwachsen, ich bin in tiefster Seele von seiner Herrlichkeit erfüllt. Ich weiß, ich glaub's, ich bin unerschütterlich überzeugt — wenn der Strom der Zeit noch so viel begräbt, dies Evangelium wird oben bleiben; dies Evangelium ist eine unzerstörbare, uneinnehmbare Burg, an der alle Waffen des Zweifels und Unglaubens zu Schanden werden.

Freilich, Geliebte, wenn man dies Evangelium so ansieht nach seiner nächsten, äußern Gestalt, wie viel findet sich, woran menschliche Vernunft und Weisheit sich ärgern können! Da reden wir jahraus, jahrein von einem armen Manne, der vor 1800 Jahren unter einem verachteten Volke, in einem verachteten Winkel der Erde gelebt hat, reden von einer armen Krippe, in welcher der Neugeborene liegt, reden von einem noch ärmeren Kreuze, an dem er einem Missethäter gleich sein Leben unter Qualen geendet. Und diese Dinge, sagen wir zugleich, sind der Grund unseres Heils und unserer Seligkeit, der Brunnen des höchsten Glückes der Menschheit,

ihrer Wiedergeburt und ihres ewigen Lebens. Das ist ein harter Anstoß für unzählige.

Aber wenn man nun tiefer schaut, so findet man gerade hierin den Anlaß zu Preis und Anbetung. Es gilt hier das Wort des Apostels: „Die göttliche Thorheit ist weiser, denn die Menschen sind; und die göttliche Schwachheit ist stärker, denn die Menschen sind“ (1. Kor. 1, 25). Dies Evangelium, so arm, so gering, so unscheinbar, ist zugleich so reich, so hoch, so gewaltig, so majestätisch. Dieser arme Mann, der den Namen Jesus Christus trägt, der im Tempel zu Jerusalem und an den Ufern des Sees Genezareth predigt, ist derjenige unter der zahllosen Schar der Menschenkinder, dem allein kein Makel der Sünde anklebt. Aus seinem Antlitz leuchtet uns das Bild Gottes in ungetrübter Schöne entgegen, sein ganzes Leben ist ein heller Spiegel göttlicher Heiligkeit und menschlicher Unschuld. Dieser arme Menschensohn, der nicht hatte, da er sein Haupt hinlege, hat ein unermeßlich Bewußtsein, er weiß, daß er die geringe Knechtsgestalt eingetauscht hat um eine ewige, göttliche Herrlichkeit, die er beim Vater hatte, er bezeugt's noch angesichts des Pfahles der Schmach, und des Todes des Verbrechers, daß er sei der Sohn des lebendigen Gottes. Diese arme Krippe im Stalle zu Bethlehem ruft Himmel und Erde auf zur Feier des kindlich großen, gottseligen Geheimnisses: Gott ist geoffenbaret im Fleisch (1. Tim. 3, 16). Dies noch ärmere Kreuz auf Golgatha steht inmitten dieser friedlosen Welt als das Friedenszeichen der gestifteten Versöhnung. Die Sonne, die an diesem Kreuze untergeht unter allen Schauern und Schrecken der Erde, zieht nach wenigen Tagen wieder herauf in Majestät und Verklärung. Elend, Not und Tod sind verschlungen in den Sieg und die Herrlichkeit der Auferstehung. Dieser Menschensohn, der hier unten gezagt und gezittert, setzt sich zur Rechten der Majestät in der Höhe, gründet sich seine Gemeinde, baut sich sein Reich, hat alles in seinen Händen, schaut von seinem

erhabenen Gottesthrone in ruhiger Siegesgewißheit auf das Rollen der Weltgeschicke und wartet, bis alle seine Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt sind. Und diese Dinge sind nicht etwa nur ein schöner Traum, ein Gedicht erregter Phantasie, wozu man sie in unsern Tagen stempeln möchte, — sie sind Wahrheit und Wirklichkeit, sie können nicht erdichtet und erfunden sein, denn sie sind höher und tiefer als aller Menschen Vernunft und Gedanken, sie tragen das Siegel göttlicher und menschlicher Beglaubigung. Sie sind bestätigt durch das Wort von Augen- und Ohrenzeugen, die jede Stunde für ihre Sache zu sterben bereit waren, durch das ungeschwächte Zeugnis der Jahrhunderte, durch den unerschütterten Bestand einer christlichen Kirche. Die stärkste, heiligste Macht, die es gibt, die Macht der Liebe, der ewigen göttlichen Liebe, ist zugleich das Siegel der Wahrheit dessen, was das Evangelium verkündet. Denn was durch alles sich hindurchzieht, der rote Faden in diesem wunderbaren Leben, von der Krippe bis zum Kreuz und vom Kreuz bis zum Throne der Herrlichkeit, ist eine wundermächtige, rettende, erlösende Liebe, die den verlorenen Sohn ans Vaterherz zurückführen, aus Sündern Gottes Kinder, aus Gebundenen des Todes Erben des ewigen Lebens machen will.

Jede Predigt soll nun, Geliebte, den Ton dieser ewigen Liebe anschlagen, soll ein Lobgesang sein auf Christi ewige Herrlichkeit, soll seine Liebes- und Lebenskräfte ausströmen. Nun bekenne ich ja gerne, daß ich oft genug mit dem zermalmenden Gefühl der Armut dessen, was ich gegeben, von dieser heiligen Stätte herabkam, aber gleichwohl habe ich das tröstende Bewußtsein, daß es das Evangelium unseres Herrn Jesu Christi gewesen ist, und nichts anderes, was ich euch gebracht. Dieses Evangelium wollte ich euch mit dem Ernst der Wahrheit, mit der ganzen Inbrunst und Glut der Seele verkündigen. Zugleich darf ich sagen, daß all mein Streben und Ringen, mein Beten und Flehen, mein Arbeiten und

Studieren den einen Zweck verfolgt, das Evangelium unseres Herrn Jesu Christi wie in seiner Schlichtheit und Einfalt, so in seiner göttlichen Kraft, Schöne und Herrlichkeit euch vor Augen zu malen. Jedem wollte ich es nahe bringen; den Glaubenden stärken und befestigen, dem Suchenden und Zweifelnden zeigen, wie es seinem eigenen innersten Bedürfnis und Verlangen entspricht. Und wenn ich stets geneigt war, alles wirklich Gute, Edle und Großartige in den Strebungen unserer Zeit anzuerkennen, so habe ich mir zugleich selbst fort und fort die Einreden eines verkehrten Zeitgeistes vor Augen gestellt, der von einer Offenbarung Gottes in Jesu Christo nichts wissen will, das Wunder der Erlösung, die göttliche Würde des Heilands und zuletzt den lebendigen Gott selbst leugnet, um ihnen innerlich zu begegnen, um immer neu gewappnet und neu gerüstet mit dem rechten Zeugengeiste euch das Evangelium zu verkünden. Gerne, gerne habe ich in diesem schönen Gotteshaus das Wort der Wahrheit verkündet. Schwer wird mir der Abschied von demselben. Aber gerade scheidend möchte ich nochmals in freudigster Entschiedenheit mich zu meinem Herrn und seinem seligmachenden Evangelium bekennen und euch allen zurufen: Haltet fest sein Wort; Himmel und Erde vergehen, aber seine Worte vergehen nicht; bleibt treu eurem evangelischen Glauben und erbauet euch immer mehr auf demselben! Laßt euch nicht blenden durch jenen Geist des Irrtums und der Lüge, der von keinem höhern Ziele der Menschheit weiß, als wie es beschlossen liegt in diesem irdischen Dasein mit seinen Gütern und Genüssen, aber auch seiner Qual und Mühsal, der weder das Herz unseres Gottes in seinem wunderbaren Liebeszug zu uns, noch das eigene, das Menschenherz mit seinem Zuge zu Gott und seinem Sehnen nach Erlösung kennt! Bleibt treu eurer Kirche! Felsenfest steht ihr Grund; auch die Pforten der Hölle können ihn nicht überwältigen.

Mein Bekenntnis sei heute beim Abschied ein freudig entschiedenes, aber

II.

auch ein demütig dankbares.

So tief mein Herz heute den Schmerz der Trennung empfindet, so ist es doch zugleich voll Lobes und Dankes. Wofür soll ich aber meinem Herrn zunächst danken? Nicht dafür, daß er mich auch diese dritthalb Jahre das Evangelium verkünden ließ, das, wie der Apostel sagt, „eine Kraft Gottes ist, die da selig macht"? Ist das nicht selbst etwas Seliges? Ist es nicht ein hoher, herrlicher Beruf, andern ein Gehilfe zu sein, das Evangelium am eigenen Herzen als eine solche Gotteskraft zu erfahren, ein Gehilfe seligster Freude zu sein? Es ist freilich etwas Großes, was hier vom Evangelium ausgesagt wird, von einem Worte, das von Menschenlippen erschallt, daß es als Gotteskraft in das Menschenherz niedersteige und hier ein Gottesleben schaffe. Aber, Geliebte, dies Wort hat solche Kraft, weil es eben Gottes Gedanken und Gottes Thaten verkündet, weil es mit der Anziehungskraft göttlicher Liebe die Herzen emporzieht, weil es der Träger des heiligen Geistes ist, der unsere Herzen erneuern und beseligen will. Der Apostel hat es an sich selbst erfahren. Er kann von der Kraft des Evangeliums gar nicht reden, ohne zugleich in demütigstem, dankbarstem Preise an den gewaltigen Wendepunkt seines Lebens zu denken, da er, der ein Lästerer und ein Verfolger und ein Schmäher war, nach dem Reichtum göttlicher Barmherzigkeit ein Jünger und Apostel des Herrn geworden ist (1. Tim. 1, 13). Und ihm nach hat das Evangelium seine Gotteskraft an Millionen Herzen geoffenbart, es hat hier Menschen vom Irrtum ihres Weges herumgebracht und aus tiefem Verderben errettet, dort im bittersten Kampf mit höherem Frieden gesegnet, die Trübsalsnacht mit hellem Trostlicht durchleuchtet und Sterbenslust auch unter den dräuenden Schrecken des Todes eingehaucht.

Ja, es ist das Evangelium von Christo eine Kraft Gottes zur Seligkeit. Es tritt dem Unheil und der Unseligkeit entgegen, unter denen die Menschheit liegt, und überwindet diese mit göttlichen, himmlischen Kräften. Nun gehört ja wahrlich, Geliebte, nicht viel dazu, das Unheil dieses Lebens, den schweren, mit dem Gewichte ewiger Entscheidung beladenen Ernst zu erkennen, der auf diesem Leben ruht. Wenn man es auch nur von außen ansieht, wer zählt es, das Heer von Übeln, mit denen die Menschheit sich abzuringen hat, wer mißt die Last von Jammer und Elend, unter welcher sie seufzt? Der Klageton über die Mühsal dieses irdischen Lebens durchdringt alle Zeiten und alle Geschlechter der Menschen und wird nur überboten von einem noch tiefern Notschrei, von dem Hilferuf des geängsteten Gewissens. Was ist alle äußere Last des Leidens gegen die Last der Schuld, die wir alle mit uns herumtragen, in der wir dem strafenden und verdammenden Gerichte des heiligen Gottes verfallen sind, gegen den Stachel des bösen Gewissens? Und wenn auch der Leichtsinnige gegen den Ruf in seinem Innersten: du bist gewogen worden und zu leicht gefunden (Dan. 5, 27), sich wie oft verschließt, es bestätigen die Zornesruten des heiligen Gottes, das ernste, erschütternde Todesgeschick mit seinen tausend und abertausend Denkmalen immer wieder neu, daß die Rede von Sünde und Fall, von einer tiefen Entzweiung des Menschen keine leere Rede ist. Ja es ist der Mensch in seiner natürlichen Lebensgestalt ein mühseliges und unseliges Geschöpf, hereingestellt zwischen eine schmerzensreiche Geburt und ein ödes, finstres Grab, in sich ein Meer von Sorge und Furcht, um sich viel Kampf und Streit und Trübsal, vor sich das ernste Gericht und die gerechte Vergeltung.

Und da tönt nun in die mühselige, verlorene Menschenwelt eine wunderbare Botschaft herein, die Licht, Kraft, Trost, Frieden schon jetzt für diese Zeit anbietet und mitteilt, und ewige Seligkeit und Herrlichkeit darnach uns verheißt, die die

Kräfte der zukünftigen Welt jetzt schon einsenkt und in dem hienieden uns geschenkten Maß derselben zugleich ein Pfand ihrer vollen und vollendenden Mitteilung bietet. Diese Botschaft tritt an den erschrockenen Sünder mit dem Trostwort heran: dir sind deine Sünden vergeben, ruft auch dem Angefochtensten und Beladensten zu: verzage nicht, größer als alle Wucht des Leidens, größer auch als dein kleinmütiges, verzagtes Herz ist Gottes Liebe und Erbarmung, wie sie in Jesu Christo auch dir gilt, weist den Sterbenden auf den, der durch seinen stellvertretenden Tod die Schuld bezahlt und durch seine Auferstehung die Ewigkeit zur lichten Heimat gemacht hat. Diese Botschaft wandelt die Furcht vor dem verdienten Gericht, der verschuldeten Verdammnis in den Jubel einer ewigen Erlösung, in die Zuversicht auf ein ewiges Erbe. Und diese Botschaft ist — das Evangelium von Jesu Christo.

Dies Evangelium durfte auch ich euch, Geliebte, verkünden, und habe es euch als einer verkündet, der in ihm selbst die Kraft, den Trost, den Frieden seines Lebens gefunden. Wir haben kein sittliches Recht, seine seligmachende Kraft der Gemeinde anzupreisen, wenn wir sie nicht selbst an unserm Innersten erfahren haben. Wir sollen predigen im Drang der erfahrenen Liebe Christi. Wo aber Christus das Herz füllt, da schweigt der Selbstruhm, und tritt demütiger Dank an seine Stelle. Der Geistliche hat nur zu geben, was er empfangen hat. Ihm besonders auch gilt das Wort: Was hast du aber, das du nicht empfangen hast? So du es aber empfangen hast, was rühmest du dich denn, als der es nicht empfangen hätte (1. Kor. 4, 7)? Gabe und Gnade ist alles, wie überhaupt im Christentum, so insonderheit auch in unserm Amte, wir mögen auf den Samen sehen, den wir streuen, oder auf den Segen, den wir ernten dürfen. Aller Dank hiefür schlingt sich aber zusammen mit dem Dank, des Evangeliums Kraft am eigenen Herzen erfahren zu haben und fort und fort zu erfahren.

Dank und Demut soll der Grundton des Christenlebens sein, der Grundton vor allem im Leben des Dieners Christi. Ich glaube aber vor andern Grund zu dankbarster, demütigster Beugung vor meinem Gott und Heiland zu haben. Ein wichtiger Wendepunkt ist in meinem Leben eingetreten. Notwendig muß ich rückwärts schauen und aller Gnadenzüge meines Gottes gedenken. Es waren zum Teil recht schwere Wege, auf denen er mich zu sich gezogen. Aber gerade in bitterer Trübsal, in Jahren großer Schwachheit und Anfechtung von innen und außen habe ich unendlich viel gelernt, mehr als auf der Studierstube, habe gelernt, mich ganz auf meinen Herrn und Heiland zu werfen und die Kraft seiner freien, unverdienten Gnade zu erkennen. Diese Gnade soll mein einziger Ruhm, soll das Lied im Hause meiner Wallfahrt sein, von ihr will ich mich tragen lassen bis zum letzten Atemzuge. Und wenn ich nun weiter daran denke, wie mich schwachen Menschen Gott getragen und gestärkt, wie er mir gnädig bis hieher durchgeholfen, da kann ich nicht anders als sprechen: Ich bin viel zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte gethan hast (1. Mos. 32, 10). Wie soll ich dem Herrn vergelten alle seine Wohlthat? Ich kann nicht anders, ich muß meine Gelübde bezahlen vor allem Volk. Ich kann nicht scheiden, ohne aus tiefstem Seelengrund ein: Lobe den Herrn, meine Seele, angestimmt und ein Dankopfer auf den Altar des treuen, gnädigen Gottes niedergelegt zu haben. Zagenden, bangenden Herzens bin ich in diese Stadt gezogen, blutenden Herzens ziehe ich fort. Wie viel Gutes hat mir Gott während meines kurzen Aufenthalts erwiesen! Ich durfte hier mit gleichgesinnten Amtsbrüdern in Frieden und Eintracht zusammenwirken; ich durfte sehen, wie die Gemeinde in Frieden sich baut. Ich habe hier viel geistige und geistliche Anregung empfangen. Ich bin echtem, wahrem, lebendigem Christentum begegnet und durfte mich freuen, daß ein Zug zu Gottes

Wort durch die ganze Gemeinde geht. Ich hatte in Kirche und Schule ein gesegnetes Arbeitsfeld; ich hatte zum Teil selige, mir unvergeßliche Stunden in der Unterweisung eurer Söhne und Töchter. Und wie ist mir doch mein Amt von allen Seiten erleichtert worden! Man ist mir mit einer Liebe, einem Vertrauen, einem Wohlwollen entgegengekommen, für welche ich oft im stillen Gott gepriesen habe und es heute laut und öffentlich thun will. Ich danke es heute aber auch der ganzen Gemeinde, vor allem den geehrten Vertretern dieser Gemeinde, und den einzelnen, mit denen ich in nähern Verkehr getreten. Ich sage dies alles, nicht um Menschen zu rühmen, sondern Gottes Gnade zu preisen. Der Geistliche hat nicht um Gunst und Anerkennung ängstlich zu werben, aber wo Liebe und Vertrauen ihm zu Teil werden, sie als eine Gabe Gottes hinzunehmen, die ja auch der Förderung seines Werkes, dem Baue an Christi Reich dienstlich sein kann. Wie soll bei Mißtrauen und Zwietracht unser Werk gedeihen! Wenn ich alles zusammenfasse, so muß ich sagen: diese dritthalb Jahre meines Wohnens und Wirkens unter euch sind ein Lichtpunkt in meinem Leben, während deren ich die Freundlichkeit und Güte meines Gottes besonders reichlich erfuhr. Das liebe Kreuz hat mich wohl auch hier nicht verlassen; ich könnte von niederziehenden Gewichten, von bitterer Sorge Tag und Nacht, die mich nach anderer Seite hin betroffen, reden. Aber der Grundton meiner Seele ist heute tiefer, inniger, gerührter Preis der Treue und Barmherzigkeit meines Gottes.

Geht mein Dank aber aus von der Gnade Gottes und kehrt dahin zurück, so muß ich mich auch ernstlich prüfen, ob ich in der Gemeinschaft dieser Gnade gewachsen und selbst tiefer eingewurzelt bin in das Evangelium des Herrn Jesu Christi, das ich euch gepredigt; so muß ich auch euch fragen in meiner letzten Predigt, wie ihr zu diesem Evangelium steht. Ich rede nicht allein von dem Verhalten zu meinem Zeugnis.

Schon längst erschallt in den Räumen dieser Kirche, in dieser Stadt eine ernste, entschiedene Predigt des Evangeliums aus dem Munde treuer, begabter Diener, mit denen diese Gemeinde vor andern gesegnet war. Ist das Evangelium auch in euren Herzen, in eurem ganzen Leben, in eurem Sinn und eurem Wandel eine Gotteskraft geworden? Ist es euer Halt im Leben, euer Trost im Leiden, euer Licht in einer vielfach so wirren, von den entgegengesetztesten Bestrebungen durchzogenen Zeit, eure Hoffnung noch im Tode? Ihr nennt euch eine evangelische Gemeinde; so wandelt auch würdiglich des Evangeliums, würdiglich eures Berufes, darinnen ihr berufen seid, mit aller Demut und Sanftmut, mit Geduld, und vertraget einer den andern in der Liebe, und seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist, durch das Band des Friedens (Eph. 4, 1—4)! Ja haltet Frieden, Frieden in der Gemeinde, in euren Ehen und Familien! Tragt Sorge, daß ein frommes, gottesfürchtiges, züchtiges Geschlecht unter euch heranwachse! Laßt euch Kirche und Schule, laßt euch die Anstalten der Liebe und Wohlthätigkeit wie überhaupt, so insonderheit in dieser Stadt ferner empfohlen sein! Schart euch fleißig um Gottes Wort und das Sakrament des Altars! Achtet und ehret das Amt, das die Versöhnung predigt! Tretet namentlich ihr, die ihr Amt und Würde innerhalb der Gemeinde habt, fest und einmütig zusammen für das Gute und wehret allem Sünden- und Lasterdienst! Freut euch über den Bau des göttlichen Reiches in eurer Mitte und fördert ihn mit Rat und That!

Und weil das Evangelium seine schönste Kraft gerade unter Leid und Trübsal entfaltet, so darf ich als Prediger des Evangeliums gerade den Leidenden unter euch, den Kreuzträgern ein Wort des Trostes noch zurufen. Sind's alte Wunden, die heute neu aufbrechen, sind's frisch geschlagene; o glaubet, ihr könnt mit dem Worte von der ewigen Liebe und Erbarmung Gottes in Jesu Christo alles überwinden,

schaut auf das Kreuz eures Herrn und geht geduldig die Kreuzesstraße, die er euch ziehen heißt, sie ist eine gesegnete Straße! Hebt eure Häupter auf! Seid getrost und unverzagt! Über ein Kleines, so ist alle Traurigkeit in Freude verwandelt. Laßt uns alle Zeit in Demut und Dankbarkeit Gottes Wege gehen, sie enden sich in Lieb und Segen.

Ein demütig dankbares Bekenntnis sei heute unser aller, sei vor allem mein Bekenntnis, und

III.

auch noch ein bußfertig gläubiges.

Das Evangelium ist „eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben, die Juden vornehmlich und auch die Griechen", schreibt der Apostel. Also kommt es zuletzt auf den Glauben, das gläubige Herz an, wenn das Evangelium seine Gotteskraft entfalten soll. Kann es denn anders sein? Ist doch das Evangelium Gnadenbotschaft, Gnadenverheißung, die allein im Glauben hingenommen werden kann. Für alle Völker und Geschlechter wie für jeden einzelnen bezeichnet der Apostel als den Weg zum Heil den Glauben an das Evangelium. Soll ich euch heute nun, Geliebte, beim Abschied noch näher sagen, was ich, was wir alle euch so oft von diesem Glauben gesagt haben? Der Glaube ist kein totes, äußeres Wesen, keine blinde Hinnahme willkürlicher Meinungen und Satzungen, wozu den Glauben manche, ihn zu entehren, stempeln möchten, sondern innerstes, lebendigstes Ergreifen der göttlich versiegelten Wahrheit des Evangeliums, der Gnade Gottes in Jesu Christo. Im Glauben erwidern wir Gottes gnädige Herablassung zu uns mit innigster, vollster Zukehr zu ihm, der Glaube ist ein Werk Gottes an uns und zugleich unsere eigenste, innerste Willensthat und Übergabe unsers Herzens an den, der uns hat geliebt und sein Blut für uns vergossen. Im Glauben wird Christus unser Christus, sein Verdienst uns angeeignet. Im Glauben schließen wir uns persönlich mit ihm zusammen, werden eins mit ihm.

Wie soll aber dieser Glaube, der das Heil, der die Gnade Gottes in Christo ergreift, in uns entstehen, wenn nicht zuvor ein Verlangen nach dem Heile in uns vorhanden ist, und wie soll das Verlangen nach Heil in uns entstehen, wenn wir nicht unser Unheil erkannt? Nur durch Buße geht's zum Glauben, nur durch die Tiefe zur Höhe, durch die Tiefe der Selbsterkenntnis und des Selbstgerichts auf die Höhe seliger Gnadenerkenntnis und glaubensvoller Heilsgewißheit. Was heißt aber Buße anderes, als mit dem ganzen, vollen Ernst der Wahrheit sein ganzes Wesen in das Licht der göttlichen Heiligkeit stellen, in tiefer, schmerzensreicher Erkenntnis, daß wir durchaus nicht bestehen können vor dem heiligen Gott, weder mit unsern Sünden noch mit unserer natürlichen Gerechtigkeit, sprechen: An dir, an dir allein habe ich gesündigt?

Eine solche Buße hat große Kraft, denn sie erzeugt festen, gesunden, in Christo immer tiefer wurzelnden Glauben. Buße und Glaube ist Inhalt unserer Predigt. Aber wie wir überhaupt nie der Gemeinde predigen sollen, ohne zuvor uns gepredigt zu haben, so hat der Geistliche auch fort und fort in der Buße der Gemeinde voranzugehen. Gerade unser hohes, heiliges, verantwortungsvolles Amt soll uns auch beständig mahnen an die Pflicht der Buße. Ich darf nun wohl sagen, ich kenne die Schmerzen, ich kenne auch etwas die Kraft der Buße. Gerade heute aber, wo ich scheide von einer teuren Gemeinde und mein Tagewerk unter ihr überblicke, drängt's mich zu einem bußfertigen Bekenntnis. Ich habe wohl ernst und anhaltend darnach gerungen, das Wort, das ich verkünde, auch durch Sinn und Wandel zu ehren. Aber wenn ich mein Innerstes prüfe, wenn ich hintrete vor das Feuerauge Gottes, wie viel Mangel und Gebrechen, Sünde und Unlauterkeit finde ich doch, die sich auch meinem amtlichen Wirken beigemengt! Darum beuge ich mich vor ihm, dem dreimal Heiligen, im Staube und rufe ihn an, er möge alle meine Sünde bedecken mit dem teuren Verdienst seines Sohnes.

Nicht ohne Buße, aber auch im lebendigen Glauben will ich dann weiterziehen. Des Christen Weg ist ein Glaubensweg, des Dieners Christi auch. Von Glauben zu Glauben werden wir geführt. Im Glauben sollen wir alle sprechen lernen: deiner Führung folg ich still; wie du willst, nicht wie ich will. Tausendfach sind unsere Gedanken nicht Gottes Gedanken; daran müssen wir uns in der Selbstverleugnung des Glaubens gewöhnen. Ich leugne nicht: der Weg, den ich jetzt gehe, ist für mich ein schwerer. Er kostet mich viel Kampf, viel Gebet, viel Thränen. Mein Herz muß sich losreißen von teuren Verbindungen; von niemand reißt es sich aber schwerer los als von dir, teure Gemeinde. Der Abschied von der Gemeinde ist immer recht bitter für den Geistlichen. Die Verbindung zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde gehört zu den innigsten und zartesten in diesem Leben. Mehr als einmal mußte ich dies zarte Band schon lösen. Nie habe ich aber die Schmerzen der Lösung so tief empfunden, als da ich scheide von euch. Ihr werdet mich wohl frei glauben von dem Wahn, als sei ich für euch unentbehrlich und unersetzlich. Aber eines drückt mich besonders. Ihr habt mir in diesem Jahre einen Beweis eueres besondern einmütigen Vertrauens gegeben. Ich danke euch für denselben von ganzem Herzen. Aber äußerlich angesehen lohne ich denselben euch ja schlecht genug. Gerade jetzt ziehe ich fort. Aber glaubt es mir doch: Ich suche nicht das Meine, meine Ehre oder gar meinen Gewinn dabei. Ich habe nicht nach dem Amt, das mir das Vertrauen meiner kirchlichen Obern zugedacht, getrachtet. Ich hatte nichts anderes im Sinn, als nach längerer Zeit der Unruhe und vielgestaltiger Arbeit mit freierer Muße und mit gesammelter Kraft euch Sonntag für Sonntag das Evangelium zu predigen und auch bei euch den letzten Ruf zu erwarten. Ich habe längere Zeit dem neuen Rufe widerstrebt und habe auch nachher alles Gott anheimgestellt und gesprochen: Des Herrn Wille geschehe! Je und je wollte

ich mich nicht selber führen, sondern führen lassen. Auch jetzt, will ich festiglich glauben, führt mich Gott. Seinem Rufe glaube ich zu folgen, indem ich folge dem Ruf unserer väterlich gesinnten kirchlichen Obern. Glaubend und betend bin ich vor dritthalb Jahren zu euch gekommen, glaubend und betend will ich auch den neuen Beruf übernehmen. Er mag des Schweren, Mühereichen, Verantwortungsvollen vieles in sich tragen. In Gottes Namen will ich an das neue Werk gehen. Ich diene dort demselben Herrn, baue an demselben Reich wie hier. Gottes Gnade, Gottes Segen wird mir ja nicht fehlen. Im Glauben halte ich dies fest.

Wollt ihr mich nicht auch mit eurem Segen, mit eurem Gebet begleiten? O erzeigt mir diesen edelsten aller Liebesdienste! Betet für mich! Auch leiblich getrennt, wollen wir geistlich, wollen wir in Glauben und Gebet geeint bleiben. Im Glauben und Gebet können wir alles überwinden. Im Glauben und Gebet laßt uns nach dem höchsten Ziele, nach unserer Seelen Seligkeit, nach der ewigen Herrlichkeit trachten. An dies höchste Ziel denke ich auch heute lebendig. Es ist mein Glaubensziel, vor dem alle anderen Ziele, auch Ehre und Würde, in dieser Welt weit, weit zurückweichen, dem sie alle dienen sollen. Schauen wir hinaus auf dies schöne, große Ziel!

Ein Tag, der sagt's dem andern,
Mein Leben sei ein Wandern
Zur großen Ewigkeit.
O Ewigkeit, du schöne,
Mein Herz an dich gewöhne!
Mein Heim ist nicht in dieser Zeit.

Das ist mein Bekenntnis beim Abschied. Bleiben wir in solchem Bekenntnis, in Liebe zum Herrn, in Liebe gegen einander verbunden! So lange dieses Herz schlägt, soll es in Liebe schlagen zu ihm, in reinem Eifer für Christi Reich und Evangelium! So lange ich hier pilgere, will ich auch euer nicht vergessen. Gott lohne euch alle eure Liebe! Be-

siegeln wir beim Abschied unsere Gemeinschaft noch durch Gebet! O Herr Gott himmlischer Vater, sei du gepriesen für alle Gnade und Wohlthat, die du mir erwiesen inmitten dieser Gemeinde! Schaffe Segen und Frucht aus dem geringen Werk, das ich hier gethan! Segne diese Gemeinde, segne diese Stadt! Segne dieses Gotteshaus, segne alle, die dich hier anrufen mit lauterem Herzen! Segne die Diener des Worts, die an dieser Gemeinde arbeiten! Laß uns verbunden bleiben in wahrer Liebe, lebendigem Glauben, in der Gemeinschaft des Gebets! Laß uns ewig uns wiederfinden im Vaterhause droben, vor dem Throne deiner Gnade und Herrlichkeit! Amen.

II.

Der Dienst der Predigt.

Abschiedspredigt über 2. Kor. 4, 5 u. 6,

gehalten in Ansbach am 16. März 1879.

Text: 2. Kor. 4, 5 u. 6.

Wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum, daß er der Herr sei, wir aber eure Knechte um Jesu willen. Denn Gott, der da hieß das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, daß (durch uns) entstünde die Erleuchtung von der Erkenntnis der Klarheit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi.

Nicht das gewöhnliche Sonntagsevangelium lege ich euch heute, im Herrn Geliebte, vor; es ist ein frei gewählter Text, über den ich predige. Ich halte heute meine letzte Predigt unter euch, nachdem ich über zwölf Jahre in Gemeinschaft mit andern Kräften in dieser Stadt das evangelische Predigtamt verwaltet habe. Ich scheide heute von diesem unter euch verwalteten Amte, von dem amtlichen Predigerberufe überhaupt. Da werdet ihr vielleicht die Wahl des vorgelesenen Textes billigen, wenigstens entschuldigen. Ich möchte auch heute nicht von mir selbst reden, aber zusammenfassen möchte ich, was Grundlage und Inhalt aller echt evangelischen Predigtarbeit ist, was Inhalt auch meiner Predigt sein wollte. Der Abschied thut weh; aber in weichen

Gefühlen wollen wir uns nicht ergehen. Die Abschiedsstunde soll Segen schaffen. Man denkt beim Abschied an den Ernst des Amtes, den Ernst des Lebens, man denkt an den letzten Abschied; man denkt an Sünde und Versäumnis, man denkt aber auch an Gottes Gnade, die mächtiger ist als alle Sünde. Der Abschied ist wie ein inneres Sterben; es gibt aber ein Sterben, aus dem stets neues Leben quillt.

Wandert noch einmal mit mir zum Quell aller Kraft, allen Friedens, allen Lebens! Schauen wir noch einmal gemeinsam auf zu der ewigen Herrlichkeit des Evangeliums! Preisen möchte ich zum Schlusse den Dienst an diesem Evangelium, zu dem auch ich unter euch berufen war; noch einmal möchte ich aus dem Vollgefühl der Erhabenheit und Seligkeit dieses Dienstes zu euch reden. Ich spreche zum Abschied zu euch:

Von dem Dienste der Predigt,

1. von der Grundlage, auf der er ruht,
2. von der Beglaubigung, die er empfängt,
3. von der Befriedigung, die er schafft.

I.

Jeder fühlt es, daß das Werk, das wir hier an heiliger Stätte treiben, ein Werk von entscheidender Bedeutung ist, daß es sich dabei um Hohes und Großes handelt. Wir fragen uns, es fragt uns die Gemeinde: Auf welchem Grunde stehst du? In wessen Vollmacht handelst du? Nun, wir sind um die Antwort nicht verlegen. Der Apostel gibt sie uns, indem er spricht: Wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum, daß er sei der Herr. Der Apostel war ein Mann von großer natürlicher Geisteskraft und Geistestiefe. Er predigt aber nicht sich selbst, er verkündet nicht die Ergebnisse seines natürlichen Denkens und Forschens, nicht Menschenweisheit, wäre es auch die tiefste und erhabenste. Was er bringt, ist unendlich mehr als auch die herrlichste Blüte rein menschlicher Entwicklung, mehr als auch die reifste Frucht am

Baume der natürlichen Menschheit. Er predigt Jesum Christum den Herrn, das heißt, er predigt die höchste Gottesoffenbarung, den erfüllten Gottesrat, den erschienenen Weltheiland, das Ziel aller Verheißung Israels, aller Hoffnung der Völker. Auch wir predigen ihn, wir predigen ihn in seiner Herrlichkeit, deren Strahlen rückwärts und vorwärts leuchten. Alle Linien der göttlichen Weltregierung, alle Wege göttlicher Menschheitserziehung laufen in seiner Erscheinung auf Erden zusammen. Diese Erscheinung überragt an innerem Werte, an göttlichem Gehalte alle, auch die höchsten Erscheinungen und Thatsachen der Geschichte und führt die Geschichte der Welt selbst dem Ziele ihrer ewigen Vollendung entgegen. Was wir verkünden, ist, daß Jesus sei der Herr, der Herr der Zeit, der Inhaber der Ewigkeit. Das Evangelium, das wir predigen, ist das Evangelium von der Klarheit, d. h. Herrlichkeit Christi, welcher ist das Ebenbild Gottes, wie der Apostel unmittelbar vor unserem Texte, von der Klarheit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi, wie er in unserem Texte sagt. Jesu Herrlichkeit ist Gottes Herrlichkeit.

Das Wort von Gottes Klarheit oder Herrlichkeit ist ein großes, allumfassendes Wort, im Herrn Geliebte. Was ist diese Herrlichkeit? Die Fülle göttlichen Wesens, der Inbegriff göttlicher Eigenschaften, wie sie sich nach außen offenbaren. Die ganze Schöpfung verkündet diese Herrlichkeit; die Geschichte zeugt von Gottes, des Weltordners und Weltrichters, Majestät; der Mensch selbst, nach Gottes Bild geschaffen, ist ein Strahl göttlicher Herrlichkeit. Aber all diese Herrlichkeit leuchtet doch nur in gebrochenem Lichte; ihre Offenbarung ist aufgehalten durch die Mächte der Sünde, des Todes, der Vergänglichkeit. Das Bild Gottes ist in dem Menschen getrübt, entstellt, nicht selten furchtbar verzerrt. Von welch schauriger Gottentfremdung zeugt nicht wie oft das Leben des Einzelnen, zeugt nicht die ganze Geschichte der Menschheit? Aber inmitten dieser Trübung und Ver-

finsterung göttlichen Lichtes, dieser Macht der Gottentfremdung steht einer, auf dessen Antlitz die Klarheit Gottes ruht, aus dessen ganzer Person und Erscheinung die göttliche Herrlichkeit uns anleuchtet in ungetrübter Schöne und ungebrochener Kraft. Hier in diesem Jesus von Nazareth, der auf dieser Erde einst ein menschliches Leben führte und der Menschheit geschichtlich eingegliedert war, seht ihr den einzig ganz hellen, vollkommen lichten Punkt in der ganzen großen Menschheitsgeschichte. Sein Leben und Wandel war durchleuchtet vom Lichte göttlicher Reinheit und Heiligkeit, denn er war die Erscheinung göttlichen Lichtes und Lebens selbst, er ist das kündlich große, gottselige Geheimnis: Gott ist geoffenbart im Fleisch.

Auch wenn ihr ihn, Geliebte, in der Krippe schaut, wenn ihr ihn am Kreuze hangen seht, ist und bleibt er der Herr der Herrlichkeit. Wohl ist hier die Majestät seiner Macht und Ehre verhüllt. Aber mächtiger als alles Sonnen- und Sternenlicht leuchtet aus der Gestalt der Sünde und des Fluches, aus den Schrecken der Gottverlassenheit am Kreuze die Herrlichkeit einer göttlichen Liebe, die in tiefster Erniedrigung ihre höchste Entfaltung fand, die blutend und sterbend ein ewiges Heil uns errang. Längst ist auch die Hülle abgethan. Christus ist von den Toten erstanden, hat sich gesetzt zur Rechten der Majestät in der Höhe, und triumphiert ewig über alle Mächte der Sünde und des Todes. Das heißt, Geliebte, Jesus Christus ist der Herr, die Klarheit Gottes leuchtet auf dem Angesicht Jesu Christi. Dies ist die Grundlage, auf welcher der Dienst der Predigt ruht, und ihr eigener nie auszuschöpfender Inhalt. Diese Grundlage ist fest und unerschütterlich. O Geliebte, wenn wir die christliche Wahrheit in ihrer Tiefe und Höhe, die Thaten Gottes in ihrem großartigen innern Zusammenhang, in ihrer wunderbaren Geschlossenheit überschauen, dann erhalten wir wohl den Eindruck nicht bloß einer alles Menschliche überragenden Hoheit,

sondern auch einer Unüberwindlichkeit und Unauflöslichkeit allen Einreden menschlichen Verstandes, allem meisternden Zweifel gegenüber. Es ist die sich selbst bezeugende, Gottes, Jesu Herrlichkeit spiegelnde Wahrheit, welche wir verkünden.

Dies Höchste, was es gibt, tritt uns nun in der Gestalt herablassendsten Dienstes entgegen. Wir predigen Jesum Christum, daß er sei der Herr, wir aber eure Knechte um Jesu willen, so sagt der Apostel, so sagen wir. Die Predigt ist ein Dienst, ein Dienst dem Herrn geweiht, der auf dem Throne Gottes sitzt und zuvor vom Himmel kam, nicht sich dienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben zu geben zu einer Erlösung für viele, ein Dienst den Seelen gewidmet, die dieser Herr teuer erkauft, an welche er ein Eigentumsrecht sich erworben hat. Er hat seinen heiligen Liebesdienst, durch den wir erlöset und versöhnet sind, mit hinaufgenommen auf den Thron seiner Allmacht. Es ist ein königlicher Dienst, den er selbst uns leistet durch die Verkündigung seines Wortes, es ist eine Königshand, die sich uns durch das Amt der Kirche anbietet.

Geliebte! Wir wollen nichts anderes, als in seinem Namen euch gewinnen für ihn, für sein ewiges Reich, für seine ewige Herrlichkeit. Seliger, großer Dienst, gering geachtet von vielen und doch leuchtend in überschwänglicher Klarheit durch alle Zeiten, auch durch die unsere! Jede Zeit hat ihre besondere Art, ihr besonderes Bedürfnis. Wir dienen diesem Bedürfnis. Aber wir verkaufen uns nicht den kommenden und gehenden Meinungen und Richtungen der Menschen und Zeiten. Wir dienen um Jesu willen. Über allem Wogen und Gären von Zeitmeinung und Zeitanschauung steht das Zeugnis von Jesu, ewig sich selbst gleich. Christus Jesus ist ein Herr, mächtig auch über alle menschlichen Systeme, auch die stolzesten und siegestrunkensten. Das Zeugnis von Christo ist auch nicht das richtige, wenn es nicht mit dem vollen einschneidenden Ernst der Wahrheit die Sünde über-

haupt, die Abkehr von dem lebendigen Gott, den feindseligen Unglauben, wenn es nicht die besondere Zeitsünde straft. Ohne den verwundenden Stachel richtenden Ernstes gibt es überhaupt keinen heilenden Trost der Gnade. Aber die Predigt neigt sich auch in demütiger, dienender, geduldiger, hoffender Liebe herab zu allem, was noch aus der Wahrheit ist, und sei es bewußt, sei es unbewußt, an das Evangelium anklingt, um es, so viel an ihr ist, emporzuheben zu der ewigen Wahrheit und Klarheit in Christo. Auch der Widerspruch fordert nur den Drang der dienenden Liebe Christi stets neu heraus. Wir möchten jedem dienen, dem Hohen und dem Niedrigen, dem Armen und dem Reichen, dem Gebildeten und Ungebildeten, dem Fernen und dem Nahen. Wir möchten gerade den Kindern dieser Zeit unter all den Widersprüchen der Gegenwart und ihren entzweienden Gegensätzen den Weg weisen zu dem Frieden und der Harmonie, die allein in Jesu Christo gegeben sind. Wir möchten niemand zurückweisen, der noch mit dem leisesten Faden an seinem Gott und an seinem Heiland hängt, wir möchten ihm aber verhelfen zur vollen, beseligenden Heilserkenntnis. Wir möchten dienen dem Einzelnen und der Einzelgemeinde, wie dem größeren Ganzen, auch unserm Volk und Vaterland. Denn das Evangelium mit seiner überwältigenden Verkündigung der Gottesmajestät in Gerechtigkeit und Gnade ist doch der stärkste Damm gegen den verheerenden Strom der Gottesleugnung, der Hort des Gottesglaubens und der Gottesfurcht, ohne welche kein Volk und kein Staat auf die Dauer bestehen kann, ein Heil- und Schutzmittel gegen die unseligen Lehren, durch welche der Mensch nicht bloß seinen Gott, sondern auch sich selbst, seine Würde und seinen Adel verliert. Wer könnte den Greuel der Verwüstung ermessen, der entstünde, wenn unserem Volke der Dienst des Evangeliums genommen würde?

Unsere Predigt ist ein Dienst, ein Dienst am Höchsten und für das Höchste. Dienen wollte auch ich euch, und

meine letzte Predigt sei euch ein kleiner, geringer Liebesdienst.

II.

Dieser Dienst der Predigt empfängt seine Beglaubigung durch das einhellige Zeugnis des göttlichen Wortes und der Geschichte, durch ein Wort- und That-Zeugnis zugleich. Die ganze Schrift preist Jesu Herrlichkeit, vor allem das Neue Testament. Sie ist der Mittelpunkt des Ganzen. Erkennen wir sie, so erkennen wir auch alles andere, die Majestät und Liebe des ewigen Gottes, die Tiefe unseres Verderbens und unserer Verlorenheit, die Höhe der Erlösung, die Größe der auch unser noch wartenden Herrlichkeit. Ist es aber nichts mit Jesu ewiger Kraft und Gottheit, so fällt auch alles andere dahin, unser Heil, unsere Versöhnung, unsere Hoffnung, zuletzt auch aller Glaube an Gott; denn allein in Jesu hat sich Gott persönlich, wesenhaft, vollkommen geoffenbart. Die christliche Wahrheit besteht ja nicht aus einzelnen Teilen und Stücken, die äußerlich neben einander stehen, und für welche, wie man uns oft beschuldigt, willkürlich Annahme gefordert wird. Die christliche Wahrheit ist ein großer Organismus, bis ins einzelnste hinein von einem Geist beseelt, mit einem schlagenden Herzen; dies schlagende Herz ist Christus Jesus der Herr und er allein.

Nun, Geliebte, wir schauen das Wort, über das wir schon gesprochen haben, nochmals an. Wenn der Apostel sagt: wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum, daß er der Herr sei, so schlägt er einen Ton an, der durch das ganze Neue Testament, durch die ganze Geschichte der Kirche hindurchklingt. Wie in einem hohen, harmonischen Konzert stimmen die Töne des Preises und der Huldigung Christi im Worte der Evangelisten und Apostel zusammen. Von demjenigen, dem Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, zeugt der erste Evangelist; wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit voller Gnade und Wahrheit, jubelt

der letzte; als den Abglanz göttlicher Herrlichkeit und das Ebenbild göttlichen Wesens, als den Herrn der Herrlichkeit rühmen ihn sonst die Apostel, bis ihm im letzten Buche des neuen Testaments ein Lied im höheren Chor gesungen wird und von allen Kreaturen Lob und Ehre und Preis und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit dargebracht wird, ihm, dem Lamme, das erwürget ist, dem Löwen, der überwunden hat (Offenb. Joh. 5).

Dieser Lobgesang erstarb wahrlich nicht mit den sterbenden Aposteln. Vieles ist seit jener ersten Zeit anders geworden, auch in der Kirche; auch an der Kirche, sofern sie hier auf Erden ein geschichtliches Leben lebt, macht sich Veränderung und Wechsel geltend. Aber mag die Kirche der Apostel zur Kirche der Märtyrer, diese zur Kirche der Völker, die Kirche der Völker zur Kirche Roms werden, mag aus dieser Kirche die Kirche der Reformation hervorgehen, mag die Kirche der alten Christenheit zur Kirche der Mission unter fast allen Völkern der Erde werden — alle Zeit und überall findet sich eine Schar von Zeugen, die sich beugen vor Jesu ewiger Herrlichkeit. Da treten nach den Aposteln andere Lehrer, man nennt sie die apostolischen Väter, auf: Jesu gottmenschliche Herrlichkeit ist ihnen ins Herz geschrieben; da treten auf die großen Lehrer der alten Kirche: ihr Kampf und ihre Arbeit gilt nicht zum wenigsten Jesu göttlicher Ehre und Hoheit; da schauen wir Zeugen der mittelalterlichen Kirche, denen Christus mehr war als alle äußere Kirchenherrlichkeit; da kommen die Väter unserer Kirche, deren ganzes Werk nichts anderes sein wollte als die Verherrlichung Jesu Christi. Diese Zeugenreihe bricht nie, bricht auch im neunzehnten Jahrhundert nicht ab; unter allen Völkern der Christenheit gibt es bei allem Gegensatz gegen den Christus der Schrift auch ein einhelliges, kräftiges Zeugnis von ihm, unter dem gewaltigen Geisterkampf der Gegenwart, unter dem Hin- und Herwogen des Für-ihn und Wider-ihn gewinnt das Zeug-

nis von ihm neue Vertiefung, neue Klarheit, neue Macht, neuen Sieg. Leugnen sie seine göttliche Herrlichkeit, wollen sie ihm einen Strahl seiner Klarheit nach dem andern rauben, aus der Lästerung oder zweifelhaften Verehrung erhebt sich immer neu der Preis seines wunderbaren Namens.

Darum sprechen auch wir getrost: Wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum, daß er der Herr sei, und fügen mit dem Apostel bei: Denn Gott hieß das Licht aus der Finsternis hervorleuchten. Mit dieser großen Thatsache begründet der Apostel, begründen auch wir unser Zeugnis. Das Wortzeugnis wird gestützt durch das Zeugnis der Geschichte und trägt und schafft dann selbst wieder dieses. Es war eine neue Schöpfung, die in Jesu Christo erstund. Diese zweite Schöpfung vergleicht der Apostel mit der ersten. Gott sprach: es werde Licht und es ward Licht; ein Heide hat dies Wort das erhabenste der Menschensprache genannt. Und doch war der zweite Schöpfungsruf: es werde Licht, noch größer, als das wahrhaftige Licht selbst in die Welt kam und ein lichter Tag heraufzog, vor dem zuletzt alle Nacht und Finsternis weichen muß. Herrlich sind die Kräfte, die in der Welt, in der Menschheit zumal, von der Schöpfung her, die in dem Menschen gipfelt, walten; herrlicher sind noch die Kräfte der Erlösung. Große und Gewaltige sind über die Erde gezogen; man hat sie eine Weile wie Messiasse gepriesen, bis ihre Namen eingetragen wurden in die Jahrbücher der Geschichte: Jesu Name ist aber stets lebendig und heilskräftig geblieben. Es sind schöpferische Kräfte in die Menschennatur niedergelegt, die den Schöpfer aller Dinge preisen. Es ist etwas Herrliches um das Dichterwort, das unser Innerstes ergreift und unbeschreibliche Empfindungen erweckt, aber das tiefste Sehnen unseres Herzens vermag es nicht zu stillen; nur Jesu Wort stillt es. Es ist etwas Großes um die Wissenschaft, die auf das Gesetz des Geschaffenen und den letzten Grund aller Dinge zurückgeht, aber in die Gemeinschaft mit

Gott zu versetzen, vermag keine Weisheit und Wissenschaft; nur Jesus ist der Weg zum Vater. Es ist etwas Herrliches um die Kunst, sie ist ein Abendrot paradiesischer Schöne, ein Morgenrot zukünftiger Verklärung, aber die wirkliche Welt der Wahrheit und des Friedens vermag sie in diese Welt der Sünde und des Todes nicht hereinzuwirken; Jesus hat aber eine neue Welt inmitten dieser alten geschaffen, er schafft fort und fort die neue Kreatur, diese untrügliche Geistesweissagung einer ewigen Welt der Verklärung. Es ist eine große Macht, die Gott dem Menschen in der Gründung von Reichen und Staaten gegeben hat, aber ein Reich Gottes hat auch der mächtigste unter den Erdensöhnen nicht gegründet. Jesus hat dies Reich vom Himmel auf die Erde gebracht und breitet es gerade in unsern Tagen aus bis an das Ende der Erde. Man bewundert die große Kulturbewegung der Geschichte, die Kulturhöhe unserer Zeit, nicht mit Unrecht; aber keine Kultur und Bildung für sich allein vermag den Bann der Sünde zu brechen; Jesus hat es gethan und thut es fort und fort durch sein Wort und seinen Geist.

Durch ihn ist das Licht aus der Finsternis hervorgeleuchtet, das in immer neuen Strömen über die Menschheit sich verbreitet. Seht, wie die Apostel, die nach den unserem Texte folgenden Worten ihren Schatz in irdischen Gefäßen tragen und an ihrem Leibe allezeit umtragen das Sterben des Herrn Jesu, ausgehen in alle Welt; seht, wie auf ihre Predigt die Finsternisse heidnischen Wesens dem Lichte seliger Anbetung des Gottes und Vaters unseres Herrn Jesu weichen, geistlicher Tod und starre Selbstsucht einer Liebe und Selbstverleugnung, welche die alte Welt auch auf den Höhepunkten ihres geistigen und sittlichen Strebens nicht gekannt, eine grauenhafte sittliche Entartung einem Wetteifer der Heiligung, einem reichen christlichen Tugendleben die Stelle räumen!

Und wollt ihr hinweisen auf so manche finstere Zeiten in der Kirche selbst, da sie ihres Herren und ihres Berufes,

um seinetwillen den Völkern zu dienen, vergaß; vergesset selbst nie, daß der Kirche ein Geist des Lichts eingeboren ist, der sich oft tief verbergen mag, der die Finsternis aber immer wieder durchbricht, ein Geist des Selbstgerichts, der Selbstverjüngung und Selbsterneuerung, der dem Lichte im Worte stets neue Bahnen schafft. Was für ein Licht wurde durch Luthers Zeugnis in der Christenheit angezündet; welch eine Erkenntnis von der Klarheit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi leuchtete damals wieder auf; wie tagte es von neuem in klarer Erkenntnis des Heilsgrundes und des Heilsweges, aber auch in der rechten Würdigung der hohen Gottesordnungen der Obrigkeit, der Ehe, des irdischen Berufes! Alle wirklichen Vorzüge unserer Zeit ruhen nicht zum wenigsten auf dem Werke der Reformation. Das dort angezündete Licht ist auch nicht bloß einem Bruchteile, es ist in gewissem Sinne der ganzen Kirche zu gute gekommen. Den Kindern der Reformation soll es aber vor allem leuchten in Heil und Segen.

Falsche Ausschließung, konfessionellen Hader wollen und lieben wir nicht. Gerne habe ich auch stets betont, was alle Konfessionen Gemeinsames haben. Aber wahre Protestanten, echte Lutheraner wollen wir bleiben. Ihr habt das Licht, stellt es nicht unter den Scheffel, laßt es leuchten dieser Stadt, allen Teilen dieser großen Gemeinde! Es wird euch das Evangelium von treuen Dienern nach mancherlei Gaben in einem Geiste gepredigt. Es wird nicht umsonst gepredigt, es empfängt die Predigt auch in dieser Stadt ihre Beglaubigung. Oft habe ich mich im stillen gefreut und Gott gedankt, daß hier Männer und Frauen aus allen Ständen und von allen Berufsarten sich treu zur Kirche halten und des Evangeliums sich nicht schämen. Es ist ein reges kirchliches Leben in dieser Stadt, die Kirche ist noch eine sittliche Macht in ihr. O bleibt alle treu dem Evangelium! Bleibt ihm treu, ihr Männer, lasset das Wort Christi auch reichlich in euren Häusern wohnen, gönnt ihm auch eine Stätte in höhern und niedern Schulen!

Vergeßt ihr Frauen nicht, was die Frau dem Evangelium verdankt und beteiligt euch zugleich an dem Segen, welcher je und je durch den Dienst der Frauen dem Christentum und der Kirche zukam! Bewährt alle euren Glauben in der Thatkraft christlicher Liebe! Vergeßt des Werkes christlicher Barmherzigkeit nicht, der Anstalten christlicher Liebe, die auch in dieser Stadt sich finden! Suchet, ihr Kirchenvorsteher, der Kirche Bestes! Verlasset den Grund nicht, der ein für allemal gelegt ist, welcher ist Jesus Christus! Helft bessern, was verbesserungsbedürftig ist, aber rüttelt nicht an dem Grunde des Glaubens und Bekenntnisses! Ohne positiven Glaubens- und Bekenntnisgrund zerbröckelt die kirchliche Gemeinschaft. Es geht gegenwärtig ein trauriger Geist der Scheidung und Zertrennung durch unsere Gemeinden. Wir verhehlen uns die Schäden und Gebrechen nicht, an denen wir leiden. Wir wollen uns um ihretwillen auch heute wie sonst im Geist der Demut und Buße vor Gott beugen. Aber durch Gottes Gnade haben wir das lautere Gotteswort, das Evangelium von der Klarheit Gottes auf dem Angesichte Jesu Christi, die teuren Sakramente nach der Stiftung unseres Herrn, das gute Bekenntnis unserer lutherischen Kirche. Das sind die edlen Güter unserer, gerade gegenwärtig so viel geschmähten Landeskirche. Daran wollen wir in unverbrüchlicher Treue festhalten, Geistliche und Weltliche, Kirchenregiment und Kirchengemeinde. Gott segne ferner den Dienst der Predigt an euch, der eine hohe, selige Befriedigung schafft!

III.

Von dieser Befriedigung rede ich noch zuletzt. Der Apostel sagt in unserem Texte, daß Gott, der das Licht aus der Finsternis hat hervorleuchten lassen, auch einen hellen Schein in seiner und seiner Mitarbeiter Herz gegeben hat, daß durch sie entstünde die Erleuchtung von der Erkenntnis der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi. Die Licht- und Lebensschöpfung in Jesu Christo ist in ihm selbst

zur Wahrheit geworden und soll es durch ihn auch in andern werden. Wir wissen, alles erwartet der Apostel vom Worte, von der Predigt des Evangeliums. Aber Gott hat es so geordnet, daß der Prediger auch der persönliche Träger der Kraft des göttlichen Wortes und des Geistes, der im Worte wirkt, sein soll. Das Wort muß den Prediger selbst zuvor überwunden, neugeschaffen, erleuchtet und beseligt haben und soll dann durch seinen Dienst auch andere überwinden. So soll fort und fort Licht aus Licht geboren werden, bis Christi Klarheit alles über- und alles durchleuchtet.

Seliger, aber auch ernster, schwerer Dienst der Predigt! Jede Predigt, die wir halten, soll zuvor uns gehalten sein. Vor jeder Predigt sollen wir die Mahnung des Apostels vernehmen, daß wir nicht andern predigen und selbst verwerflich werden. Es schadet der Predigt wahrlich nicht, es kommt ihr zu gute, wenn sie aus dem Geiste der Buße und der innern Demütigung, wenn sie unter Schmerz und Thränen geboren ist; es dient die Predigt dann selbst dazu, uns immer mehr innerlich zu stärken, zu festigen, uns immer getroster, freudiger zu machen in der Bezeugung der seligmachenden Wahrheit. Es erhält diese immer mehr das apostolische Siegel: Ich glaube, darum rede ich.

Als ich mein hiesiges Amt antrat, war es mir besondere Befriedigung, den Predigtdienst fortsetzen zu dürfen. Die Predigt unter euch war mir eine Freude, ein Stück meines innersten Lebens. Unter der Predigtarbeit bin ich durch die edlen Kräfte, die an den beiden Gemeinden dieser Stadt wirken, bin ich durch das Leben der Gemeinde und die mannigfaltigen Berührungen mit ihr, die auch mir zu teil wurden, selbst gestärkt, gefördert, gehoben worden. Es waren diese zwölf Jahre, die ich unter euch zubringen durfte, für mich überhaupt Jahre tief bedeutsamen Inhalts. Es ist mir das Evangelium immer teurer, seine Wahrheit immer gewisser, sein Trost immer unentbehrlicher geworden. Persönliches An-

liegen und Kreuz, des Amtes Sorge, die Not der Kirche hat mich noch mehr zum Gebet, zur Gemeinschaft mit meinem Herrn und Heiland geführt. Ich verdanke meinem bisherigen Amte auch viel für den inwendigen Menschen. Doch verzeiht, daß ich davon rede! Uns selbst sollen wir nicht predigen, wohl aber soll unser kleines, armes, enges Ich durch unsern Herrn einen höhern Gehalt, in ihm seinen ewigen Grund und sein unvergängliches Ziel erhalten und aus der Gemeinschaft mit ihm heraus, aus einem Leben der Erfahrung, der Erfahrung seiner Gnade und Wahrheit soll unsre Predigt fort und fort hervorquellen.

Wir sollen unsre Erkenntnis von der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi in die Gemeinde hineinleuchten lassen, damit auch sie immermehr wachse an Erkenntnis und Erfahrung. O Geliebte! Es ist doch etwas Einzigartiges, Unvergleichliches, vor der versammelten Gemeinde zu stehen, die des Wortes des Predigers harrt, einer Gemeinde mit all den verschiedenen Anliegen und Bedürfnissen der Menschenseele, mit all dem Verlangen nach Friede und Versöhnung, das dem Menschenherzen innewohnt, mit all dem Weh des Lebens und der Sorge der Zeit, welche auf den einzelnen liegen, mit all dem Sündenbewußtsein, der Gottesferne, der Gewissensbelastung, die im Innern angeschrieben sind! Wir würden unsere Aufgabe nicht verstehen, wenn wir hier an dieser Stätte der Gemeinde gegenüber etwas anderes wollten, als die Klarheit Gottes auf dem Angesichte Jesu, Jesu Herrlichkeit in ihrem ganzen Reichtum, in ihrer unerschöpflichen Lichtfülle nach allen Seiten hin ausstrahlen lassen, damit die Seelen geweckt und erfaßt, gestärkt und gehoben, gestraft und gebeugt, erbaut und getröstet werden, damit jeder das erlange, was er gerade nötig hat, damit jeder das höre, wodurch er, wenn er es zum letztenmale hörte, auch selig sterben kann. Und wenn ein Strahl der Herrlichkeit Jesu, der von der Predigt ausgeht, die innerste Seele trifft, das Herz erleuchtet,

erwärmt und wahrhaft befriedet, dann haben wir erreicht, wozu wir bestellt sind. Wir haben geboten, was kein Gut, kein Schatz, keine Herrlichkeit der Welt dem von Furcht und Hoffnung, von Sorge und Angst bewegten, dem verwundeten, zerschlagenen, zerrissenen Menschenherzen bieten kann.

Geliebte in dem Herrn! Ich habe hineingeschaut in das Weh des Lebens; ich weiß, dies kurze Leben bringt dem einzelnen oft unendlich viel Schweres; ich habe während meines hiesigen Aufenthaltes die Geschichte einzelner Familien unter euch verfolgt; welch erschütternde Heimsuchungen sind nicht über manche gekommen! Die Menschennatur hat eine große Widerstandskraft gegen das Elend der Erde; es gibt aber Nöte und Anfechtungen, in welchen diese kläglich zu Schanden wird. Da hilft nur eines, dies, daß wir sagen: schau von der Finsternis deines Jammers auf die Klarheit Gottes im Angesicht Jesu, sieh, wie dies Antlitz von göttlichem Frieden, von himmlischem Trost, von seligem Genügen auch für dich leuchtet. Ja in Christo läßt sich alles tragen, alles überwinden; ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus, sagt der Apostel. In ihm sind wir vollkommen, erfüllt, befriedigt (Kol. 2, 10). Aber nur dann sind wir, nur dann werden wir es, wenn alles Bedürfnis und Anliegen für uns zu dem einen Grund- und Hauptbedürfnis wird, daß wir frei werden von der lastenden Schuld und knechtenden Herrschaft der Sünde. Das soll immer das erste und letzte sein. Es ist die überschwängliche Fülle von Gnade und Erbarmung, die uns aus Jesu Antlitz in Vergebung all unserer Sünden, in dem Rechte der Kindschaft, in seliger Gottesgemeinschaft anblickt. In diese Fülle laßt uns immer mehr eindringen, laßt uns nach der Vollkommenheit trachten in Erkenntnis und Leben (Hebr. 6, 1), laßt uns nicht müde werden in dem Kampf, der uns verordnet ist, laßt uns von einem Licht zum andern, von einer Klarheit zur andern dringen, bis wir endlich in sein Bild verklärt werden.

Viel bleibt hier noch zurück, viel fehlt, um von einer vollkommenen, durch nichts mehr gestörten Befriedigung reden zu können. Es ist noch nicht erschienen, was wir sein sollen. Wir sollen ihn aber einmal sehen, wie er ist (1. Joh. 3, 2), wir sollen ihn schauen von Angesicht zu Angesicht. Seine Klarheit wird noch einen ewigen, ununterbrochenen Triumph über die Finsternis feiern. Darum von allen nächtigen Gestalten der Sünde und des Todes, von allem Grauen des Kampfes empor zu diesem Licht! Schnell, in rätselhafter Flucht geht dies Leben dahin. Wie schnell sind die Jahre dahingeeilt, die ich unter euch weilte. Bald sind wir am Ziele. Jesu Herrlichkeit, die auch unsere Herrlichkeit ist, winkt uns. Dahin, dahin zieht es uns. Mehr Licht, mehr Licht, rief ein großer sterbender Dichter. Es ist alles licht, ganz licht, sprach sterbend ein treuer Zeuge Christi. Um den Abend, ja mitten in der Nacht des Todes soll es licht sein, wenn wir glauben an Jesum, wenn wir sterben in ihm; was wird uns erst der Morgen, der große, ewige Tag bringen! O laßt uns zum Abschied einen Blick thun in die ewige Stadt Gottes, welche die Herrlichkeit Gottes erleuchtet, deren Leuchte das Lamm ist (Offenb. Joh. 21, 23). Laßt uns sprechen:

Ein Tag der sagt's dem andern,
Mein Leben sei ein Wandern
Zur großen Ewigkeit.
O Ewigkeit, du schöne,
Mein Herz an dich gewöhne!
Mein Heim ist nicht in dieser Zeit.

Das ist meine letzte Predigt unter euch, im Herrn Geliebte! Ich fühle es tief, wie innig und zart das Band ist, das den Prediger an die Gemeinde knüpft. Ich löse dies Band, und löse es doch nicht. Laßt uns verbunden sein und bleiben in einem Glauben, einer Liebe, einer Hoffnung! Ehe ich aber von euch scheide, gewährt mir eines, daß ich hier an dieser heiligen Stätte in eurer Mitte dem Höchsten meine Gelübde bezahle, und meinem Herrn aus tiefbewegter Seele

das Dankopfer darbringe für alle Güte und Treue, die er mir, während ich unter euch weilte, erwiesen. Er hat das schwache Gefäß gestärkt, er hat meinem Leben bis hieher Kraft gegeben: er hat mein Gebet erhört, er hat über Bitten und Verstehen an mir gethan. Wie soll ich dem Herrn vergelten alle seine Wohlthat! Wohlwollende Vorgesetzte, treue, gleichgesinnte Amtsgenossen, teure Freunde und Mitarbeiter im Dienste der Predigt, viel geistige und geistliche Anregung habe ich hier gefunden; viel Liebe und Vertrauen ist mir aus eurer Mitte zu teil geworden. Ich danke Gott, ich danke euch. Auf viel Arbeit, Mühe, Sorge, Kampf und Anfechtung blicke ich zurück. Bis hieher hat der Herr geholfen. Das Doppelamt, das ich hier zu führen hatte, stand in seiner ganzen Größe, in seinem gewichtigen Ernst vor mir. Ich habe es ehren, ich habe meine ganze Seele in dasselbe legen wollen; doch darinnen bin ich nicht gerechtfertiget. Herr, vor dir ist kein Lebendiger gerecht! Stark läutet mir in diesen letzten Wochen auch die Bußglocke. Um so mehr stelle ich mich aber auf den Grund, der unbeweglich steht, wenn Erd und Himmel untergeht. Die unendliche Gottesgnade, die freie, unverdiente Erbarmung meines Gottes soll noch mehr als bisher das Lied im Hause meiner Wallfahrt werden. Auf diesem Grunde stehend ziehe ich weiter. Meinem Herrn, meiner Kirche will ich ferner dienen. Ihn rufe ich an, daß er mich auf seinen Wegen erhalten wolle, dem Wege der Wahrheit, der Lauterkeit, der Demut, der Liebe, der Treue bis in den Tod. Wollt ihr mir weiter einen Liebesdienst erweisen, so gedenkt meiner in eurem Gebet. Ich halte Großes von Gebet und Fürbitte. Euch allesamt aber, diese ganze teure Gemeinde und Stadt befehle ich dem Schutz und der Gnade des dreieinigen Gottes! Der Friede Gottes, welcher höher ist, denn alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christo Jesu! Amen.

III.

Eine Jubiläumsfeier im Lichte der Wege Gottes.

Predigt über Jesaja 40, 27—31,

gehalten beim dreihundertjährigen Jubiläum des Kollegiums bei St. Anna in Augsburg am 3. Dezember 1882.*)

Text: Jesaja 40, 27—31.

Warum sprichst du denn, Jakob, und du, Israel, sagest: Mein Weg ist dem Herrn verborgen, und mein Recht gehet vor meinem Gott über? Weißt du nicht? Hast du nicht gehört? Der Herr, der ewige Gott, der die Enden der Erde geschaffen hat, wird nicht müde noch matt; sein Verstand ist unausforschlich. Er gibt den Müden Kraft, und Stärke genug den Unvermögenden. Die Knaben werden müde und matt, und die Jünglinge fallen. Aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen, und nicht matt werden, daß sie wandeln, und nicht müde werden.

Ein schönes Doppelfest vereinigt uns heute, im Herrn Geliebte, in diesen heiligen Räumen. Wir feiern das Adventsfest, wir rufen unserm himmlischen König ein Hosianna zu aus vollem Herzen; wir begehen aber heute zugleich die Jubiläumsfeier einer edlen Bildungs- und Erziehungsanstalt,

*) Abdruck aus dem Schriftchen: „Blätter der Erinnerung an das dreihundertjährige Jubiläum des Kollegiums bei St. Anna in Augsburg am 3. und 4. Dezember 1882.“ Augsburg 1883, Verlag der M. Riegerschen Buchhandlung. Preis 0,50 ℳ.

des Kollegiums bei St. Anna dahier. Am 3. Dezember des Jahres 1582 war hier in diesem Gotteshause die evangelische Gemeinde in gehobener Stimmung zu gottesdienstlicher Weihe der neugegründeten Anstalt beisammen; und heute am 3. Dezember des Jahres 1882 ist wieder die evangelische Gemeinde, sind Bürger und Väter dieser altehrwürdigen Stadt, Vertreter der weltlichen und geistlichen Obrigkeit, Lehrer und Schüler des Gymnasiums, jetzige und frühere Zöglinge des Kollegiums versammelt, um auf einen 300jährigen gesegneten Bestand der Anstalt feiernd und dankend zurückzublicken und sie von neuem Gottes treuem Schutze zu befehlen. Und ich, selbst einst ein Zögling des Kollegiums, soll der Fülle von Gedanken und Empfindungen, welche uns bei einer so seltenen Feier bewegen, den festlichen Ausdruck verleihen, soll das Dankopfer darbringen, soll das Wort einer neuen Weihe sprechen — eine ernste, aber zugleich schöne Aufgabe!

Ein Jubiläum ist um so gehaltvoller und erhebender, je reicher und bewegter das Leben des Jubilars ist. Gewiß — unsere Anstalt blickt auf ein reich bewegtes Leben zurück; sie ist tief verflochten in das Leben ihrer Zeit, in den Lauf einer 300jährigen Geschichte, sie ist vielfach deren treues Spiegelbild. Ihre Geschichte verschlingt sich aber auch von selbst mit der Geschichte des göttlichen Reiches. Im Zeitalter der Reformation steht die Wiege unsrer Anstalt; der reformatorische Geist hat sie ins Leben gerufen. Die Reformation ist aber ein Höhepunkt in der Entwicklung des göttlichen Reiches.

Mit dem Namen des göttlichen Reiches drängen sich uns aber von selbst Adventsgedanken auf, gehen wir nicht bloß auf 300, sondern auf 1800 Jahre zurück, auf das größte Ereignis der Weltgeschichte, an welches der Name eurer Stadt in eigentümlicher Weise stetig erinnert, auf die Erscheinung Christi des Sohnes Gottes in dieser Welt. Mit ihr ist das Reich Gottes angebrochen, das seitdem still und

verborgen und doch stark und mächtig die Welt und ihre Geschichte durchzieht. Von dem Advent des Herrn, seiner Ankunft hier auf Erden sind alle wahrhaft christlichen Lebensäußerungen, alle Erscheinungen weltüberwindenden Glaubens und weltsegnender Liebe getragen. Von ihm ist auch das Liebes- und Glaubenswerk unserer Anstalt getragen. So begegnen sich Advent und unser Jubiläum nicht bloß äußerlich und zufällig, sondern sie gehören innerlich zusammen.

Geliebte, wir haben einen weiten Gesichtskreis vor uns: Jubiläum, Reformation, Advent: die Wege Gottes in der Geschichte, in der Entwicklung des göttlichen Reiches, in seinen erlösenden Thaten, und von ihrem Lichte beleuchtet unsere Jubiläumsfeier. Von diesen Wegen Gottes, die höher sind als der Menschen Wege, von diesen Gedanken Gottes, die höher sind, als der Menschen Gedanken, redet unser großartiger Text; ich denke, es ist ein echter Jubiläumstext.

Eine Jubiläumsfeier im Lichte der Wege Gottes

sei der Gegenstand meiner Betrachtung, und zwar wie sie in diesem Lichte wird:

1. eine beseligende Dankfeier,
2. eine stärkende Bekenntnisfeier.

I.

Wir feiern Advent; mitten in dieser winterlichen Zeit frohlocken wir: mein Herze soll dir grünen in stetem Lob und Preis und deinem Namen dienen, so gut es kann und weiß, und im Licht des Advents wollen wir zugleich unser Jubiläum feiern. Auch ein Adventstext ist das prophetische Wort, das uns vorliegt. Es enthält eine tiefe Klage, aber auch eine herrliche Verheißung, die von ferne den Advent uns zeigt. Die Gemeinde des alten Bundes klagt: mein Weg ist dem Herrn verborgen, und mein Recht gehet vor meinem Gott über, weil sie im Elend der Gefangenschaft von Gott sich verlassen fühlt und ihr Recht, das auf die

Verheißung gegründete Recht, im Dunkel der Trübsal erloschen glaubt. Aber gerade das Licht der Verheißung will der Prophet wieder anzünden, daß es den Pilgerpfad Israels erhelle, daß es leuchte bis auf den vollen, seligen Tag der Erfüllung. Weißt du nicht? Hast du nicht gehört? Der Herr, der ewige Gott, der die Enden der Erde geschaffen hat, wird nicht müde und matt; sein Verstand ist unausforschlich. Der Prophet nennt den Namen seines Gottes; wie er ihn aber nennt, steht Gottes ganze Liebes-, Lebens- und Weisheitsfülle vor ihm. Aus ihr fließen Gottes Werke hervor. Herrlich ist das Werk der Schöpfung, ein Spiegel göttlicher Güte und Weisheit; noch herrlicher aber das Werk der Erlösung, das, als Sünde und Abfall den Schöpfungsrat durchkreuzen, aus den unausforschlichen Tiefen des göttlichen Geistes sich erhebt. Noch höher steigt hier Gottes Liebe; noch tiefer gründet seine Weisheit. Gott wird nicht müde in den Wegen seiner erlösenden Liebe, bis er selbst den Himmel zerreißt, bis der Aufgang aus der Höhe uns besucht, bis der ewige Sohn Gottes auf Erden erscheint, bis Bethlehem und Golgatha das Versöhnungsfest des Himmels und der Erde feiern, die erschienene Gnade und Erbarmung Gottes Engeln und Menschen verkünden. Wunderbar, unerforschlich ist der Weg, auf welchem die Erlösung vollbracht wird. Nicht in äußrer Macht und Herrlichkeit kommt der Herr, sondern in tiefster Demut und Selbsterniedrigung; Krippe und Kreuz sind seine Königszeichen. Seht, wie er dort einzieht in Jerusalem, so arm und niedrig, er, der doch ein König ist voll göttlicher Hoheit und Majestät. So erschien er selbst auf Erden, so wandelte er über die Erde, die ihm nicht bot, wo er sein Haupt hinlege. Und doch ist er der Menschensohn, in dem die Fülle der Gottheit wohnt; er erscheint in der Gestalt des sündlichen Fleisches, um die Sünde, er steigt in Todestiefen hinab, um den Tod zu überwinden; wir sehen ihn nicht mit den Augen des Leibes, aber die Wirkungen, die von Jahr-

hundert zu Jahrhundert von ihm ausgehen, verkünden, daß er sitzt zur Rechten der Majestät in der Höhe. Er wirkt auch unter uns, er kommt auch zu uns und bietet uns seine Adventsgaben an. Alles ist uns in ihm gegeben: Trost im Leben, Friede im Sterben, Hoffnung des ewigen Lebens. Unerschöpflich tief, Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit umfassend ist das Heil des Christen. O, daß jedes von uns diese Adventsgaben erkennen, jedes mit dem frommen Dichter sprechen möchte: Was wär' ich ohne Dich gewesen, und ohne Dich — was würd' ich sein? Seligster Besitz, persönlichstes Eigentum soll das Christentum für den Einzelnen werden. Und doch geht darin seine Bedeutung nicht auf. Es will den Einzelnen beseligen und erneuern, es will der ganzen Menschheit neuen Sinn und neuen Geist bringen. Und fragt ihr, welches ist denn dieser neue Geist? Es ist der Geist der Liebe, der opfernden und segnenden Barmherzigkeit. Schaut die Zeit vor Christo, schaut das Altertum an, preist dessen Herrlichkeit, seht es prangen in seinen hellsten Lichtern — es war doch im ganzen und großen eine Welt ohne Liebe. Die Geschichte des Christentums ist aber eine Geschichte barmherziger Liebe, einer Liebe, die an der Liebesthat Gottes in Christo sich entzündet hat. Schaut eure eigne Stadt an! Die reichen Stiftungen vergangener Jahrhunderte, die weit aufgethanen Versorgungsstätten für Arme, Kranke, Waisen, die sie vor andern Städten besitzt, sind Blüten und Früchte des christlichen Geistes, es sind Adventsgaben, mit welchen der himmlische Herr auch bei euch seinen Einzug gehalten hat. Aber die Anstalt, deren wir heute gedenken, ist doch ein sonderliches Zeugnis des christlichen Liebesgeistes, eine Adventsgabe von besonderem Schmuck und Preis. In unserm Kollegium ward der Armut eine Hütte gebaut nicht bloß zur Linderung der äußern Not, sondern zur Verfolgung und Erreichung höchster, idealster Ziele: jeder, auch der Arme und Unbemittelte soll ein Recht haben auf volle Entfaltung seiner

gottverliehenen Gaben; kein störender Einfluß von außen, keine Fessel der äußern Lebenslage soll ihn daran hindern; frei soll jeder eintreten in den edlen Wettkampf um die höchsten Lebensgüter, um die Krone echter Geistes- und Herzensbildung, deren Perle die Hineinbildung in Gottes Ebenbild, in das Bild unseres Herrn Jesu Christi ist: das ist der Sinn unserer Stiftung. Weite, reiche, viel umfassende Liebe hat sie geschaffen und christliches Wesen durchdringt ihren Lebenszweck. Darum nennen wir sie eine Adventsgabe, und unser Jubiläums-Dank verschlingt sich harmonisch mit dem Adventspreis.

Unser Kollegium ist aber eine Adventsgabe aus dem Zeitalter der Reformation, es ist eine Advents- und Reformationsgabe zugleich. Die Adventsgaben sind ja über den ganzen Verlauf der christlichen Kirche ausgestreut, und in der Reformation erkennen wir selbst ein kräftiges Kommen des Geistes Christi; sie wollte nichts anderes sein als die Hervorkehrung des Grundes christlicher Wahrheit nach seiner vollen gottgelegten Tiefe, die Hereinleitung des ungetrübten und ungebrochenen Stromes des Evangeliums in die Kirche, die Öffnung des lautern Quells christlicher Gesinnung, aus welcher alles christliche Wirken und Schaffen fließen soll, in dem Glauben, der in Liebe thätig ist. Man hat oft gesagt, die Reformation habe den Sinn für christliches Wohlthun und großartige Stiftungen barmherziger Liebe unterdrückt; unser Kollegium widerlegt diese Beschuldigung. Die Reformation hat überhaupt ihr gutes, tief in die Geschichte der Kirche eingeschriebenes Recht. „Mein Weg ist dem Herrn verborgen und mein Recht gehet vor meinem Gott über“, so hat mancher Edle, der es wohl meinte mit der Kirche, geseufzt unter dem steigenden Drucke ihrer Verweltlichung und Veräußerlichung in den Jahrhunderten vor der Reformation, wo der Ruf nach derselben immer lauter wurde. Gottes Wege waren aber auch hier ganz andere als der Menschen Wege. Nach Gottes Rat kam die wirkliche Reformation nicht von den

großen Kirchenversammlungen, die so viel redeten von einer Reformation an Haupt und Gliedern, nicht von den Reichstagen, nicht von den Fürstenhöfen und Ratsstuben der Städte, nicht von den glänzenden Sitzen der damaligen Bildung, sondern von einer engen Mönchszelle, wo ein Mann — es war unser Luther — sich müde rang auf den Wegen des damaligen Kirchentums und unter ungeheuren Anstrengungen, dem Gesetz Gottes in eigener Kraft zu genügen, nur immer mehr sein Unvermögen erkannte, vor Gott gerecht zu werden, bis er nicht in frevlem Übermut, sondern im Gehorsam gegen Gottes Wort die Fessel brach und im Glauben an Christi Jesu allgenugsames Verdienst und seines Gottes unendliche, in Jesu erschienene Gnade Kraft und Stärke, Trost und Friede fand. Da ward sein Riesengeist frei und sein Wort schlug in der Christenheit ein wie seit der Apostel Zeiten keines Kirchenlehrers Wort, zündete in deutschen Landen wie keines deutschen Mannes Wort je gezündet hat.

Kann der Jubiläumsprediger, im Herrn Geliebte, an diesen Gedanken vorübergehen? Er kann es nicht. Unsere Jubiläumsfreude durchdringt sich mit der vollen Freude an dem Werke der Reformation als einer großen Gottesthat in der Geschichte der Kirche. Und wie könnten wir Luthers vergessen, der durch seine Vermahnung an die Ratsherren aller Städte Deutschlands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen, ein Samenkorn in die deutsche Erde senkte, das auch in unsrem Augsburg aufging? Die Stifter unsres Kollegiums waren tief durchdrungen vom Geiste der Reformation und wollten diesem Geiste Bahn brechen, wollten ihn erhalten; sie waren im Innersten erfüllt von der evangelischen Wahrheit, sie wollten sie aber in echt christlichem Sinn und Trieb nicht für sich behalten, sie nicht verschließen im eignen Herzen, sie wollten mit ihrem Pfunde wuchern zum Segen der Kirche, zum Segen dieser Stadt, zum Segen für Mit- und Nachwelt. Stehen sie nicht im ehrwürdigsten Lichte vor uns,

Männer wie Hainzel, Zobel, Rehm, Stammler, Pömer, Christel, die nicht müde und matt wurden, die zu immer neuen Opfern bereit waren, die allen sich auftürmenden Schwierigkeiten mutig entgegentraten, die das Herz der evangelischen Bürgerschaft bewegten, bis eine Anstalt gegründet und im Gange war, die eine Pflegstätte frei menschlicher Bildung und zugleich ein Seminarium der Gottesfurcht und evangelischen Heilserkenntnis, eine Grundsäule der evangelischen Kirche, wie sie selbst sagten, sein sollte? Das war unser Kollegium, es war eine Gabe der Reformation.

In schwerer Zeit ist das Kollegium gegründet worden. Der Same der Zwietracht wurde damals gesät, der später so blutig aufging. Die Wetterwolken zogen sich bereits zusammen, die dann so furchtbar sich entluden. So folgten noch schwerere Tage. Dem Christentum und der Kirche, dem einzelnen Christen, auch christlichen Anstalten darf zu ihrer Bewährung das Kreuz nicht fehlen. Doch laßt mich schweigen von dem, was über die Anstalt, über diese Stadt, über unser Volk in jenem Kriege gekommen, der mit Recht als das Symbol alles Schrecklichen und Greuelvollen gilt, was über ein Volk kommen kann! Der heißen Thränen wurden genug geweint, die trostlose Klage: mein Weg ist dem Herrn verborgen und mein Recht gehet vor meinem Gott über, ist gerade in unsrer Anstalt damals oft genug zum Himmel gedrungen. Wir halten eine Dankfeier; preisen wir Gott, der das Evangelium zum Heile unsres ganzen Volkes in einem dreißigjährigen Blutstrom nicht hat untergehen lassen, der als Frucht dieser beispiellosen Trübsal unser Volk Vertiefung und Verinnerlichung hat schauen lassen und nach derselben auch Erneuerung und Erhebung! Die stille, ausharrende Treue hat damals ihre Triumphe gefeiert; das Kollegium war in jener Zeit eine Leuchte evangelischen Lebens; drinnen in der Anstalt harrte der Inspektor Meyderlin mit tapferm Mute unter den größten Mühsalen aus und draußen im Hofe des

Kollegiums wurde unter freiem Himmel 13 Jahre lang evangelischer Gottesdienst gehalten. Gottes Treue hat in jenen trüben Tagen der Menschen Treue gekrönt.

Unsere Anstalt blieb bestehen; sie steht heute noch, sie darf jubilieren. Jubilare haben sonst ein greisenhaftes Ansehen; unsere Jubilarin grünt und blüht auch am Tage des 300jährigen Jubiläums; manche Wetter sind über sie gezogen, aber Gott hat ihr den Advents-, den Reformations-, den Segen seiner bewahrenden Treue tief in ihr Antlitz gezeichnet; mehr als einmal hat die Anstalt sich verjüngt und erneut; vom Sturm der Umwälzungen vom Ausgang des vorigen herein in dieses Jahrhundert gebrochen und zu Grabe gelegt, durfte sie eine Auferstehung feiern; sie blieb die alte nach ihrem evangelisch-christlichen Grunde und ward doch eine neue, weil im Geiste echter Liebe und Humanität erweitert zu einer Herberge nicht bloß für Kinder der Stadt, sondern auch für auswärtige; segnen wir das Andenken der Männer, welche die Anstalt nach 30jähriger Ruhe wieder aus dem Grabe geweckt haben, eines Krauß des ältern, eines Geuder, eines Heinrich! Getragen von Glaubens-, Liebes-, Gebetskräften, begleitet von Dankopfern und Dankgebeten, ist sie durch die Jahrhunderte hindurchgewandert; ja diese Anstalt hat viele Thränen getrocknet, hat manchen Vater getroster sein Haupt zur Ruhe legen lassen, weil er seinen Sohn wohl geborgen wußte, hat Freude und Segen in viele Häuser, besonders auch Pfarrfamilien gebracht, hat manchem Verlassenen Familie und Heimat ersetzt. Sollen die vielen Dankopfer sich nicht heute vereinen zu einem großen Jubiläumsopfer?

Erlaubt dem Festprediger, daß er das Opfer aus tief bewegtem Herzen darbringe und aus voller Seele den Lobpsalm aufsteigen lasse zu dem Gott, der die Anstalt uns gegeben, sie bewahrt und mit reichem Segen gekrönt hat, der von ihr Segen auf diese Stadt, auf Staat und Kirche, auf Zeit und Ewigkeit hat ausgehen lassen. Nicht bloß als kirchen-

regimentlicher Abgeordneter stehe ich hier, sondern vor allem auch als dankbarer Zögling des Kollegiums, der die Dankesschuld Gott und den Menschen, den beiden verschwisterten Anstalten, den Vorständen und Leitern des Kollegiums, dieser ehrwürdigen Stadt und ihren Vätern in seinem eigenen und vieler anderer Namen abträgt. Dieser Tag ist einer der feierlichsten meines Lebens, wo ich nachsinne den Wegen meines Gottes und seine ewige Gnade und Treue auch über mir preise. Von ihnen ward ich bis hieher, bis an diese Stätte getragen. Ich segne diese Stunde der Weihe, sie weiht auch mein Leben. Vor fast 50 Jahren kam ich in das Kollegium, fünf Jahre weilte ich in demselben. Der Dank macht die Vergangenheit zur Gegenwart. Die Gestalten meiner entschlafenen Lehrer ziehen an mir vorüber: ich gedenke Wagners freundlicher Fürsorge, Mezgers schaffender Kraft, begeisterter und begeisternder Energie, Schmidts goldner Treue und aufopfernder Hingebung — von all denen, die damals unterrichtend und erziehend mir nahe traten, ist nur einer noch am Leben; ich segne ihn ganz besonders. Verzeiht, wenn ich fortfahre! Woran erinnert mich dieses Gotteshaus? Hier lauschte ich wie oft Geuders warmer Rede, nahm oft an den Christenlehren des jüngern Krauß teil; an diesem Altar wurde ich eingesegnet zu meiner Konfirmation zugleich mit einem Jugendfreunde, den ich auch nicht mehr unter den Lebenden treffe; ich bin noch — lobe den Herrn meine Seele und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat! Lobe den Herrn, unsern Gott loben, das ist ein köstlich Ding.

Ihr Genossen meiner Jugend, ihr Zöglinge der Anstalt, laßt uns das Dankopfer gemeinsam darbringen für alle edle Bildung und ernste Zucht, die wir in diesen St. Annaräumen empfangen, für alle kräftigen Keime geistigen, sittlichen, religiösen Lebens, die hier gepflanzt wurden, für alle echte Jugendbegeisterung, die wir eingesogen, alle sichere Grundlegung und alle lebendigen Antriebe für unsere weitere Entwicklung, die

uns hier zu teil geworden sind! Dank und Pietät erhält die Welt. Ihr Genossen meiner Jugend, ihr Zöglinge der Anstalt, ach danket, danket Gott mit mir, gebt unsrem Gott die Ehre!

II.

Eine beseligende Dankfeier soll unser Jubiläum im Lichte der Wege Gottes sein, aber auch eine stärkende Bekenntnisfeier. Dank und Bekenntnis gehören ja zusammen. Die Stiftung des Kollegiums war aber selbst ein Bekenntnisakt in sonderlichem Sinne. Wie hatten die Stifter das Bewußtsein der Gegenwart ihres Herrn und Heilands auch für ihre Stiftung, wie haben sie sich auf seine Verheißungen berufen! Welcher Zug innigster und lauterster Frömmigkeit geht durch die Urkunden der Stiftung! Mit der Hoffnung und dem Segen ist die Anstalt gegründet worden, daß ein Geschlecht aus ihr hervorgehe, das sich mit Herz und Mund zur Augsburger Konfession bekenne. An mir ist dieser Segen in Erfüllung gegangen. Die Pietät gegen eure Väter fordert, daß ich am Jubiläumstage ihrer gesegneten Stiftung mit der Dankfeier auch eine Bekenntnisfeier verbinde. Unser Bekenntnis sei aber tief, weit und frei, wahr und lebendig!

Geliebte in dem Herrn! Eure Stadt hat eine reiche Geschichte, wie wenige in Deutschland; am Faden ihrer Geschichte kann man die Geschichte der christlichen Kirche, die Geschichte unsres deutschen Volkes verfolgen. Zweierlei hat aber eure Stadt vor allen Städten der Welt voraus: in ihr wurde der erste allgemein gültige Religionsfriede geschlossen; in ihr wurde das mächtigste Bekenntnis der evangelischen Wahrheit abgelegt, mit dem die Geburtsstunde einer evangelischen Kirche schlug. Welche Mahnung enthalten beide Thatsachen? Friede und Bekenntnis in harmonischem Bunde zu einen. Ist's möglich, so viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Friede, auch, ja gerade mit den Genossen der andern Konfession. Wir wollen das ihr eigentümliche Gute

gerne anerkennen, wir wollen uns freuen all dessen, was an Kräften wirklichen Glaubens und wirklicher Liebe in ihr sich findet, wir wollen gerne das Gemeinsame, das uns mit ihr verbindet, hervorheben; wir wissen ja auch, daß die Reformation zumal in Deutschland der ganzen Kirche zu gute gekommen ist. Die Wunde konfessionellen Haders, an der unser Volk sich schon einmal fast verblutete, wollen wir nicht aufreißen. Konfessionelle Verbitterung und Engherzigkeit sei uns ferne! Die Friedensgesinnung schließt aber die Bekennerpflicht nicht aus. Hat es je eine Zeit gegeben, wo es not that, daß die evangelische Kirche sich einhellig und einmütig der Segnungen der Reformation bewußt werde und für sie eintrete, so ist's die Gegenwart. Vergessen wir aber nicht: alle Schöpfungen der Reformation haben ihren beherrschenden Mittelpunkt im Glauben! Die auf den Herrn harren, d. h. die an ihn glauben, kriegen neue Kraft: dieses Insiegel trägt die deutsche Reformation. Glaube an Gott den Herrn, der in Jesu Christo sich wesenhaft, voll, persönlich geoffenbart, der uns sein untrügliches Wort als unsres Fußes Leuchte und als Licht auf unsrem Wege gegeben hat, Glaube an den Herrn Jesum Christum, den Eingebornen vom Vater voller Gnade und Wahrheit, der für uns gestorben und auferstanden ist, unsern einigen Versöhner, Mittler und Fürsprecher, durch dessen Verdienst wir gerecht werden, dessen Leben unser Leben, dessen Kraft unsere Kraft, dessen Gerechtigkeit unsere Gerechtigkeit sein soll — dieser Glaube hat die deutsche Reformation beseelt, hat keinen mehr beseelt als den Helden derselben, unsern Luther; sein Leben war ein Glaubensgang, sein Wirken eine Glaubensübung, auch als er hieher nach Augsburg zog, um sich zu verantworten, auch, ja besonders als er von der Feste Koburg aus in wunderbaren Trostworten und in gewaltigem Gebetsringen die müden, zagenden Gemüter während der Verhandlungen des Reichstags zu Augsburg im Jahre 1530 stärkte und ermutigte. Hineingestellt in eine große

Zeit, im Kampf mit gewaltigen Gegnern, unter dem wirren Getriebe verschiedenartigster, einander durchkreuzender Interessen hat Luther sein Vertrauen nicht gesetzt auf Weltmacht und Menschenbeistand, nicht auf die verschlungenen Wege menschlicher Klugheit, sondern vor allem auf den, der zur Rechten Gottes thront, und dessen unvergängliches, untrügliches Wort. Mächtiger als irgend einer hat er die Kirchen- und Weltgeschichte in ihren tiefsten Gründen zum Heile der Menschheit bewegt, nicht durch die außerordentlichen Gaben seines Geistes allein, sondern vor allem durch die Kräfte des göttlichen Wortes, von welchen sein Wort erfüllt war, durch die Kraft des Glaubens und Gebetes. Dieser Glaubensgeist hat im Jahre 1530 gesiegt trotz äußern Unterliegens; er lebte in euren Vätern, deren wir heute dankbar gedenken; dieser Glaubens- und Bekennergeist hat unsere Kirche bis auf diese Stunde lebendig erhalten. Lebt er auch in uns? Ich weiß, er ist nicht ausgestorben unter uns, nicht ausgestorben in der evangelischen Gemeinde. Jeder von uns wird aber bekennen müssen, daß er noch treuer hätte sein sollen gegen evangelischen Glauben und evangelische Kirche. Unser Jubiläum ruft uns zu: Wach auf, du Geist der ersten Zeugen! Ja lassen wir diesen Geist neu in uns erweckt werden! Bekennen wir uns heute zu dem alten Gotte, der heilig und gerecht, gnädig und barmherzig über uns gewaltet, dessen ewige Treue auch unser heutiges Fest mit seinen großen Erinnerungen preist, zu dem alten Christus, in dem Gott und die Menschheit in Einem vereinet und alle vollkommene Fülle erscheinet, zu dem alten Evangelium, das uns sündigen Menschen den Weg ewigen Heiles weist und uns im Glauben neue Kraft und neues Leben mitteilt!

Man sagt so häufig, der Glaube habe für die großen Aufgaben unserer Zeit eine zu enge Weise und Anschauung. Freilich geht der Glaube durch eine enge Pforte hindurch, durch unerbittliches Selbstgericht und demütige Selbsterkennt-

nis, er hat aber in seiner unergründlichen Tiefe auch eine große Weite und Freiheit. Er steht wie eine Sonne heiligend und segnend über der Welt des Irdischen und Natürlichen; er ist kein Verächter von Vernunft und Wissenschaft, von Bildung und Kultur. Der evangelische Glaube hat von Anfang an einen Bund eingegangen mit echter, wahrer Geistesbildung. Unsere Reformatoren haben diesen Bund nicht bloß mit ihrem Worte besiegelt, sondern auch in ihrer Person zur Darstellung gebracht. Wie hat Luther die Sprachen gepriesen als die Scheide für das Schwert des Geistes, wie hat er gegen die Übergeistlichen geeifert, welche alle Kunst und Wissenschaft niederwerfen wollten! Welch unvergleichlichen Bund hoher humanistischer Bildung mit tiefer christlicher Frömmigkeit weist Melanchthon auf! Auch die Gründer unserer Anstalt haben sich zu diesem Bunde bekannt, auch sie wollten eine lebendige Vereinigung von Christentum und Bildung. Gott selbst will diesen Bund. Der Gott, der die Enden der Erde geschaffen, und den Menschen zum Beherrscher derselben, der die reichsten Kräfte in die Menschennatur und diese sichtbare Welt gesenkt hat, damit der Mensch sie entfalte und sich aneigne, ist derselbe, der den unausforschlichen Rat der Erlösung gefaßt und ausgeführt hat. Derselbe Gott, der Israel erkoren zum Träger seiner Offenbarung, hat auch einzelne Völker unter den Heiden zu den großen Bildnern und Lehrmeistern der Menschheit berufen. Wie wunderbar sind die Wege Gottes! Diese Völker waren bestimmt, alles Edle, Gute und Wahre, das in den Tiefen der natürlichen Menschheit ruht, zur Erscheinung zu bringen, und heute noch erkennen wir in dem, was vor allem der hohe Geist der Griechen geschaffen, unübertroffene, bleibende Muster schöner, harmonischer Geistesbildung, für welche wir unsre Jugend begeistern. Und der Geist des Suchens und Fragens nach Höherem, die wundersamen Adventsklänge, welche das Altertum durchziehen, die heiße Sehnsucht, mit der einzelne bevorzugte Geister zu der

Welt des Unendlichen sich erhoben, haben auch jene Völker in ihrer Weise zu Wegbereitern und Bahnbrechern des Christentums gemacht. Aber gefunden haben sie die Wahrheit selbst nicht, wenn auch Samenkörner derselben über ihr Geistesleben ausgestreut sind, nur dem unbekannten Gott haben sie Altäre gebaut. Und als sie ihren geschichtlichen Höhe- und Blütepunkt erreicht, ging es mit ihnen jäh abwärts in die Tiefe unnennbaren Verderbens. Die Knaben werden müde und matt und die Jünglinge fallen: die Zeit jener Völker war das Jugendalter der Menschheit, das rasch verflog, um nicht wiederzukehren. Eine Kraft der Wiedergeburt wohnte ihnen trotz all ihrer Bildung und Herrlichkeit nicht inne, zum klaren Beweis, daß wir noch etwas anderes brauchen als auch die reichsten Blüten menschlicher Kunst und Wissenschaft. Da, als die Zeit erfüllet war, Israel lange genug geharrt, die Heiden lange genug ihre Wege gegangen, sandte Gott seinen Sohn, denjenigen, der sprechen konnte: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Von ihm gehen Ströme lebendigen Wassers, von ihm gehen erneuernde und verjüngende Kräfte aus auf die einzelnen wie auf ganze Völker. Sie sind reichlich auch auf unser Volk ausgegangen, sie sind noch nicht erschöpft und werden es nie werden. So weist uns die Geschichte selbst und der lebendige Gott, der in der Geschichte waltet, auf den innern Zusammenhang und die notwendige Verbindung von Altertum und Christentum hin. Am Jubeltage des Kollegiums darf auch im Gotteshause der Bund zwischen klassischen Studien und Evangelium, zwischen Bildung und Christentum, der durch die ganze Geschichte der Kirche sich hindurchzieht, dem das Vorbild unserer Reformatoren, die Entwicklung unserer Kirche, das Wesen des Protestantismus seinen besondern Ausdruck verliehen, besiegelt und geweiht werden. „Haltet fest an den klassischen Studien", hat der selige Nägelsbach, dieser große Philologe, gesagt, „sonst bricht die Barbarei herein, haltet aber auch fest am Evangelium,

sonst versteht ihr das Altertum nicht und kommt ein neues Heidentum über uns!" Wir wollen weder Barbarei noch Heidentum. Welche Gegensätze tauchen aber in unserer Zeit auf und bedrohen eine gesunde Entwicklung! O wenn es gelänge, dasjenige, was oft so hart auseinanderliegt, wahrhaft zu vermitteln und zu versöhnen! Wir wollen uns freuen aller gottgewollten Entfaltung menschlicher Kräfte, uns freuen der Früchte des fortschreitenden Menschengeistes auch in diesen letzten drei Jahrhunderten. Wir bedürfen aber auch des ewig sprudelnden Quells des Evangeliums, des festen Hortes christlicher Wahrheit zur Befriedigung der tiefsten Bedürfnisse unserer zu Gott geschaffenen Seele, zur Abwehr der Mächte der Sünde und des Verderbens, zur Beschwörung der Gefahr des Versinkens in die Untiefen eines ertötenden Egoismus, eines verflachenden Materialismus, eines trostlosen Unglaubens, einer dämonischen Gottesleugnung. Das Christentum allein ist das Salz, welches der Fäulnis geistigen und sittlichen Verfalls wehrt. Unauflöslich sei uns der Bund zwischen Christentum und Bildung!

O ihr Knaben und Jünglinge, laßt euch in eurer schönen Jugendzeit erwärmen für die Ziele echter Geistesbildung, für alles Edle und Große im Altertum, für die hohen Gestalten der Geschichte, die Geschichte, den Beruf, die Herrlichkeit unsres deutschen Volkes! Eine begeisterungslose Jugend ist ein Widerspruch in sich selber. Aber vergeßt auch nicht: die Knaben werden müde und matt und die Jünglinge fallen; das natürliche Jugendfeuer allein schützt nicht vor geistiger Ermattung und sittlicher Erschlaffung. Gottesfurcht, Frömmigkeit, Jesusliebe ist der edelste Schmuck auch der Jugend, sie schaffen auch Geisteszucht und Willensstählung. Haltet euch frei von dem Hauche des Unglaubens, der oft schon die Jugend vergiftet, vor der leichtfertigen Verachtung der Religion und Offenbarung, dieser Heiligtümer der Menschheit! Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält nach deinen Worten.

Zur Vorbereitung auf die „Studien der heiligen göttlichen Schrift" war das Kollegium nach dem Willen seiner Stifter zunächst bestimmt, ohne die Vorbildung für andere Berufsarten auszuschließen. Ich denke, der Segen der Stifter wird es nicht zulassen, daß das Kollegium aufhöre, in unsrer theologenarmen Zeit eine reiche Pflanzstätte für den herrlichen Dienst am Evangelium zu sein. Unsere Gemeinden rufen nach dem Lebensbrot, und es fehlen oft solche, die es ihnen brechen. Ich dränge nicht in Sachen innerer Entscheidung. Wir wissen auch, daß im Lichte des göttlichen Wortes und der höchsten Aufgabe alle Berufsarten gleich sind. Nur eines haltet meinem Worte nicht entgegen, daß der kirchliche Beruf in unsern Tagen keine Geltung mehr habe; er hat nicht bloß hohen innern Lohn, sondern auch Geltung in unsern Gemeinden, auch in dieser Stadt. Zur Zeit, da ich im Kollegium weilte, starb hier in frischer Manneskraft ein reich gesegneter Prediger und Seelsorger, Friedrich Krauß. Ich erinnere mich noch, welch eine Totenklage über seinem frühen Grabe durch die ganze Stadt ging, und als ich die Gedächtnispredigt Bomhards auf den entschlafenen Hirten hörte, drang ein Feuer der Begeisterung für den kirchlichen Beruf durch meine Seele.

Und ihr, verehrte, teure Lehrer! ihr lebt in dem großen Bunde antiker und christlicher Bildung, auf dem unsre ganze Kultur ruht, und haltet ihn fest zum Heile unsrer Jugend. Ihr kennt den Herrn, der mächtig und gnadenvoll in der Geschichte waltet und diesen Bund in ihr aufgerichtet hat. Ihr beugt euch heute vor diesem Herrn und wehrt dem Bekenntnis nicht: die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft. Es ist eine ernste Aufgabe, immer zu geben und mitzuteilen, stets edlen Samen zu streuen, auch wenn dieser Same nicht immer auf gutes Feld fällt, und dabei nicht müde und matt zu werden. Der Ackersmann, der den Samen in die Furche streut, der Lehrer, der die geistige Saat säet, beide warten auf die köstliche Frucht und sind geduldig, bis daß sie em-

pfahen den Morgenregen und Abendregen. Gott gibt das Gedeihen, an Gottes Segen ist alles gelegen. Er gibt auch den Müden Kraft und Stärke genug den Unvermögenden. Ihr blickt heute zurück auf eine große Kette edler, gottgesegneter, uns doppelt ehrwürdiger Lehrer, weil sie mit hoher Begeisterung für ihren Lehrerberuf auch ein volles Herz für Kirche und Evangelium verbanden. Neue Kraft, neuer Mut, neue Freudigkeit ströme euch heute am schönen Jubeltage zu! Der edle Dreiklang, der auch dem Lehrerberuf einen höheren Ton gibt: Glaube, Hoffnung, Liebe, durchdringe und verkläre weiter euer treues Wirken! Laßt das Wort Gottes, laßt Evangelium und Gebet reichlich in eurer Mitte wohnen! Ein berühmter Philologe der Gegenwart hat gesagt: Was soll aus den Männern werden, wenn sie in der Jugend nicht haben beten lernen! Laßt den Grund, der unbeweglich steht, auch den Grund der beiden verschwisterten Anstalten sein und bleiben! Der Segen des Herrn walte über euch!

Und was soll unser aller Schlußbekenntnis sein? Ich denke, ein Lied im höhern Chor, denn am Jubiläumstage singt man Jubellieder, und im Liede spricht man das Bekenntnis voll, wahr, lebendig und erfahrungsmäßig aus. Wir brauchen aber nicht weit nach solchem Jubelliede zu suchen, wir haben es in unsrem Texte: Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden. Der Evangelist unter den Propheten hat vor mehr als zweitausend Jahren dies Lied im höhern Chor angestimmt; es hat durch die Jahrhunderte hindurch einen immer neuen, einen tausendstimmigen Widerhall gefunden und wird nie wieder verklingen.

Jubiläen sind Ruhepunkte mitten im Strome der Zeit, da man rückwärts, da man vorwärts blickt. Von wie viel Weh und Kampf, von welchem Sturz irdischer Größe und Herrlichkeit reden die drei verflossenen Jahrhunderte, aber

auch von welcher Bewährung der Kraft aus der Höhe, von welchem Heldentum des Glaubens, der die Welt überwindet, der Liebe, die nie ermüdet, der Hoffnung, die nicht zu Schanden wird! Wie viele, die auch in diesem Gotteshaus ein- und ausgingen in dieser langen Zeit, haben das herrliche Wort unsres Textes sich zum Lied im Hause ihrer Wallfahrt erkoren! Dies Wort von einer stets neuen Kraft und einem nie alternden Leben im Glauben an den ewigen Gott, der in Christo Jesu sich geoffenbart, verkündet die Kirche von einem Jahr zum andern, auch in diesem neuen Kirchenjahre, das wir heute beginnen. Der Morgengruß des neuen Kirchenjahres begleitet uns am Jubiläumstage hinüber in ein neues Jahrhundert. Was sind die Jahre, was sind die Jahrhunderte? Den Traum von einem Schatten hat ein Alter das Leben genannt. Aber mitten in diesem Strome der Zeit, unter der eilenden Flucht der Jahre und ihrer aufreibenden Gewalt gibt es ein unvergängliches und unverwelkliches Leben im Glauben an unsren Herrn Jesum Christum, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit, gibt es etwas von ewiger Jugend und Jugendkraft. Die gepflanzet sind in dem Hause des Herrn, werden in den Vorhöfen unseres Gottes grünen. Und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein (Ps. 92, 14. 15).

Am Jubiläumstage will man echte, wahre Geisteserhebung. Nun, Geliebte, eine höhere, eine mächtigere Geisteserhebung gibt es nicht, als die, welche unser prophetisches Wort preist und bekennt. Wir können, wir dürfen nicht bloß heute, sondern unablässig, stetig uns erheben auf den Flügeln des Glaubens und Gebetes zu dem ewigen Gott, der in Christo unser Vater ist, zu Christus, unserm erstgeborenen Bruder, der droben im himmlischen Heiligtum unser in Liebe gedenkt, zu der ewigen Welt der Wahrheit und des Friedens. Was unser Christenglaube umschließt, ist kein Traum- und Schattenbild, sondern ewige Wahrheit und Wirklichkeit, die

in stets neuer Kraft, neuem Frieden, neuem Trost unsrer Erfahrung sich bewähren. Da läuft man und wird nicht matt, da wandelt man und wird nicht müde. Wie viel will uns matt und müde machen, herabziehen in die Tiefe des Kleinmuts und der Verzagtheit, unsre eigene Schwachheit und Sünde, der Widerstand von außen, das Leid der Zeit, die Zerbrechungen des Lebens, das bittere Todesgeschick. Der Herr gibt aber den Müden Kraft und Stärke genug den Unvermögenden. Mit ihm und in ihm kann man alles tragen, alles überwinden. Er, der uns zuvor geliebt, gibt uns auch die Kraft demütig dienender, selbstverleugnender Liebe. In ihr wollen wir dienen dem Staat, der Kirche, der Schule, dem Haus, unsern Gemeinden, unserm Volk und Vaterland, so lange Gott will und Gnade gibt, ohne müde und matt zu werden. Mit den Kräften des Glaubens und der Liebe im Herzen wollen wir weiterziehen; ein großes Ziel winkt uns, das Kleinod himmlischer Berufung, die Krone des Lebens. Immer näher soll uns dieses Ziel rücken: so dir der Lauf zu langsam deucht, so eile, wie ein Adler fleucht, mit Flügeln süßer Liebe! Gottes Gnade kann unsere Seele immer wieder aus der Tiefe auf die Höhe göttlicher Kraft und Verheißung erheben, bis wir in der Kraft solcher Gnade ihr zurufen dürfen: als ein Adler fleuch behende, Jesu Hände öffnen schon das Perlenthor!

Die Kirche feiert für die Gottesthaten, die sie verkündet, keine Jubiläen, sie lebt ja täglich und stündlich von diesen Thaten, sie wartet aber auf einen großen Jubeltag, den großen Advent, da der Herr kommt in großer Kraft und Herrlichkeit, sein Reich zu vollenden. Darauf wollen auch wir warten in Glauben und Geduld und wollen zum Schlusse im Bekenntnis des Glaubens und der Hoffnung sprechen: wir glauben eine Vergebung der Sünden, eine Auferstehung des Fleisches, und ein ewiges Leben! Amen!

IV.

Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Unser Kampf- und Siegeslied.

Predigt über Röm. 8, 31 u. 32,

gehalten bei der 41. Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Nürnberg am 14. September 1887.

Text: Röm. 8, 31 u. 32.

Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahin gegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?

Seid mir gegrüßt, teure Freunde und Brüder aus der Nähe und Ferne, gegrüßt im Namen des Herrn, zu dessen Ehre wir unser Fest feiern, dessen Gnade und Segen wir für dasselbe erflehen wollen; seid willkommen geheißen hier in unserem ehrwürdigen Nürnberg! Zum zweitenmal zieht der Gustav-Adolf-Verein festfeiernd in Nürnberg ein. Wie soll Nürnberg ihn empfangen? Ich denke, Nürnberg bringt dem Verein als schönstes Angebinde erhebende Erinnerungen aus seiner reichen Geschichte entgegen. In Nürnberg fand ja unter allen Städten Deutschlands einst die Reformation die erste und gastlichste Herberge. Hier hat ein Dürer Luther als den Mann gepriesen, der ihm aus großen Ängsten geholfen hat, hier hat Hans Sachs der Wittenberger Nachtigall

das Lob gesungen, hier war Lazarus Spengler unter den ersten, welche die evangelische Wahrheit auf den Flügeln des ihr entquollenen Liedes durch die deutschen Lande trugen; hier haben die edlen, frommen Männer, die Ebner und Nützel, die Kreß und Volkamer, die Baumgärtner und wie sie alle heißen, für die Sache des Evangeliums gewirkt und in entscheidender Stunde nur die eine Mahnung, das eine Gebet gekannt, „nicht zu weichen — Gott wolle nunmehr Beständigkeit verleihen!" Wach auf, wach auf, du Geist der ersten Zeugen! Beständigkeit verleihe, du treuer Gott und Herr!

Wie gewaltig ist der Gegensatz zwischen alter und neuer Zeit gerade in Nürnberg! Aber an treuen Zeugen hat es ihm nie gefehlt bis in die Gegenwart herein. Ich nenne aber aus neuerer Zeit nur einen, einen Mann aus der Gemeinde, der einer stillen, aber tief greifenden Thätigkeit für Gottes Reich sein gottbegnadetes Leben geweiht, Tobias Kießling; ich nenne ihn als einen Vorläufer der Arbeit des Gustav-Adolf-Vereins; hat er sich doch durch Wort und That lange Jahre in rührender, unermüdlicher Liebe der armen, hart bedrängten evangelischen Gemeinden Österreichs und Ungarns angenommen. Nürnberg kennt eine schöne Vorgeschichte des Gustav-Adolf-Vereins. Mögen ihm in diesen Tagen um so mehr glaubenerfüllte, liebewarme Herzen in Nürnberg entgegenschlagen! Möge Nürnbergs evangelisches Leben, das gottlob! nicht im Niedergang, eher in einem Aufgang begriffen ist, hinwieder neue Kräftigung und Erfrischung als Festsegen hinnehmen! Laßt uns nicht müde werden im Werk des Glaubens, in der Arbeit der Liebe!

Zum drittenmal zieht der Verein in Bayern ein. Die Geschichte der bayerischen Landeskirche, die Geschichte des Gustav-Adolf-Vereins berühren sich tief und innig. Die erste Gabe, welche der Verein überhaupt reichte, kam einer bayerischen Gemeinde zu gute. Ein bayerischer Theologe, ein Sohn Nürnbergs, dessen Name in die Geschichte der Theologie

und Kirche eingetragen ist, der selige Harleß hat ritterlich gekämpft für den viel angefochtenen Verein und seinen Segensquell für unsere eigene Kirche erst ganz und voll erschließen helfen. Vor 25 Jahren stand Harleß hier am Gustav-Adolf-Fest auf der Kanzel und hat aus bewegtem Herzen im Namen der von ihm geleiteten Kirche dem Verein das Dankopfer dargebracht. Wie ist die Dankesschuld seitdem gewachsen! Weithin in unserer großen Diaspora stehen die steinernen, stehen die lebendigen Zeugen der rastlosen Fürsorge und Mithilfe des Vereins. Ich höre heute eine Stimme tiefen Dankes aus weiten Kreisen, aus vielen, vielen Herzen, die warm für evangelischen Glauben, warm für unsere evangelisch-lutherische Landeskirche schlagen. Ich möchte diese Stimmen tragen vor Gottes Thron und in das Herz des Vereins. Gott segne den Verein für seine meiner heimischen Kirche zugewendete Liebesarbeit! Ich überschaue das bayerische, ich überschaue das ganze große Arbeitsfeld des Vereins, das über Deutschlands, über Europas Grenzen hinausgeht; dem Herrn allein die Ehre für allen Segen und allen Erfolg! Das menschliche Gefäß verleugnet nie seine Gebrechlichkeit und Unvollkommenheit; der Herr ist es, der durch großes und kleines von seiner Gnadenfülle uns zuwendet, überall fassen wir den Saum seiner Herrlichkeit. Dem Herrn allein die Ehre!

Bei der Schale bleiben wir ja nicht stehen, wir dringen in den Kern ein. Die Häuser von Stein und Holz, welche der Verein baut, thun es allein nicht. Im Hintergrund steht eine gläubige Gemeinde, Schwert und Kelle in der Hand, im Vordergrund ein Volk des Herrn, das durch Wort und Sakrament sich erbaut. Ich meine, an einem Feste der Gustav-Adolf-Stiftung soll uns anleuchten die ganze Herrlichkeit evangelischen Glaubens und Bekennens, die ganze Tiefe und Hoheit evangelischer Wahrheit, der ganze Ernst der Aufgabe, welche der Protestantismus in unsern Tagen zu lösen hat. Alles soll aber ein Widerstrahl des ewigen Lichtes des gött-

lichen Wortes sein. Unser Texteswort ist ein freudiger, ein wunderbarer Kampf- und Siegesruf, ein Kampf- und Siegesruf aber, der aus dem Frieden stammt, der höher ist denn alle Vernunft, und den nur der Gekreuzigte gibt.

Der Gegenstand meiner Betrachtung sei:

Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?
Unser Kampf- und Siegeslied:

wie es aus der Tiefe unserer Geschichte
in die Tiefe unserer Herzen klingt.

I.

Die Losung der Kirche, die Losung unserer Kirche zumal, im Herrn Geliebte, ist Kampf. Wir haben diese Losung von dem kampfreichsten aller Apostel, in dessen Schule wir vor allem gegangen, von Paulus überkommen. Wie oft mußten wir das alte Kampflied anstimmen: Verzage nicht, du Häuflein klein! Das war und ist aber unser Trost und unsere Stärke, daß Gott für uns ist, unsere Sache Gottes Sache ist: die Sach' und Ehr', Herr Jesu Christ, nicht unser, sondern Dein ja ist. Solcher Kampf ist auch immer Sieg, Sieg selbst mitten im äußern Unterliegen. Die herrlichsten Siege der Kirche sind in die Tiefe ihrer Geschichte geschrieben, denn es sind Siege im innersten Seelengrunde. Was die Geister, was die Herzen bewegt in den höchsten Fragen, die der von Gott und zu Gott geschaffene Mensch kennt, und in ihrer von Gott geschenkten Lösung, wird dann aber eine die Kirche, die Völker bewegende Macht. Was seelengeschichtlich begann, wirkt sich kirchengeschichtlich, weltgeschichtlich aus. So war es bei den hohen Aposteln, so war es bei Luther und dem Werke der Reformation. Luthers gewaltiger Kampf und noch gewaltigerer Sieg in der engen Klosterzelle ward zu einer Kampfes- und Siegesmacht unter den Völkern der Erde. Aller echte Kampf und echte Sieg kommt aber aus — oder führt zu der Gewißheit und Erfahrung, welche der kühnen

Glaubensfrage des Apostels zu Grunde liegt: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?

Mit welchem Griffel hat aber der lebendige Gott das große „Für uns" in die Tiefe der Seelen und Geister, in die Tiefe der Geschichte geschrieben? Mit dem Griffel seines Wortes, seines Geistes, seiner Gnade.

Gottes Wort war das Geistesschwert der Apostel aller Welt Hoheit, aller Welt Widerspruch gegenüber. Auch Rom gegenüber schämt sich Paulus des Evangeliums von Christo nicht; in seinem Briefe an die Römer, diesem großen Schutzbrief der evangelischen Kirche, verfolgt er dies Evangelium nach seiner ganzen Fülle und Tiefe, das Wort von Christi seligmachender Kraft, seinem allgenugsamen Verdienst, seiner rechtfertigenden und neu schaffenden Gnade. Im 8. Kapitel ist er in der großen Mitte, ist er auf dem Höhepunkt angelangt. Da ruft er triumphierend aus: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?"

Das Wort ist unserer Kirche Schutz und Trutz, das Wort in seiner Reinheit und Lauterkeit, in seiner Freiheit von aller menschlichen Umhüllung und Verdunkelung. Das ist gerade die Größe unserer Kirche, daß sie um des Wortes willen verzichtet hat auf das, was vor der Welt groß und herrlich ist, auf einen stolzen Verfassungsbau, zu dessen Errichtung die Jahrhunderte die Hände sich gereicht, verzichtet auf eine festgegliederte, Äußeres und Inneres zusammenschließende Einheit, verzichtet auf den Zauber einer allbeherrschenden Tradition, verzichtet auf die imponierende Stellung eines Reiches von dieser Welt, daß sie alle ihre Lebenskraft nur nehmen wollte aus dem Wort, nur brauchen wollte für das Wort. „Durch das Wort ist die Welt überwunden worden, durch das Wort ist die Kirche erhalten, durch das Wort wird sie auch wiederum in Stand kommen", hat unser Luther gesagt; um des Wortes willen hat er verschmäht das Schwert der Ritter, die blendenden Geistesmittel der Humanisten, den Bund

mit den Mächten dieser Welt. Durch all die tiefe, noch nicht dagewesene und nie wieder gekommene Bewegung und Erregung der Geister, welche hier fördernd dem Werke der Reformation entgegenkamen, dort störend demselben in den Weg traten, geht mächtig, unaufhaltsam, unwiderstehlich, das deutsche Volk, die Christenheit der Erde befruchtend, der krystallhelle Strom des göttlichen Wortes.

Dieses Wort ist oft zurückgedrängt worden durch feindliche Macht von außen, durch Untreue von innen; es ist aber dem Strome gleich, der in die Nacht der Erde sich birgt und unversehens wieder das Licht des Tages begrüßt, stets wieder hervorgebrochen und hat seinen gottgewiesenen Lauf von neuem angetreten; es läuft jetzt, mit erhobenem Gefühl dürfen wir Protestanten es sagen, wie noch nie über den Erdkreis. Die höchste Macht, die der Menschengeist hat, ist die Macht des Wortes; die höchste Macht der Kirche ist Gottes Wort, niedergelegt in heiliger Schrift, eingegangen in menschliches Zeugnis und getragen von diesem Zeugnis. Im Worte gibt Gott sich selbst dar, streitet mit uns, siegt durch uns. Ist aber Gott für uns, wer mag wider uns sein?

Diesem Worte will, soll auch der Gustav-Adolf-Verein dienen. Er baut Kirchen und Schulen; laßt in ihnen allen das Wort des lebendigen Gottes erschallen, welch eine Geistesmacht richtet ihr auf!

Wort und Sakrament und nichts anderes hat der Herr seiner Kirche als die alles überwindenden, alles überdauernden Gottesmächte für ihre lange Wallfahrt durch Welt und Zeit mitgegeben. Warum sie allein? Weil durch sie der Geist Gottes, der Geist des Vaters und des Sohnes wirkt. Er ist der einige, wahre Stellvertreter des zur Rechten Gottes erhöhten Christus. Wie ist gerade das 8. Kapitel des Römerbriefs ein erhabener Lobpreis des heiligen Geistes, der uns die selige Gegenwart des Heiles vermittelt, die herrliche Zukunft desselben verbürgt! Die große Frage ist aber: Hat

dieser Geist sich an unserer Kirche bezeugt? Ihre Geschichte antwortet auf diese Frage mit einem freudigen Ja und Amen. Der Geist Gottes hat Luther, diesen gebundenen Riesen, frei gemacht zur wahren Freiheit der Kinder Gottes und ihn damit ersehen zu einem gewaltigen Bahnbrecher dieser Freiheit für Millionen; das Strömen dieses Geistes machte sein Wort zu einem Wasserfall, in dem trotz allen Schäumens und Tosens der Bogen des Friedens sich spiegelte. Welch eine Einheit und welche Mannigfaltigkeit zeigt sich doch in den Gefäßen, in den Wirkungen des göttlichen Geistes! Wollt ihr den Bund kindlichen Glaubens, fröhlicher Heilsgewißheit und tiefer, in Gottes Wort gegründeter Wissenschaft, schaut auf einen Melanchthon, Chemnitz, Johann Gerhard; wollt ihr Beter, die zum Himmel dringen und die Erde sich unterthan machen, blickt auf Luther mit seinem dreistündigen Gebetsringen in Koburg, auf Calvin, der unter beispielloser Arbeitslast und Sorge für die bedrängten Gemeinden oft vier Stunden des Tages dem Gebete widmet; wollet ihr Sänger, deren Wort aus der tiefsten Tiefe erfahrener Not, aber auch erfahrenen Heiles quillt, deren Saitenspiel wie nichts anderes die Trauergeister zu bannen vermag, hört Johann Heermann und Paul Gerhardt; wollt ihr inniges, zartes, den ganzen Menschen verklärendes Christentum, blicket auf Spener, wollt ihr thatkräftiges Christentum voll hehren, wunderbar belohnten Gottvertrauens, schaut euch A. H. Francke an! Wollt ihr die Allgewalt tiefer, brennender Jesusliebe verstehen, betrachtet euch Zinzendorf! Laßt euch Zersplitterung und Vereinzelung der evangelischen Kirche nicht abschrecken, der Geist Gottes geht über diese Schranken hinaus. Überall findet ihr Lebenszeugen aus geistlichem und weltlichem Stande, deren Bild euch erhebt und erfrischt. Seht euch z. B. das kleine Württemberg an, welch eine geschlossene Reihe geweihter Persönlichkeiten, ehrwürdiger Glaubensmänner begegnet euch hier unter oft ungünstigsten äußern Verhältnissen, an ihrer Spitze J. Albr.

Bengel, dessen zweihundertster Geburtstag als des herrlichsten unter allen jüngst mit Recht gefeiert wurde! Und auch diesem Jahrhundert fehlen wahrlich die Organe des Geistes nicht: ihr könnt sie finden nicht bloß unter Theologen und Geistlichen, auch auf Thronen und im Rate der Fürsten und des Vaterlands, wie auf untern und untersten Stufen des Erdenberufs; ihr könnt Männer und Frauen, Staatsmänner und Feldherren, auch Weise und Dichter, nicht bloß geistliche, auch weltliche Dichter, gewahren, durchleuchtet oder doch angeleuchtet von der Herrlichkeit des Evangeliums. Das ist ein großer, erhebender Geistesbund! In diesen Geisteskräften hat der lebendige Gott ein Zeugnis für uns abgelegt, gegen das Verkennung und Angriff der Gegner nichts vermag. Das Zeugnis des Geistes ist aber das Zeugnis der Geschichte. Denn der Geist, der in Wort und Sakrament waltet, das aus ihm geborene echte evangelische Christentum will Sünde und gottwidriges Wesen überall tilgen, will aber auch auf dem weiten Gebiete der gottgeschaffenen Welt nicht ertötend, sondern belebend, nicht bindend, sondern befreiend, nicht niederdrückend, sondern erhebend, nicht verzehrend, sondern heiligend wirken. Wer hat den Bann gebrochen, unter dem auch das natürliche Leben der Völker des Mittelalters lag? Nicht unser Luther? Wer hat die sittliche Würde, das gottgestiftete Wesen in den Ordnungen der Familie, des Staates, des irdischen Berufes im Lichte des Evangeliums erkannt wie er? Ihm war der Christenmensch ein freier Herr über alle Dinge der Widerstrahl dieser Freiheit ist das gesunde, berechtigte Freiheitsleben der Völker, ist die Herrschaft über die Welt, zu welcher der Mensch als Ebenbild Gottes berufen ist. Der Geist religiöser Mündigkeit und Selbständigkeit, welcher mit dem rechtfertigenden Glauben gegeben ist, schafft auch den Ernst sittlicher Verantwortung, Gewissensrecht und Gewissenstreue; die aus Gottes Wort geschöpfte Heilsgewißheit will Gewißheit, die Erkenntnis der höchsten Wahrheit will Wahr-

heit auch für die Dinge dieser Welt; der Geist ernster, gewissenhafter Prüfung und Forschung, mit dem Ursprung der Reformation aufs innigste verwachsen, wird zur unentbehrlichen Schutzwehr gegen Versumpfung und Erstarrung des Menschengeistes. Wahrlich, auf eine reiche, große, gesegnete Arbeit darf der Protestantismus zurückschauen; von ihm in erster Linie ist der große Aufschwung auf allen Gebieten in den letzten Jahrhunderten ausgegangen; er ist ein Licht und Salz für die ganze Kirche, für die ganze Menschheit geworden — soll er es nicht bleiben? Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?

Auch wir haben an der Aufgabe des Protestantismus zu arbeiten; auch wir wollen bauen an dem großen Geistesbau, dessen Eckstein Jesus Christus ist; Geisteskräfte haben sich auf unseren Festen berührt, gegenseitig entzündet, gegenseitig gehoben. Geisteskräfte sollen auch übergehen auf unsere Gemeinden in der Zerstreuung. Ist es unsere Ehrenpflicht, sie zu unterstützen, so ist es ihre Ehrenschuld, den Leuchter des Evangeliums vor andern hoch zu halten, die Kraft des Evangeliums in den Früchten des Geistes zu bewähren.

Verfallen wir in Selbstruhm? Jedes pharisäische Rühmen sei ferne von uns! Wir wollen alle unsere Schwächen, unsere Irrgänge, unsere selbstverschuldeten Rückgänge, wir wollen alle dunklen Flecken unserer Geschichte im Geiste der Selbstdemütigung und des Selbstgerichts eingestehen. Um so mehr wollen wir aber eine Sonne leuchten und strahlen lassen, die Sonne der göttlichen Gnade, die sich an der evangelischen Kirche verherrlicht hat. Die göttliche Gnade ist nicht bloß der Lobpreis des bekennenden Mundes, sie ist der thatsächliche Lobpreis ihrer ganzen Geschichte. Die evangelische Kirche ist die Kirche von Gottes Gnade, sie hat allen Grund zu sprechen: von Gottes Gnade bin ich, das ich bin. Durch welche Engen und Wehen ward sie nicht geführt! Man hat sie oft gedränget von ihrer Jugend auf, man hat sie aber

nicht übermocht. Als sie im frischesten Anlauf die Länder Deutschlands durchzogen, ward ihr Halt geboten, ihre Fürsten wurden gefangen, ihre Prediger verjagt, ihre Gemeinden verstört. Da, als es aus mit ihr zu sein schien, als der Geist sie aber nach innen geführt, als das Wort ihr einziger Trost geworden, als sie glaubend und betend rief: „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal, oder Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert?" (Röm. 8, 35), als das Haupt der Evangelischen vom Tode bedräut das herrliche Lied gedichtet: „Wie's Gott gefällt, gefällt's mir auch", da half ihr Gottes Gnade. Als in dem unseligsten aller Kriege eine Stütze nach der andern brach, als unsere eigene Uneinigkeit uns an den Rand des Untergangs gebracht, da hat Gottes Gnade uns geholfen. Stärker noch als unsere eigene Untreue, stärker als die auflösenden Mächte, die am Ende des vorigen Jahrhunderts unsere Kirche überwältigt zu haben schienen, stärker noch als der Ruf der starken Geister, die auch in Deutschland offen den Fall der christlichen Religion verkündeten, war die Gnade, die mitten unter den Posaunen des Gerichts den Tag ihrer beginnenden Erneuerung in diesem Jahrhundert anbrechen ließ. Dies mächtige sich Regen und Bewegen, diese gewaltige Arbeit auf kirchlichem Gebiet, wie sie unserem Jahrhundert beschieden ist und seit der Zeit der Reformation nicht mehr vorhanden war, dies Zeugnis von der seligmachenden Wahrheit in einer kaum je dagewesenen Fülle, Kraft und Vielgestaltigkeit, mit dem Blick in das Herz der Zeitbildung und des Zeitbedürfnisses, dessen die Gegenwart trotz aller beugenden Gegensätze sich erfreuen darf, dieser großartige Samariterdienst an der leidenden Menschheit mit immer neuer Kraft erfinderischer Liebe in unseren Tagen, unerreicht von früheren Jahrhunderten, dieser Wurf des Missionsnetzes in das große, weite, ganze Völkermeer, wie er das neunzehnte Jahrhundert kennzeichnet — all dies ist das Werk der göttlichen Gnade.

Nicht in einer kümmerlichen, sondern herrlich begnadeten Zeit leben wir, hat jüngst ein sehr ernster evangelischer Christ gesprochen. Wort, Geist, Gnade — flechten sie unserer Kirche nicht einen Siegeskranz, sind das nicht die Grundtöne für das Siegeslied: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" Die Gnade hat unser Recht unter den Völkern der Erde hoch aufgerichtet, hat dieses Recht immer von neuem gekrönt, besiegelt, verbrieft; Recht, Würde, innere Freiheit und Selbständigkeit unserer Kirche seien uns heilig, unser höchster Ruhm sei aber Gottes Gnade! O evangelische Christen, vergeßt nicht, was es gekostet, wie viel thränenreiches Ringen, bis wir uns eine evangelische Kirche nennen durften, vergeßt nicht, aus welch bitteren Kämpfen unsere Siegeslieder geboren wurden! Wir wollen eine friedsame Schar sein, den Sinn des Friedens und der Friedfertigkeit uns bewahren auch mitten im notgedrungenen Kampfe! Wir wollen die konfessionelle Wunde schonen, so viel wir können, aus echt christlichem, echt evangelischem, echt patriotischem Beweggrund. Wir führen keine Eroberungskriege. Aber die rechte Selbstehrung, die würdige Selbstbehauptung, die entschlossene Selbstverteidigung ist unserer Kirche, ist all ihrer wahren Glieder heilige Pflicht.

II.

Das Kampf- und Siegeslied: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" soll aus der Tiefe unserer Geschichte in die Tiefe unserer Herzen klingen, ich denke in einem schönen Dreiklang, dem apostolischen Dreiklang der Liebe, des Glaubens, der Hoffnung.

Das „Für uns", Geliebte, ist noch in eine andere Geschichte, die Geschichte rettender Liebe geschrieben, deren Höhepunkt das Kreuz auf Golgatha ist: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?" Die Hingabe des einigen, des ewigen Gottessohnes in Leiden

und Sterben des stellvertretenden Mittlers und genugthuenden Versöhners ist der Triumph der göttlichen Liebe über alle Mächte, die wider uns waren, auch die Macht des göttlichen Gerichts um unserer Sünde willen. Dieser Triumph der göttlichen Liebe ist aber in das Herz unserer Kirche geschrieben; ihre Bekenntnisse, ihre Lieder, ihre Gebete, ihre herrlichsten Lebenserzeugnisse singen und klingen von dem großen „Für uns" der göttlichen Liebe, erschienen in Christo, verkündigt in seinem Wort, versiegelt in seinem Sakrament, bezeugt durch seinen Geist, singen und klingen von der freien Gottesgnade, von der Ehre und Herrlichkeit unseres einigen Mittlers, Erlösers und Fürsprechers, für uns in den Tod gegeben, für uns auferwecket, für uns zur Rechten Gottes erhöht. Sollen nicht auch unsere Herzen singen und klingen von dem hohen Liede göttlicher Liebe, soll das „Für uns" nicht widerklingen in einem heiligen Kampf und seligen Sieg der Liebe?

Wo die göttliche Liebe uns grüßt, im Herrn Geliebte, uns berührt, uns im Innersten erfaßt, da können wir nicht bei kaltem Blute bleiben, da muß nicht bloß ein Stück von uns dem Gesetz der Liebe folgen, da muß unser ganzes Leben ein Leben dienender und selbstverleugnender Liebe werden, da muß der Odem der göttlichen Liebe das persönliche, das amtliche, auch das Vereinsleben heiligend und verklärend durchziehen. Wollen wir doch unser Werk nicht als ein äußerliches betrachten: es ist ein geistlich Werk, geistliche Bedürfnisse zu befriedigen. Vergessen wir doch nicht: der eigentliche Stiftungstag unseres Vereins wie aller Vereine zur Linderung leiblicher und geistlicher Not ist der Tag der Selbstopferung göttlicher Liebe am Kreuze auf Golgatha! Der Todestag Jesu ist der Lebenstag der Liebe, der Untergang der gott- und menschenwidrigen Tyrannei der Selbstsucht, der Aufgang der Königsmacht der Liebe. Von Golgatha geht der Strom der Liebe durch die Welt, er fließt reicher und breiter in diesem Jahrhundert denn je, wir haben aber auch mitzusorgen, daß dieser

Strom nichts an seiner Tiefe verliere; alles trinkt aus diesem tausendarmigen Strom, nicht alle kennen aber die Quelle, kommen zur Quelle, schöpfen aus der Quelle. Wie? soll unser Verein nicht immer und immer wieder zur Quelle zurückkehren? ist unser Verein nicht ein Diener des Gekreuzigten, brauchen wir nicht immer neue Liebeskraft? soll die wahre, aus Jesu Herz stammende Liebe nicht das Herz auch der Gustav-Adolf-Stiftung sein? Ist das nicht ein edler Kampf der Liebe, in dem sie immer wieder nach innerer Läuterung, Reinigung, nach innerer Erneuerung aus göttlichem Erneuerungs- und Verjüngungsquell trachtet? Gibt es nicht in dieser kampfesreichen Zeit auch einen eigentümlichen edlen Wettkampf der Liebe, gerade zwischen solchen, welche auf kirchlichem Gebiet sonst einander fremd und ferne gegenüberstehen? Wem gebührt Sieg und Krone in diesem Kampf? Ich meine demjenigen, der am festesten gewurzelt ist am Kreuz auf Golgatha, am stärksten in das Herz geschlossen hat das große „Für uns", am tiefsten dem Gekreuzigten ins Herz geschaut, am meisten in die hohe Schule seiner dienenden Liebe gegangen, am lautersten im Werke der Liebe die Ehre des Herrn und das Heil der Brüder sucht, am fernsten ist von Nebenabsicht und Nebenziel. Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?

Ich vergesse aber den Glauben nicht, er ist mir die Mitte in dem erhabenen Dreiklang. Er ist ja Wurzel und Krone von allem, er ist's, der das Leben der Liebe in unser Herz trägt, der die Siegesmacht der göttlichen Liebe ergreift. Unser Text ist selbst das kühnste Glaubenswort, das gesprochen werden kann, ehe der Glaube ins Schauen verwandelt wird, er ist des Glaubens höchstes Sieges- und Triumphlied. Dieses Triumphlied kommt über des Apostels Lippen, weil er von dem Gekreuzigten sich alles hat schenken lassen, Vergebung und Gnade, Leben und Herrlichkeit, weil er in dem Gekreuzigten den lebendigen Gott ergriffen hat und dessen Macht

und Liebe allen Mächten dieser Welt siegreich entgegenhält. O Geliebte, was ist es Großes um den Glauben, wenn kraft unserer Versöhnung und Rechtfertigung der lebendige Gott in den Mittelpunkt unseres Wesens gerückt ist und dieser Mittelpunkt den Umkreis unseres äußern und innern Lebens trotz all seiner Unruhe und flutenden Bewegung beherrscht, was ist es Großes um den weltüberwindenden Glauben eines Paulus, eines Luther, unserer evangelischen Väter, was ist es Großes um die fröhliche Heilsgewißheit, die starke Siegesgewißheit, die unsere Kirche durch ein Meer von Anfechtung hindurchgetragen und alle Klage-, Trauer- und Sterbetöne ihrer Geschichte überdauert hat!

Können wir, Geliebte, einstimmen in dies glaubenerfüllte, heilsgewisse Siegeslied: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Wer wollte leugnen, daß viel Kleinmut, viel Verzagtheit, viel Zweifel und Unsicherheit über die höchsten Fragen, und darum auch viel zweideutige, viel unentschiedene Stellung zu unserer Kirche innerhalb ihrer Grenzen sich findet? Wohl, der evangelische Glaube ist nicht erloschen; und gerade was wir in der Zerstreuung, was wir an den Sammelorten evangelischer Christen mitten drinnen unter ganz andern kirchlichen Strömungen, was wir in Bädern, Kurorten wahrnehmen, wie hier das lebendige Zeugnis von Jesu Christo zu seinen Füßen zieht, was wir überhaupt in der Gegenwart erblicken von neu geweckter Empfänglichkeit für das Evangelium — soll es uns nicht trösten, nicht ermuntern, soll es uns nicht selbst eine Glaubensstärkung sein? Schrecken soll uns die Glaubenshöhe nicht, auf die wir hinaufblicken; viele Stufen führen zu derselben, aber auch die unterste Stufe gibt Hoffnung, die Höhe zu erklimmen. Aber die Glaubensordnung will eingehalten sein, sie lautet: Aus der Tiefe in die Höhe! Ehe der Apostel sein Siegeslied anstimmte, hat er das Klagelied erschallen lassen: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen?" und ehe Luther mit seinem Glaubenstrotz seine

Feinde zu Schanden machte und aus seiner Glaubensfülle den Seinen das Heldenlied: „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen" in Herz und Mund gegeben, hat er zuvor gerufen: „Meine Sünde, meine Sünde." Wißt ihr, wer die ersten, die Hauptverbündeten der Reformation waren? Droben im Himmel der lebendige Gott und seine ewige Gnade, und hier auf Erden das Gewissen in des Menschen Brust. Nicht der Bildungs- und Freiheitsdrang der Völker, das neu geweckte Menschen-, Christen- und Kirchengewissen war der Mutterboden, aus welchem das Werk der Reformation hervorgegangen. Die Reformation hat unserem deutschen Volke das Gewissen nicht genommen, sondern es in seiner tiefsten Tiefe wachgerufen. Auch wir brauchen ein waches Gewissen. Gewissenserschlaffung, Gewissensschlaf, Gewissenstod sind der Tod evangelischen Lebens. Im Heiligtum des von Gottes Wort und Geist durchleuchteten Gewissens siedelt sich der Glaube an. Mit dem inneren Glaubensleben, mit der inneren Glaubenserfahrung wächst dann auch unsere Liebe zur Kirche. Denn die Kirche ist uns ein Reich des Glaubens und der Erfahrung. Äußere Kirchenherrlichkeit kann man schauen, sie kann das Auge blenden, sie kann das Herz aber auch kalt, tot, leer lassen; die wahre Herrlichkeit der Kirche will geglaubt, will erfahren sein: das ist aber eine Herrlichkeit, welche Christi ewige Herrlichkeit, welche die Klarheit Gottes auf dem Angesicht Jesu Christi widerspiegelt, die uns emporhebt über Druck und Elend dieser Zeit, die uns trauen und bauen läßt auf Gottes Wort und Verheißung trotz allen Widerstreits und Widerspieles dieser sichtbaren Welt, die in der Siegesmacht göttlicher Gnade trotz Sünde, Tod und Teufel des ewigen Gottes und des ewigen Lebens gewiß ist.

Da folgen wir dann, Geliebte, dem Rufe: Aus der Tiefe in die Höhe! noch in einem andern Sinne; aus der Tiefe der Erkenntnis und Erfahrung der Herrlichkeit evangelischen Glaubens und Lebens steigen wir auf die Höhe glau-

bensmutiger, siegesfreudiger Arbeit. Hat, meine teuren Freunde, die evangelische Kirche ausgedient? Hat sie nicht große, große Aufgaben noch zu lösen? Ist die religiöse, ist die sittliche Kraft des Protestantismus erschöpft? Soll er sich von unserem Volke zurückziehen, von dem Volke, das Gott in diesem Jahrhundert wiederholt so wunderbar begnadet hat? Gerade jetzt braucht es neue religiöse, neue sittliche Kräfte. Je mehr der Glaube triumphiert: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? desto reicher fluten auch die sittlichen Kräfte. Evangelisches Christentum mit seiner Fülle von geistlicher Kraft und geistlichem Trost, mit seiner rechten Enge gottgesetzter Heilsordnung in Buße und Glaube und seiner rechten Weite in freiem Eingehen auf die Fragen der Zeit, mit seiner richtigen Stellung zu diesen Fragen, dies evangelische Christentum soll vom Herzen unseres Volkes nicht losgerissen werden. Daß es ihm bewahrt werde, dazu soll auch der Gustav-Adolf-Verein mithelfen in treuer Glaubens- und Liebesarbeit.

Ernst genug sind die Zeichen der Zeit. Jeder evangelische Christ ist berufen, sie zu würdigen. Das letzte Fundament des stolzen Baues der Gegenwart ist doch der Glaube, der echte, wahre, in Gottes Wort gegründete Glaube. Mit dem Glauben an Christum sinkt der Glaube an Gott, mit dem Glauben an Gott der Glaube an alle höheren, sittlichen, idealen Güter; der Mensch, der im Glauben triumphiert: Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich! und dem im Glauben alles gehört, Zeit und Ewigkeit, Gegenwart und Zukunft, sinkt ohne Glaube, die Beute des entschlossenen modernen Unglaubens geworden, herab zur Verleugnung des Menschenadels und der Menschenwürde, verkehrt unsere vielgepriesene Humanität in ihr Gegenteil, unsere Kultur in Barbarei. O evangelische Christen, wachet, glaubet, betet! Laßt uns nicht länger liegen bleiben unter den Grabsteinen der Trägheit und Gleichgültigkeit, laßt uns dem weitverbreiteten Sinne den Abschied geben, der stark ist in Worten der Ver-

neinung und sich sonnt im Wohlgefühl protestantischer Freiheit, der aber in seinen Thaten Ehre und Recht der evangelischen Kirche preisgibt und in der Knechtschaft des Zeitvorurteils und Zeitgewinns liegt! Laßt uns zusammenstehen, zusammenarbeiten in einem rechten Glaubens- und Geistesbund, Geistliche und Weltliche! Laßt uns das unselige Mißtrauen bannen, als hätten Geistliche und Gemeinden auf dem Boden der Kirche nicht gemeinsame Aufgaben und gemeinsame Ziele! Nicht Knechtung, sondern Befreiung der Gewissen will unsere Kirche, nicht Herrschaft ist ihr Wesen, sondern Dienst, heiliger, großer Dienst an den mit Christi Blut erkauften Seelen, Dienst der Gemeinde, Dienst der Gesellschaft, Dienst, Volk und Vaterland geweiht auf dem ewigen Grunde des göttlichen Wortes; nicht gesetzliche Unterwerfung, wohl aber innere Durchdringung des ganzen Menschen und der sittlichen Ordnungen mit den Kräften des Evangeliums, des evangelischen Glaubens erstrebt sie. Darnach wollen wir ringen für uns und andere, dies sei unser Kampf, unser Sieg! Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?

Und zuletzt noch ein Blick, ein kurzer, ein entscheidender Blick, ein Blick der Hoffnung! Der süßeste Klang im Herzen ist doch der Hoffnungsklang, der Klang von der edlen, neuen Stadt, da Aug und Herze schauet, was es geglaubet hat, der Klang, der hinüberreicht aus dem Diesseits ins Jenseits, aus der Zeit in die Ewigkeit. Der Tod überwindet die Gemeinschaft nicht, die jubilieren kann: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Sie überwindet den Tod. Die Fabel von einer Selbstauflösung des Protestantismus schreckt uns nicht. Evangelisches Christentum steht und fällt mit dem Herrn Jesu Christo selbst; er aber thront zur Rechten Gottes, er ist unser erster und letzter, unser erhabenster, unser ewiger Schirmherr. In ihm wird uns alles geschenkt, auch ewiges Reich und ewige Herrlichkeit; „das Reich muß uns doch bleiben“, ist der Triumphruf unserer Kirche. Zion, Zion halte aus, halte aus,

in dem letzten Kampf und Strauß! Für jeden einzelnen von uns kommt aber ein letzter Kampf, Gott verkläre ihn uns zum letzten Sieg! Dieser Sieg ist ein letztes Siegel, eine letzte Bestätigung des großen: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" Wollt ihr ein Beispiel aus jüngster Vergangenheit? Am 6. Januar dieses Jahres starb dahier in Nürnberg Georg Karl Frommann, ein Großer auf dem Gebiete seiner Wissenschaft, ein Freund Luthers und seiner Sprache wie wenige, ein tief frommer, unserer Kirche treu ergebener Mann. Unter den Klängen des Liedes: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt," das ihm die Seinen nach seinem Wunsche vorspielten, eilte er der ewigen Heimat zu. Lieben Freunde! das ist evangelisches, das ist christliches Sterben, das ist auch ein Triumph des Wortes: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Schöner Dreiklang von Liebe, Glaube, Hoffnung, der am Gustav-Adolf-Fest das Saitenspiel unserer Herzen bewegen soll, als Widerklang des Kampf- und Siegesliedes, das Leben und Geschichte der evangelischen Kirche bewegt und weiter bewegen soll, in das wir nochmals einhellig und einmütiglich einstimmen wollen: „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" Amen.

V.

Die Kirche und das Kreuz.

Festpredigt über 1. Kor. 2, 1 u. 2,

gehalten bei der Einweihung der deutschen evangelischen Kirche Augsb. Konf. in Paris am 9. Dezember 1894.*)

Text: 1. Kor. 2, 1 u. 2.

Und ich, lieben Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten, oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt. Denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.

Geliebte in dem Herrn Jesu Christo! Eure liebliche, schöne Kirche ist eingeweiht. Die erste Predigt in dieser neuen Kirche soll gehalten werden. Wir haben für diese einen besonderen Text gewählt. Die Wahl eines solchen ist bei so außerordentlicher Veranlassung gerechtfertigt. Das gewählte Gotteswort soll dieser, soll auch der gegenwärtigen kirchlichen Zeit entsprechen, soll beide in Einklang setzen. Es ist heute der zweite Adventssonntag. Der Jubelruf: „Hosianna dem Sohne Davids, gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn, Hosianna in der Höhe", unter dem der Herr einst in Jerusalem eingezogen, klingt hindurch durch die ganze Ad-

*) Abdruck aus dem von P. Petersen zusammengestellten Festbericht (Barmen 1895). Unmittelbar vor der Predigt hatte Stählin selbst die Einweihung der Kirche durch Weiherede und Gebet vollzogen.

ventszeit. Ihr stimmt heute in diesen Jubelruf mit besonderer Inbrunst ein; eure neue Kirche selbst ist eine herrliche Adventsgabe; kräftiger denn je wirbt der Adventskönig um eure Herzen; ernster denn je ergeht an euch die Adventsmahnung, eure Seelen zu schmücken, ihm den Einzug zu bereiten. Adventsmäßig ist nun aber auch, Geliebte, unser heutiger Text; der Apostel erinnert in demselben an seine Wirksamkeit in der griechischen Weltstadt Korinth; eine große Adventsstunde hatte geschlagen, als der Apostel auf besonderen Ruf hin aus Vorderasien nach Macedonien und dann nach Griechenland wanderte, eine besondere Adventsstunde nicht bloß für diese Länder, sondern für unseren ganzen Weltteil; nirgends hatte aber die Adventsgnade vollere Frucht geschaffen als in Korinth, wo der Herr dem Apostel gleich anfangs zugerufen: „Fürchte dich nicht, ich habe ein groß Volk in dieser Stadt" (Apostelgesch. 18, 9 u. 10). Von diesen ersten Anfängen aus ist allmählich ganz Europa christianisiert worden. Gerne überschauen wir die Wege unseres Gottes. Der erste Hosiannaruf verstummte bald vor dem: Kreuzige, kreuzige ihn! Und doch war der Huldigungsruf, unter dem der Herr einzog in Jerusalem, nur der Vorklang einer über die Erde sich verbreitenden ununterbrochenen Huldigung, der Einzug in Jerusalem ein Vorbild des Einzugs des Gekreuzigten und Auferstandenen in die Völkerwelt, seines Durchzugs durch die Nationen und Geschlechter der Erde. So ist er zu uns Deutschen gekommen, so ist er auch in dieses Land eingezogen. Der Hosiannaruf ist aber noch weiter gedrungen, soll noch immer neuen Widerhall finden; überall auf dem ganzen Erdkreis soll es noch Advent werden.

Es gibt besondere Adventsstunden für einzelne Seelen, einzelne Gemeinden, einzelne Völker, es gibt aber auch besondere Adventszeiten innerhalb der christlichen Kirche selbst, eine solche Adventszeit war die reformatorische Bewegung des 16. Jahrhunderts, war die unter gewaltigen Wehen sich an-

bahnende Erneuerung christlichen Glaubens und Lebens in den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts.

Fragen wir nun aber: wodurch bricht sich denn der Herr die Bahn, wodurch gewinnt er sich die Herzen, unterwirft sich die Geister, erobert sich die Völker? Da gibt der Apostel nach seiner eigensten Erfahrung uns die Antwort in den Worten unseres Textes: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten." Aller Herrlichkeit dieser Welt, aller Weisheit, aller Kunst, allem Redeprunk gegenüber, welche der Apostel in der Weltstadt Korinth gefunden, hat er nur eines gethan: er hat das Kreuz seines Herrn aufgerichtet und eingeladen, zum Kreuze zu kommen. Er wußte, hier waltet eine verborgene Weisheit Gottes, eine verborgene Herrlichkeit Gottes, hier walten überirdische, alles Menschliche und Natürliche überragende Kräfte. Das Kreuz war, ist und bleibt das Siegespanier, das Siegesschwert des Herrn auf seinem Eroberungszug durch die Welt. Und weiter fragen wir: Was war denn die Seele jener tief innerlichen, geistlichen Bewegung innerhalb der Kirche selbst, im sechzehnten, in diesem Jahrhundert? Nichts anderes als das alte Evangelium, das Paulus einst in Korinth verkündete, das Wort vom Kreuz. Geliebte, ihr steht auf dem Grunde der deutschen Reformation, ihr nennt euch eine Gemeinde Augsburger Konfession, ihr haltet eben damit das Wort vom Kreuze hoch. Euer ganzer kirchlicher Lebensbestand hängt weiter innerlichst zusammen mit der mächtigen Glaubens- und Liebesarbeit, welche das lebendige Zeugnis von dem Gekreuzigten in diesem Jahrhundert geschaffen, und die auch unsern Brüdern in der Ferne und in der Zerstreuung zu gute kam und noch zu gute kommt. Das Christentum ist und bleibt die Religion des Kreuzes. Der eigentümliche Charakter, das innerste Wesen des Christentums, des evangelischen Christentums faßt sich zusammen, prägt sich aus in der That unendlicher Liebe, vollbracht am

Kreuze auf Golgatha, die wir im Glauben uns aneignen. So möchte ich auch heute das Kreuz meines und eures Herrn unter euch aufrichten. Ich möchte heute ganz und voll den Ton evangelischer Predigt unter euch anschlagen, der je und je inmitten dieser Gemeinde vernommen wurde und der für immer von dieser geheiligten Stätte inmitten dieser neuen Kirche erklingen soll.

Der Gegenstand meiner Predigt sei:

Die Kirche und das Kreuz,

und zwar sage ich:

1. Das Kreuz ist der Kirche Ruhm und Preis;
2. das Kreuz ist der Kirche Kraft und Sieg.

I.

„Und ich, lieben Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten, oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt, denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten," so möchte ich zu euch mit dem hohen Apostel sprechen. Ich grüße euch als meine lieben Brüder, ihr seid es nach dem Fleisch und nach dem Geist; ihr seid Söhne des deutschen Vaterlands, ihr seid mit mir durch Glaubens- und Bekenntnisgemeinschaft verbunden; und diese doppelte Gemeinschaft nach Volkstum und Kirchentum soll zu voller, schöner Harmonie sich zusammenschließen. Von Angesicht habe ich euch noch nicht gesehen, im Geiste bin ich aber oft bei euch gewesen, die Entwicklung eures Kirchenwesens ist von mir, meinen teuren Mitarbeitern, meiner Landeskirche in Liebe und Teilnahme verfolgt worden. Ich darf auf unser Verhältnis das Wort des Apostels anwenden: „als die Unbekannten und doch bekannt (2. Kor. 6, 9). Daß ich nun auch leiblich unter euch erscheinen, von dieser Stätte euch persönlich begrüßen darf, ist für mich eine sonderliche Gottesführung. Mein Gruß ist nun aber auch der Gruß der ober-

sten protestantischen Kirchenstelle in Bayern, des Königlichen Oberkonsistoriums in München, soll der Gruß meiner ganzen Kirche sein. Auch im lieben Bayernland schlagen heute an eurem Freuden- und Ehrentag viele Herzen in warmen Segenswünschen für euch. Gilt doch für uns alle das Wort des Apostels: „So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit" (1. Kor. 12, 26). Ich könnte in das Rühmen kommen ob der großartigen Mitfeier aus der Nähe und Ferne. Ich habe aber jetzt nur meinen Herrn, Jesum Christum, den Gekreuzigten, zu rühmen. Von ihm möchte ich mich auch ins innerste Herz grüßen lassen, um euch wiederum in seinem Namen zu grüßen mit Grüßen des Heils und Friedens. Nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit komme ich zu euch, euch zu verkündigen die göttliche Predigt. Diese Predigt, das Evangelium ist ja für alle, für Hohe und Niedrige, für Reiche und Arme, für Gebildete und Ungebildete; vor dem Kreuze Christi sind wir alle gleich, gleich sündig und bedürftig, gleich berufen zu ewigem Heil und ewiger Seligkeit. Und wenn jemand sagen wollte: Immerhin steht der Apostel mit seiner Predigt doch im Gegensatz zu dem Hohen und Großen in dieser Welt, also erscheint das Christentum selbst doch nur als die Religion der Armen, Geringen und Niedrigen, und haben diejenigen nicht so Unrecht, welche dem Christentum die Stelle anweisen unter den Unmündigen und Unselbständigen, welche es bezeichnen als die Religion für Kinder und die schwächere Frau, nicht aber für starke Männer: so sage ich wiederum, das Christentum ist für alle, es macht die Armen reich und die Reichen arm, es macht die Schwachen stark und gewinnt auch die Starken zur Beute. Der Apostel verachtet auch nicht das menschlich Große und Mächtige, nicht Wort und Weisheit: das Wort ist ja die Brücke von Geist zu Geist, die schöpferische Gabe des Menschen, sein innerstes Eigentum zum Eigentum des andern zu machen; Weisheit und Wissen-

schaft bilden die Brücke zwischen dem erkennenden Menschengeiste und dieser geschaffenen Welt nach ihrer Außen- und Innenseite, er nimmt diese in sich auf, sucht sie in ihrer Einheit zu erfassen, ihre Gesetze zu ergründen, um von hier aus wieder bildend und gestaltend auf sie zu wirken; der Mensch ist berufen, diese Welt prophetisch zu erkennen und schöpferisch zu beherrschen. Aber, Geliebte, alle menschliche Herrlichkeit in Wort und Weisheit, auch die großartigste Geistesentfaltung auf natürlichem Gebiete, ist nicht berufen, die gottgegebene schlichte Majestät, die majestätische Einfalt des Evangeliums zu verhüllen und zu verdecken, zu entwerten und zu entkräften, zu meistern und aufzulösen. Gegen solche Verhüllung oder gar Auflösung streitet der Apostel. Ihm ist das Evangelium selbst noch etwas Höheres, Größeres, Herrlicheres als alle Geistesmacht und Geistesherrlichkeit dieser Welt. Es gibt, im Herrn Geliebte, eben zwei Welten, eine Welt der Schöpfung und eine Welt der Erlösung, ein Reich der Natur und ein Reich der Gnade; beide sind von Gott, eines soll deshalb das andere nicht verstören, nicht unterdrücken, nicht vernichten wollen; beide sind für einander, vom Reiche der Natur führen unzählige Verbindungsfäden zum Reiche der Gnade und dieses ist berufen, jenes zu heben, zur vollen Entfaltung zu führen, zu heiligen und zu verklären. Ihr könnt solches wahrnehmen an eurem eigenen irdischen Berufe, unsere Kirche legt auf denselben und dessen treue Vollbringung einen besonderen Wert; jedem ist seine Stellung angewiesen in dem großen Ganzen, jeder, auch der auf tiefster Stufe Stehende nimmt teil an der großen Lebens- und Kulturaufgabe der Menschheit; aber der irdische Beruf mit seiner Mühe und Plage, mit seinem Erfolg und Mißerfolg, mit seiner Verheißung und seinem Lohn weist gerade auf den himmlischen, und dieser gibt dem Erdenberuf höhere Weihe, gottesdienstliche Würde, bringt in denselben wahren Gottessegen. Zeit und Erde umgrenzen nun einmal unsere Bestim-

mung nicht, in unserer Brust vernehmen wir das Echo der Ewigkeit, wir sind für den lebendigen Gott geschaffen; den Fragen können wir nicht ausweichen, die aus der Tiefe der Menschenseele immer und immer wieder emporsteigen und die gerade die Würde und den Adel der Menschennatur kundgeben. Diese Fragen lauten: wie werde ich frei von Macht und Schuld der Sünde, die mich von Gott scheidet, wie bezwinge ich die Schrecken des Todes, wie komme ich in Gemeinschaft mit dem Gott, dessen strafendes Zeugnis ich in meinem Inneren vernehme, nach dem meine Seele doch zugleich dürstet. Laßt euch nun, Geliebte, alle Bücher der Weisen dieser Welt aufschlagen, ob ihr hier Antwort auf diese Fragen erhaltet. Die entscheidende Antwort ist allein beschlossen in den wenigen, aber vom Gewicht der Ewigkeit getragenen Worten: „Jesus Christus, der Gekreuzigte“. Es hat auf dieser Erde gewaltige Leute, Könige im Reiche des Geistes gegeben, welche als hohe Wohlthäter der Menschen mit Recht gepriesen werden, welche die Menschheit in neue Bahnen in dem oder jenem gewiesen, es gibt aber nur einen Jesus, einen Heiland, einen Retter aus der Sünde und des Todes Banden, einen Wiederhersteller der Menschennatur zu ihrer ursprünglichen Schöne und Herrlichkeit, einen Schöpfer neuen, ewigen Lebens. Es hat hochbegabte, willensmächtige Menschen gegeben, die tiefgründende Wünsche und Hoffnungen ihres Volkes befriedigten und denen dasselbe nach Erreichung großer Hoffnungsziele entgegenjubelte, es gibt aber nur einen Christus, nur einen, auf den die ganze Geschichte der Menschheit vor ihm, die große Reihe der göttlichen Verheißungen, die wie Sterne in dunkler Nacht leuchten, zielt, welcher die mit ihm neu beginnende Geschichte zum Spiegel seiner Herrlichkeit macht. Was aber der Name unseres Herrn besagt, ist doch erst am Kreuze zur Wahrheit und Wirklichkeit geworden, denn erst der Gekreuzigte ist der Erlöser und Versöhner der Menschheit. Wundert euch nicht, Geliebte, daß

der Apostel in dieser Weise das Kreuz auf Golgatha in den Mittelpunkt stellt. Gottes Heilsthaten liegen nicht aus-, sondern ineinander. Das Kreuz Christi weist rückwärts und vorwärts: es ist der Zielpunkt einer großen Vergangenheit, der Ausgangspunkt neuer abschließender Gotteswirkungen. Es weist zurück auf die Krippe, um welche wir bald jubelnd und frohlockend stehen werden, weil in ihr derjenige liegt, den aller Weltkreis nie beschloß, es nimmt in sich auf das Wunder der Menschwerdung des ewigen Gottessohnes, es greift hinein in die Tiefe des Himmels, wo der Eingeborene zum Vater spricht: „Ja, Vater, ja von Herzensgrund, leg auf, ich will dir's tragen." Von des Himmels Herrlichkeit kam er herab und erniedrigte sich selbst, nahm Knechtsgestalt an, ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Nur der vom Himmel stammende, der menschgewordene Gottessohn konnte am Kreuze das größte Wort, das je über die Erde klang, sprechen: es ist vollbracht. Stufenweis schreitet sein menschlich Leben vor, immer mehr hinein in die Tiefe, immer mehr entgegen göttlicher Höhe und Herrlichkeit. Herrlich ist's, wenn er dort auf dem Berge in die Tiefe des Gesetzes die Blicke lenkt und sich als den Erfüller von Gesetz und Propheten verkündigt; herrlich ist's, wie er die Kranken gesund macht, die Toten erweckt, der müden Seele Trost und Frieden zuspricht, herrlicher noch ist's, was wir am Kreuze schauen. Tiefstes Leiden ist hier zugleich höchstes Thun. Er, er hat unsere Sünde am Stamme des Kreuzes getragen unsere Schuld gebüßt, uns zu gut, an unserer Statt der gött lichen Gerechtigkeit genug gethan; er, er hat dann durch Auferstehung und Erhöhung zur Rechten der Majestät das Holz des Fluches verklärt zum Altar einer ewigen Versöhnung, er hat kraft derselben aus der Höhe seinen heiligen Geist gesendet, die Kirche gegründet, eine neue Menschheit voll unüberwindlicher Geistes- und Lebenskräfte hereingewirkt in diese Welt der Sünde und des Todes. So ist das Kreuz die

Stätte der Vollbringung des größten, Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit umfassenden Ratschlusses, der Grundstein eines ewigen Gottesreiches, eines neuen Himmels und einer neuen Erde. Da verstehen wir dann freilich, wie der Apostel sagen kann: allein Jesus Christus, der Gekreuzigte. Alles erscheint äußerlich so arm und gering und niedrig: eine Krippe, ein Kreuz, ein Menschensohn, der nicht hatte, wo er sein Haupt konnte hinlegen; um so überwältigender ist die göttliche Größe und Herrlichkeit, die Herrlichkeit einer erlösenden und versöhnenden Liebe, welche die schwache, niedrige, die Knechts- und Leidensgestalt des im Fleische Erschienenen durchleuchtet. Die Gegensätze von Hoheit und Niedrigkeit in der Menschengeschichte und dem Menschenleben haben wie oft etwas tief Ergreifendes, aber auch etwas tragisch Erschütterndes, wenn unser Auge keinen Ausgleich, keine Versöhnung wahrnimmt. Bei dem Gegensatz von Himmelsherrlichkeit und tiefstem Leidens- und Todesweh, den wir in Jesu schauen, löst sich alles auf in die wunderbarste Harmonie unendlicher Liebe, unendlichen Lebens. Am Kreuze triumphieren die Mächte der Sünde, des Todes und der Hölle, um auf ewig nach dem Ratschluß göttlicher Liebe, durch die That göttlicher Liebe niedergeschlagen zu werden. Rühmt alle Herrlichkeit dieser Welt und alle Erdengröße: hier ist etwas Höheres und Größeres; Welt und Geschichte sind ein Spiegel göttlicher Macht und Weisheit, aber auch der Schauplatz verstörender, zerrüttender, auflösender Mächte; Jesus Christus, der Gekreuzigte, und er allein ist der Überwinder dieser Mächte, jetzt unsichtbar und verhüllt, dereinst sichtbar und offenbar vor Himmel und Erde.

Ich weiß, Geliebte, die Zweifelsmächte sind in unseren Tagen größer denn je; was vermag aber zweifelnder Menschenverstand gegen Gottes ewige Liebesgedanken und ihre heilskräftige, seligmachende Erfüllung! Gottes Thaten kann man nicht ungeschehen machen, sie zeugen für sich selbst. Es ist alles zu hoch, zu groß, zu original, zu sehr in sich ge-

schlossen, als daß es Menschensinn und Menschenphantasie hätte erdenken und erfinden können. Menschenträume erreichen solche Höhen und Tiefen nicht; was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz kommen ist, hat uns Gott nach dem Rat seiner Liebe und Weisheit bereitet. Tausend und abertausend Gottessiegel trägt die Erfüllung dieses Ratschlusses am Kreuz auf Golgatha. Ist dieses Kreuz, vor dem einst die Hoffnungen der Jünger in den Staub sanken, mit dem alles verloren schien, denn nicht die Sammelstätte der Völker, der Scheideberg zweier Zeiten und Welten geworden? Wenn am großen Karfreitag einer aufgetreten wäre und hätte den Mund zu der Weissagung aufgethan: Den ihr als einen Missethäter am Kreuze schauet, der von Gott und Menschen verlassen erscheint, wird größer und mächtiger werden, als alle Könige und Kaiser der Erde, man hätte das Wort als Thorheit verlacht. Nun aber kennen wir den Gekreuzigten längst als den, „dessen Stuhl ist unumstößlich, dessen Leben unauflöslich, dessen Reich ein ewig Reich." Er hat auf dieser Erde alles neu gemacht; er hat der Weltkultur eine neue Seele eingehaucht, die edelsten Seiten derselben in Liebe und Barmherzigkeit, in wahrer Humanität, in Achtung der Menschenwürde, tragen Jesu Namenszüge, tragen die Inschrift des Kreuzes. Die Weisheits- und Wahrheitsschätze, die in Jesu Christo, dem Gekreuzigten, niedergelegt sind, überdauern das Auf- und Niederwogen, den Wechsel menschlicher Weisheitssysteme. Unter all den Irrsalen menschlicher Gedanken und Anschläge, den Wirrsalen irdischer Geschicke und weltlicher Entwicklungen, die uns beunruhigen und entmutigen wollen, blickt uns das Auge eines ewigen Friedens vom Kreuze herab an, trifft uns von da das Herz einer ewigen Liebe, schauen wir hier den großen Zusammenschluß, den wunderbaren Zusammenklang göttlicher Gedanken und Thaten, daß wir uns immer wieder zurechtfinden und ruhig und getrost auf die schäumenden Wogen

des Weltgetriebes blicken können. Tausende, Millionen von Herzen haben an diesem Kreuze die Heimat, die Ruh' gefunden, und zugleich sind von diesem armen Kreuze die kräftigsten sittlichen Antriebe ausgegangen; die ungeheure Arbeit christlicher Liebe und Barmherzigkeit, die durch die Jahrhunderte der Kirche heilend und segnend sich hindurchzieht, hat ihren Quellort am Stamme des Kreuzes.

Aber, Geliebte, nicht etwas an ihm und von ihm, ihn selbst, Jesum Christum, den Gekreuzigten in der Einheit seiner Person und seines Werkes preist die Kirche, wollen wir preisen. Denn alles Heil ist uns in ihm gegeben, alle unsere tiefsten Bedürfnisse sind in ihm befriedigt. Wie erbleicht doch der Ruhm menschlicher Größe, wie werden die Menschenkinder so leicht dessen satt, was sie einige Zeit in Lob und Preis erhoben! Jesu Name veraltet nicht, sein Ruhm geht fort von Geschlecht zu Geschlecht, geht durch alle Zeiten, geht von der Zeit hinüber in die Ewigkeiten der Ewigkeiten. Nun dürfen wir aber sagen, Geliebte, das ist der Ruhm unserer evangelisch-lutherischen Kirche, daß sie ihn, Jesum Christum, den Gekreuzigten, als alleinigen Begründer unseres Heils, als alleinigen Mittler, Fürsprecher, Herrn und Erlöser ehren, preisen will. Sie könnte ja manches von sich rühmen, was sie geleistet, gewirkt auf den verschiedensten Gebieten. Ihr Selbstruhm soll aber untergehen im Ruhm ihres Herrn und Heilandes. Dieser Ruhm klingt hindurch durch ihre höchsten und ursprünglichsten Lebensäußerungen. Schaut an ihr Bekenntnis, wie ihr es grundlegend habt in der Augsburger Konfession, nach welcher ihr euch nennt, es redet so voll und tief von Sünde und Gnade, es kennt nur ein Verdienst in Sachen des Heils und der Seligkeit, das allgenugsame Verdienst des Gekreuzigten, schaut hinein in euren Katechismus, in das Herz desselben, den zweiten Glaubensartikel mit seiner unübertrefflichen Auslegung, die so viele im Leben und Sterben erquickt; laßt eure Lieder erklingen, diesen einzigartigen Schatz

unserer Kirche, sie haben in Tröstung und Erhebung einen unsterblichen Klang, die wirkungs- und trostreichsten Lieder sind aber doch die, welche Jesu Ruhm verkünden, seine Kreuzesschöne und Kreuzesherrlichkeit.

Dieser Ruhm und Preis soll nun auch in diesem Kirchlein nicht verklingen! Wer auf diese Kanzel tritt, soll mit dem größten der Apostel sprechen können: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.“ Der Kirche Ruhm und Preis, aber auch

II.

der Kirche Kraft und Sieg ist das Kreuz. Wovon ist mehr in manchen Kreisen in unseren Tagen die Rede als von der Ohnmacht unserer Kirche, von der Schwachheit, der Wirkungslosigkeit und Erfolglosigkeit unserer äußeren und auch inneren Mittel? Gewiß, unsere Kirche trägt die Knechtsgestalt, um so mehr sollen wir aber ihrer inneren Herrlichkeit, ihrer inneren Gotteskraft uns bewußt werden. Am Kreuze erscheint unser Herr, von außen angesehen, in tiefster Schwachheit und Ohnmacht, und doch ruht nach dem Apostel im Kreuze, das heißt in dem Gekreuzigten die volle Gottesmacht, weil hier, weil in ihm die volle Erlösergnade und Erlöserherrlichkeit sich entfaltet. Wie bald sanken die Hüllen des Kreuzes, und der Herr wurde offenbar in seiner ganzen Siegesmajestät in der Auferstehung von den Toten! Der Gekreuzigte ist auch der Auferstandene; die Segensfülle dessen, was er am Kreuze vollbracht, hat er hinaufgenommen auf den Thron seiner Gnade, und teilt uns diese Segenskräfte als ein königlicher Hohepriester aus in seinem Geiste, in seinem Sakrament, in seinem Worte. Er herrscht, er wirkt, er siegt, und wie er am armen Holze des Kreuzes das Größte vollbracht, so legt er seine Segens- und Siegeskräfte auch in die armen, geringen Mittel, die wir Gnadenmittel nennen. Er

nimmt das Kindlein, das ihm in der Taufe zugebracht wird, auf in den Bund seiner Gnade und schenkt ihm die Erstlingsgabe seines Geistes, er, der Verklärte, speist und tränkt uns in seinem Mahle mit seinem für uns gebrochenen Leib, mit seinem für uns vergossenen Blut. Der Apostel nennt das Wort vom Kreuz eine göttliche Predigt, ein Zeugnis von Gott und seinen Thaten, eine Predigt, in welcher Gott sich selbst bezeugt. Ein solches Zeugnis kann nicht ohne göttliche Wirkungen bleiben. Die große Geschichte des Heils wirkt sich in einer Kette von Lebensäußerungen aus, die auch in unseren Tagen nicht abgebrochen ist. Eine große göttliche Predigt, eine Predigt von Gottes großen Thaten haben wir in dem Buch aller Bücher, in der Heiligen Schrift. In ihr hat Gott für die bleibende Kunde seiner Erlösungsthaten eine Brücke gebaut über den Strom der Zeit, die keine Menschenhand und keine Menschenkunst je wird abbrechen können. Die Schrift zeugt von ihm, dem Kommenden, dem Erschienenen; herrlich ist das Alte Testament, herrlicher noch das Neue. Christus allein und die Schrift allein, deren Mittelpunkt, deren leuchtende Sonne er, der Gekreuzigte und Auferstandene ist — das ist unserer Kirche Losung. Wir lesen aber die Schrift nicht bloß vor, ihre ewige Wahrheit soll auch frei strömen aus Mund und Herz. Auch das von uns gepredigte Wort soll eine göttliche Predigt sein, eine Predigt, die Christum zum Inhalt hat, durch welche er selbst zuvor am Innersten des Predigers sich bezeugt hat, durch welche er an Herz und Gewissen der Gemeinde sich bezeugt. Geliebte in dem Herrn! unsere Armut ist eine reiche Armut, unserer Schwachheit wohnt die Kraft Christi bei (2. Kor. 12, 9), unsere Knechtsgestalt ist durchleuchtet von innerer Herrlichkeit, wenn wir an ihm, unserem Herrn, dem Gekreuzigten und Auferstandenen festhalten in Bekenntnis und Glaube, unerschütterlich festhalten an dem Worte vom Kreuz.

Dies Wort ist für die Kirche der nie versiegende Quell

strömender Kräfte, dies Wort greift hinein in die tiefste Tiefe der Menschennatur und kann allein das Menschenherz wahrhaft befriedigen und beseligen. Das tiefste Bedürfnis der Menschenseele ist Friede, der Friede der Versöhnung. Diese ward am Kreuze ein für allemal vollbracht. Zwischen uns und dem heiligen Gott steht Sünde und Schuld. Das Gewissen ist nichts Angenommenes und Anerzogenes, es ist der Strahl der unverbrüchlichen Heiligkeit Gottes, der nach dem Strahle der göttlichen Gnade ausschaut. Erst wenn wir der Vergebung unserer Sünden gewiß geworden, wenn wir Friede haben mit Gott durch unseren Herrn Jesum Christum, kommt in unser eigenes Wesen die wahre Harmonie, gewinnen wir uns selbst wahrhaft und können uns behaupten allen auf uns eindringenden Mächten gegenüber. Ein unbeschriebenes Blatt ist die Menschenseele nie, wie blutet sie aber oft aus tiefsten Gewissenswunden, wie leidet sie an viel Qual und innerer Zerrissenheit! Darum wollen wir auch immer und immer wieder das Kreuz unseres Herrn aufrichten, von diesem Kreuze ruft eine Stimme: wenn deine Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiß werden (Jes. 1, 18), hier kann jeder auch immer von neuem Reinigung von aller Schuld und dadurch innerste Kräftigung und Stählung sich holen. Es bleibt dabei, das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde (1. Joh. 1, 7). Groß ist das Weltverderben, groß die Versuchung, die von da auf den Einzelnen ausgeht, weil die Sünde in jedem wohnt. Am Kreuze hat sich aber die Macht der Sünde für alle gebrochen, bricht sich dieselbe auch für den Einzelnen. Groß ist das Weltelend. Die Weltkultur kann dasselbe da und dort mildern, ruft es aber zugleich in neuen Gestalten hervor. Welch ein Anblick wäre es, wenn aller Jammer und alles Elend, die sich in dieser Weltstadt finden, zusammengeschaut werden könnte! Und wie viel dumpfer Groll, wie viel nagende Unzufriedenheit, wie viel düstere Verzweiflung findet sich im Zu-

sammenhang mit dem Elend unserer Tage! Ich weiß, die barmherzige Liebe will demselben steuern, soll unermüdet dasselbe zu lindern suchen. Laßt solche Liebe auch in eurer Mitte walten! Not und Jammer werden aber erst dann wahrhaft überwunden, wenn der quälende Stachel der Sünde aus ihnen gezogen wird. In dem, der alle Sünde und alle Not der Welt getragen und beide für uns überwunden, liegt eine unendliche Kraft der Tröstung, Heilung, Linderung aller Erdennot. Auch der Bedrängteste soll hier im Gotteshause inne werden, daß es ein Herz ewiger Liebe gibt, das ihm entgegenschlägt, auch die bitterste Thräne soll hier getrocknet, auch der Verlassenste soll aufgerichtet werden durch das Bild dessen, der eine Krippe zur Wiege, ein Kreuz zum Sterbelager erhalten und ist doch ein Herr Himmels und der Erde. Er, der Gekreuzigte, tröstet nicht bloß die tausendfache Not der Erde, er weiß sie auch zu wandeln in Ehre und Schmuck unseres Lebens, er gestaltet, was Gegenstand der Klage und Trauer ist, in einen Gegenstand des Rühmens, in den Ehrentitel des eigenen Kreuzes, das uns ihm ähnlich macht, in dem wir ihm nachfolgen. Es gibt so manches in diesem Leben zu tragen, dem gegenüber natürliche Kraft erlahmt. Der Gekreuzigte hilft tragen und überwinden. Und wenn einer das letztemal an dieser Stätte der Predigt gelauscht, er soll so viel vernommen haben, daß er im Frieden und selig von hinnen scheiden kann. Groß ist die Majestät des Todes; er fällt den gewaltigen Herrscher mitten in der Kraft seiner Jahre, wie den geringen Taglöhner; größer noch aber ist die Majestät des Todesüberwinders am Kreuze.

Kraft und Sieg, Geliebte, gehören zusammen. Je größer die Geisteskraft, desto mehr will sie zum Siege, zum Siege über widerstrebende Mächte werden. Das Christentum ist nicht bloß geistliche Anregung und Weckung, innere Erhebung, Gefühlssteigerung, es ist siegesgewisses, siegesfrohes, siegesmächtiges Leben allen widerstrebenden Mächten der Sünde,

des Fleisches, der Welt gegenüber. Unsere Siegeskraft ist und bleibt aber das Kreuz, bleibt der Gekreuzigte, der eine innere Entscheidung für ihn, ihn allein in uns herbeiführen will. Diese Entscheidung heißt Glaube. Christus allein, die Schrift, das Wort allein, der Glaube allein — das ist das dreifache, innerlich harmonisch sich zusammenschließende Zeugnis und Bekenntnis unserer Kirche. Da steht er, des Name über alle Namen ist, vor uns in seiner ganzen Gnaden- und Liebesherrlichkeit, in seiner ganzen Friedens- und Überwindermacht, immer bereit, unsere Seele zu füllen, sie emporzuheben über Sünde, Not und Tod; und von uns wird nichts anderes verlangt als Glaube; von Glaube zu Glaube, ist die Losung evangelischen Christentums. Zwischen uns und ihm steht nichts, zwischen uns und ihn soll nichts, soll keine Macht der Welt, auch keine Macht der Kirche sich stellen. Jeden Augenblick, jede Stunde können wir ihn fassen, sein Verdienst ergreifen, eins werden mit ihm — das heißt glauben. Dieser Glaube ist kein dunkles Gefühl, kein bloßer Eindruck eines Bildes von ihm, aber auch kein äußeres Fürwahrhalten, kein traditionelles Nachsprechen, er ist eine gottgewirkte That des ganzen inneren Menschen, er ist das gewissesteWissen, das freudigste Vertrauen, die lebendigste Zuversicht und führt zu seligster Erfahrung, zu einem neuen Leben in Liebe, Hoffnung und Gebet. Dieser Glaube entsteht aber nur da, wo Gefühl der Not, wo Heilsbedürfnis, wo Buße vorhanden. Wir können Christum nicht erkennen, wenn wir nicht uns selbst in unserer Sündigkeit und Verlorenheit erkannt haben. Nur durch die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis gelangen wir zu einer Himmelfahrt seliger Gottes- und Christuserkenntnis, da wir mit dem Apostel siegesgewiß sprechen: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Ohne das Kreuz kein Sieg, aber auch ohne bußfertigen Glauben kein Sieg. Das Kreuz ist aber selbst der gewaltigste Prediger der Buße: es enthüllt die ganze Tiefe menschlicher Sünde; es ist aber auch der mäch-

tigste, der andringendste, der lockendste Mahner zum Glauben: es enthüllt die ganze Tiefe göttlicher Liebe, Gnade und Erbarmung. Von des Kreuzes Sieg spricht das erste Blatt in eurem Gesangbuch in einem schönen Vers, Kreuzes- und Glaubenssieg ist ein und dasselbe. „Ich habe die Welt überwunden," spricht der Erlöser angesichts seines Todes (Ev. Joh. 16, 33); „unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden", lesen wir bei demselben Evangelisten in seinem ersten Briefe (5, 4).

Als eine Macht des Sieges steht das Kreuz vor uns, als stille Friedens- und Siegesmacht steht es auch im glaubenden Herzen: „In meines Herzens Grunde dein Nam' und Kreuz allein, funkelt all Zeit und Stunde, drauf kann ich fröhlich sein", dürfen wir rühmen. Als ein Wahrzeichen unserer Gemeinschaft mit dem Gekreuzigten tragen wir es auch an uns in unserem persönlichen und vor allem in unserem kirchlichen Leben. Die Kirche steht hier auf Erden unter dem Kreuz und wir mit ihr, aber wie der Herr am Kreuze im Unterliegen siegte, so sollen auch wir mitten im schwersten Kampfe des Sieges gewiß sein, seine Siegeskraft innerlich erfahren, um auch nach außen die Kreuzesgestalt immer wieder in eine Siegesgestalt sich wandeln zu sehen.

Habt ihr nicht selbst etwas davon erfahren, Geliebte, ist die Geschichte der deutsch-lutherischen Gemeinde in Paris nicht eine Bewahrheitung des Gesagten? Ging es nicht mit ihr von Kampf zu Kampf, von Kreuz zu Kreuz, aber auch von Sieg zu Sieg? Welch trübe Zeit war es, als sich im Jahre 1626 die erste deutsche Gemeinde hier gottesdienstlich zusammenfand! Die evangelische Kirche wurde damals in diesem Lande verfolgt, in Deutschland und auch anderswo schien es mit dem Protestantismus abwärts, wenn nicht zu Ende zu gehen. Gott aber hat die Gemeinde geschirmt, hat ihr hier gerade einen Bergungsort angewiesen. Und als vor einem Jahrhundert jene großartige, aber furchtbare, schreckens-

volle Bewegung orkanartig über dieses Land und auch weiterhin sich verbreitete, in welcher eine Weile alle göttliche und menschliche Ordnung niedergetreten wurde, welche Zeit schien auch für das Häuflein der Evangelischen hier gekommen zu sein! Hilfreich, wunderbar waltete jedoch abermals Gottes Hand über ihm. Welch großartige Arbeit treuer Zeugen Gottes, französischer und deutscher Zunge, durchzieht ferner dieses Jahrhundert, um die zerstreuten und versprengten Häuflein unserer deutschen Glaubensgenossen zu sammeln und gottesdienstlich zu versorgen! Sie waren echte Kreuzträger, die hochhielten das Wort vom Kreuz und unter unsäglichen Kämpfen und Anfechtungen dem Gekreuzigten nachfolgten in Selbstverleugnung und Selbstaufopferung, von ihm aber auch immer wieder aus der Tiefe in die Höhe geführt wurden. Und als es infolge außerordentlicher Ereignisse aus zu sein schien mit Frucht und Erfolg mühereichster Arbeit, da durftet ihr mitten im Unterliegen die alte Erfahrung machen von des Kreuzes Sieg. Gott hat euch von neuem zum Leben verholfen, hat euch aus weiter Zerstreuung abermals gesammelt und hat euch nun dieses Kirchlein als schönen Einigungspunkt, als Mittelpunkt eures gottesdienstlichen Lebens geschenkt. Wir dürfen es wirklich als eine Siegesstätte begrüßen, als ein Denkmal des Sieges über unzählige äußere und innere Hindernisse, als Anfang und Grundlage eines — Gott gebe! — kräftigen, sieghaften Fortschritts unseres kirchlichen Lebens. Der Sieg kommt vom Herrn, sein Name sei gepriesen; er offenbare sich auch an dieser Stätte, inmitten dieser Gemeinde in immer neuer Kraft und Siegesherrlichkeit!

Was ihr im einzelnen und kleinen erfahren, das erfuhr aber unsere Kirche im großen und ganzen. Heute haben wir noch einen besonderen Gedenktag. Der heutige Tag ist der dreihundertjährige Geburtstag Gustav Adolfs, menschlich angesehen des Retters evangelischen Glaubens und evange-

lischen Kirchentums in Deutschland, fast möchte man sagen, in der Welt. Als eine edle, hohe Erscheinung steht Gustav Adolf in der Geschichte da; wir rühmen vor allem seinen evangelischen Glaubensmut, die treue, opfervolle Liebe zu seinen Glaubensgenossen. Menschenruhm soll aber heute auch in diesem Falle sich auflösen in den Ruhm göttlicher Gnade, die mitten in tiefster Bedrängnis durch ihn Hilfe und Rettung zu schaffen wußte. Ein verdientes Gericht war über schnöden Mißbrauch evangelischer Freiheit, über Lauheit und Gleichgiltigkeit, über ungeistliche Streitsucht, über selbstsüchtiges, eigenwilliges Vergessen der Pflichten gegen die Gemeinschaft ergangen, ein Gericht, das uns dem Untergang nahe gebracht. Vergessen wir aber nicht: Der Herr hatte auch damals einen heiligen Samen sich bewahrt. Welch erschütternde Klagen drangen in jener schweren Zeit vor seinen Thron, aber auch welch wunderbare Glaubenszuversicht atmen so manche Erzeugnisse, vor allem so manche Lieder, die unter einer Trübsalsglut ohnegleichen geboren wurden! Es war ein unseliges Verhängnis, daß die Sache des Glaubens mit dem Schwerte ausgefochten werden sollte. Aber in diesen Schwerterkampf mischte sich ein mächtiger Geisterkampf. Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet, galt auch damals. Die Ratschlüsse Gottes, der Gang der von ihm geleiteten Geschichte hat die Wahrheit dieses Wortes bekräftigt. Die lutherische, die evangelische Kirche überhaupt sollte nicht untergehen, zu unserem Heile, zum Heile unseres Volks, zum Heile der Menschheit. Mitten im schwersten Kreuz wurde die Wunderhilfe uns zu teil zum bleibenden Wahrzeichen, daß, was Luther der Kirche und Welt gegeben, ihnen auch für immer erhalten bleiben solle. Der in Gottes Wort wurzelnde, von Gottes Geist geleitete Protestantismus kann und wird nicht untergehen.

Auch nach dem schrecklichsten aller Kriege blühte die lutherische Kirche auf der alten Grundlage neu auf in Gottes-

männern wie Spener und Francke und durch sie. Der Glaube an den Gekreuzigten erzeigte seine besondere Lebenskraft in der seelsorgerlichen Hingabe an des Volkes Bedürfnis, im Eifer für Heilung seiner Schäden, im Werk und Dienst der Liebe. Und wer wollte es leugnen, daß das Kreuz Christi in diesem Jahrhundert sich in neuer Kraft erhoben und neue Siege errungen! Das Wort vom Kreuz läuft mehr und mehr über den ganzen Erdkreis, wird in Hunderten von Sprachen verkündigt. Aus der alten Quelle, dem Kreuze auf Golgatha, hat sich im 19. Jahrhundert der Strom barmherziger Liebe reicher und voller ergossen denn je. Mit Recht hat ein französischer Bischof dieses Jahrhundert das Jahrhundert der Barmherzigkeit genannt. Vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert kam das Diakonissenwesen unter sehr geringen Anfängen bei uns in Aufnahme, jetzt sind die Dienerinnen der Barmherzigkeit zu einem Heere von zehntausend herangewachsen. In diesen Strom der Liebe wollen wir selbst immer mehr eintauchen; leitet ihn, Geliebte, herein auch an diese Stätte, diese Gemeinde! Ihr habt in dieser Weltstadt einen hochwichtigen Missionsposten, durch den immer neu sich knüpfenden Bund von Glaube und Liebe allein könnt ihr eure Aufgabe erfüllen. Es ist die Gegenwart gerade keine geringe Stunde in Gottes Reich, nützen wir sie aus durch Treue gegen unseren Herrn, durch mannhaftes Eintreten für seinen Ruhm und seine Ehre, durch selbstverleugnenden Dienst auch an seinen geringsten und ärmsten Gliedern. Ich weiß wohl, es gibt in unseren Tagen auch genug zu klagen; es gibt einen falschen Selbstruhm, in welchen wir nicht einstimmen wollen. Es geht ein auflösender Zug durch die Welt; die evangelische Kirche ist nicht unberührt von demselben. Das wissen wir aber auch: das Panier, das je und je unter euch aufgerichtet wurde, auf dem geschrieben steht: allein Jesus Christus der Gekreuzigte, wird bestehen. In all unseren Kämpfen und Nöten wollen wir auf dieses Panier schauen,

dann werden wir von einem Sieg zum anderen geführt, dann werden auch Niederlagen sich zuletzt in Siege wandeln. Es gibt einen letzten Kampf, aber auch einen letzten Sieg für den einzelnen, wie für die Gemeinde der Gläubigen. Das Kreuz ist unser Sieg, ist der Sieg der Kirche. Er senke sich in unsere Seelen in den herrlichen Siegesliedern unserer Kirche für Not und Tod, daß wir sprechen können: In Christi Wunden schlaf ich ein, die machen mich von Sünden rein, ja Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid, damit will ich vor Gott bestehn, wenn ich zum Himmel werd' eingehn. O Jerusalem, du schöne, ach, wie helle glänzest du; Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt' Gott, ich wär' in dir!

Geliebte in dem Herrn! Das Kreuz Christi wollte ich unter euch aufrichten in dieser für mich, für euch einzigartigen Stunde. Von mir wollte ich in keiner Weise reden, wohl aber von dem, der unser Ruhm und Preis, unsere Kraft und unser Sieg sein soll von der Zeit hinüber in die Ewigkeit. Aber dies darf ich vielleicht doch am Schlusse sagen: Fünfzig Jahre bereits stehe ich im Dienst der Kirche, darunter achtundzwanzig Jahre im kirchenregimentlichen Amte. In dieser langen Zeit ist mir das Kreuz Christi immer teurer geworden; doch spreche ich: „Gekreuzigter, laß mir dein Kreuz je länger und je lieber sein!" Vergeßt diese Stunde nicht! Gedenkt ihr der Einweihung eurer neuen Kirche, so gedenkt auch meiner in Liebe und Fürbitte! Ein Bund des Glaubens, der Liebe, des Gebets möge zwischen mir und euch geknüpft sein. Um das Kreuz Christi wollte ich euch versammeln, Gott gebe, daß wir uns wieder finden vor seinem Thron mit Kleidern, gewaschen und helle gemacht im Blute des Lammes, geschmückt mit Palmen des Friedens. Amen.

VI.

Rede über das Placet,

gehalten in der Kammer der Reichsräte am 10. Februar 1890.*)

Meine hohen Herren! Sie werden es begreiflich finden, daß, nachdem die Debatte die Wendung genommen des Eingehens auf die Sache selbst, auch ich mein Votum näher begründe.

Ehe ich das thue, möchte ich eine kleine captatio benevolentiae vorausschicken. Ich spreche als überzeugter Protestant und suche als solcher die innerste Natur des Vatikanums zu begreifen. Ich stimme selbstverständlich der königlichen Staatsregierung darin zu, daß sie die Lehre der Infallibilität freigegeben. Ich stimme dem ausgezeichneten Referate, den Äußerungen des Vertreters der Hohen Staatsregierung, ich stimme auch im allgemeinen den versöhnenden Äußerungen zu, die wir gehört haben. Ich selbst habe von je mit der katholischen Kirche in Frieden gelebt, ich habe in paritätischen Gemeinden in solchem Frieden gewirkt. Es ist mir immer darauf angekommen, das Edle, Gute, Herrliche

*) Über den Anlaß vgl. die Biographie S. 106. Unmittelbar vor Stählin hatte Reichsrat Bischof Dr. von Stein gesprochen und den Antrag befürwortet, damit die staatsseitige Unantastbarkeit der Glaubens- und Sittenlehre der katholischen Kirche gewährleistet werde. Der Referent war Reichsrat Dr. von Neumayr, Vertreter der Staatsregierung Staatsminister Freiherr von Crailsheim.

in der katholischen Kirche anzuerkennen. Ich habe viele katholische Predigten gehört. Zumal auf Reisen liebe ich es, katholische Gotteshäuser zu besuchen, um den Geist dieser Kirche näher kennen zu lernen. Ich lese katholische Bücher, namentlich zieht es mich zu Biographien edler, bedeutender Glieder dieser Kirche: ich nenne aus jüngster Zeit die von Alban Stolz und des trefflichen Hanneberg. Ich habe mich unlängst gefreut über die Apologie von Schanz in Tübingen, in welcher, was gegenwärtig eine Seltenheit ist, wenigstens teilweise ein versöhnender Standpunkt meiner Kirche gegenüber hervortritt.

Auf der andern Seite kann niemand, kann auch ich mich nicht gegen die Wahrnehmung verschließen: wir stehen mitten in einem tiefen, gewaltigen Kampf zwischen Staat und Kirche, einem Kampf zwischen Katholizismus und Protestantismus. Je näher uns dieser Kampf berührt, desto mehr drängt es uns zu einem sicheren, klaren Urteil.

Es fragt sich mir vor allem, was ist es denn eigentlich um das vielumstrittene Placet?

Ich möchte die Frage zuerst geschichtlich beleuchten. Man geht vielfach von der Voraussetzung aus, daß das geforderte Placet in jeder Form eine Entwürdigung der katholischen Kirche sei; nichts erscheint unrichtiger als dies. Das Placet setzt zweierlei voraus: erstens die Verbindung von Kirche und Staat, zweitens die Selbständigkeit dieser beiden Gewalten.

Wenn der Staat über die Kirche herrscht, wie dies in der nachkonstantinischen Zeit der Fall gewesen, gibt es selbstverständlich kein Placet. Wenn die Kirche über den Staat herrscht im Sinne eines Gregor VII., Innocenz III. und Bonifaz VIII., ist ebenfalls für ein Placet kein Raum; in diesem Fall hat ja der Staat ohne weiteres den Willen der Kirche zu vollstrecken.

Das Placet kam in einer Zeit auf, da der Staat sich

auf die ihm eigene, selbständige Würde zu besinnen begann und die nationalen Triebe in den abendländischen Völkern erwachten.

Wohl zuerst finden wir es in Spanien, in diesem streng katholischen Lande, im Jahre 1348 unter Alphons XI. Damals verkannte der Staat aber auch am wenigsten die eigenartige und selbständige Lebensbewegung der Kirche.

Spätere Könige dieses Landes, welche mit aller Entschiedenheit auf Festhaltung des alten Glaubenssystems drangen und die Unterdrückung des Protestantismus als ihre Lebensaufgabe ansahen, handhabten zugleich mit allem Nachdruck das Placet, Karl I., als deutscher Kaiser Karl V., und dessen Sohn Philipp II. In den Niederlanden war es ebenso. Blicken wir nach Deutschland, so finden wir in Österreich und Bayern dasselbe. Man darf wohl sagen, es gibt kein Dynastengeschlecht, welches das entschiedenste Eintreten für die Interessen der katholischen Kirche mit energischster Geltendmachung der Souveränitätsrechte in gleicher Weise zu verbinden gewußt hätte, wie die bayerischen Wittelsbacher; auch die frömmsten unter ihnen machten hievon keine Ausnahme; ich erinnere an Wilhelm V., an Kurfürst Maximilian; Ferdinand Maria übte das Placet mit besonderer Strenge.

Auch in Preußen bürgerte sich das Placet als staatsrechtliche Ordnung ein, nachdem katholische Territorien ihm einverleibt worden waren.

Die Geschichte des Verhältnisses zwischen Staat und katholischer Kirche führte, wie bekannt, gerade in Preußen durch viel Streit und Kampf. Friedrich Wilhelm IV. hat das Placet ermäßigt, es wurde dann durch die Verfassung von 1848 und 1850 ganz aufgehoben; neuester Zeit soll aber die Verordnung vom Jahre 1841 wieder als Richtschnur dienen; wenigstens könnte ich mich für diese Voraussetzung auf einen sehr bedeutenden preußischen Kirchenrechtslehrer in einem

Artikel über das Placet vom Jahre 1883 beziehen, wenn dem freilich von anderer Seite widersprochen wird.

In Österreich ist man nach dem Fall des Konkordats wenigstens auf ein Analogon des Placet zurückgekommen. Dasselbe kann von Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt gesagt werden. Das Placet ist ein Ausfluß der Souveränitätsrechte. Solange es eine Verbindung von Kirche und Staat gibt, und ich halte diese Verbindung für heilsam nach beiden Seiten, gibt es auch ein ius maiestaticum circa sacra, ein ius supremae inspectionis. Dieses ius erstreckt sich nach der Natur der Sache und nach unserer Verfassung auf alle kirchlichen Anordnungen, mögen sie nun dogmatischer oder disziplinärer Art sein. Zwischen jurisdiktionellen Entscheidungen und solchen in Bezug auf Glaubens- und Sittenlehren einen Unterschied zu machen, wie geschehen, geht meines Erachtens schlechterdings nicht an. Denn Glaubens- und Sittenlehren tragen als kirchliche Anordnungen einen gesetzlichen und jurisdiktionellen Charakter; auf der anderen Seite steht eine jurisdiktionelle oder disziplinäre Festsetzung im engeren Sinne, je wichtiger sie ist, desto ausdrücklicher in Zusammenhang mit der sie voraussetzenden Glaubensgrundlage. Selbst wenn das Placet als spezifische staatsrechtliche Ordnung nicht existierte, müßte dem Staat bei vorhandener Verbindung mit der Kirche und dem hiemit gegebenen Majestätsrecht das Recht zustehen, im einzelnen Fall sein Nichteinverständnis mit kirchlichen Anordnungen zu erklären, resp. das bracchium saeculare für die Durchführung derselben zu verweigern. Ein förmlicher Verzicht aber auf das gesetzlich eingeführte Placet würde den Schein eines Verzichts auf das Majestätsrecht überhaupt auf sich laden. In Bayern hat vielleicht bisher mehr als in irgend einem anderen deutschen Lande ein schönes, friedliches, auf gegenseitiger Achtung beruhendes Verhältnis zwischen Protestanten und Katholiken bestanden. Ich möchte glauben, daß dieses gegenseitige gute Verhältnis auch damit

zusammenhängt, daß von oben die Majestätsrechte in entschiedener, wohlbemessener Weise stets geltend gemacht worden sind.

Erhält sich das Rechtsverhältnis zwischen Staat und Kirche in dem erforderlichen Gleichgewicht, so wird auch das Gleichgewicht zwischen den beiden Konfessionen möglichst ungestört sich erhalten.

Nun komme ich aber zu der Hauptfrage, zu der Stellung des Placet zu den vatikanischen Dekreten.

Es ist leicht gesagt, daß der Staat um dieselben und die mit ihnen gegebenen Fragen sich überhaupt nicht hätte kümmern sollen. Man erweist mit dieser Behauptung aber dem vatikanischen Konzil selbst eine geringe Ehre.

Dieses war ohne Zweifel eine der glänzendsten Kirchenversammlungen, welche die Geschichte kennt, es übte und übt noch einen weltbewegenden und kirchenerschütternden Einfluß.

Auch unter Zurückstellung aller dogmatischen Kontroversen von rein geschichtlichem Standpunkt aus kann und muß behauptet werden, daß mit den vatikanischen Beschlüssen etwas Neues eingeführt worden ist; der Staat, der überhaupt mit den Faktoren geschichtlichen Lebens zu rechnen hat, kann doch an einer bedeutsamen Phase im geschichtlichen Leben der Kirche nicht vorübergehen, ohne davon Notiz zu nehmen, ohne sie in irgendwelche Kognition zu ziehen. Es gälte dasselbe auch der protestantischen Kirche gegenüber. Der Staat muß eine wesentliche Änderung im Bekenntnisleben dieser Kirche, z. B., was ja thatsächlich geschehen, eine Vereinigung beider protestantischen Konfessionen zu einer sogenannten unierten, notwendig in den Kreis seiner rechtlichen Erwägung und Prüfung ziehen. Ich füge dem freilich sofort bei: Sobald der Staat auf diese Dinge eingeht, hat er sich sorgsamst davor zu hüten, sich in eigentliche Glaubens- und Gewissensangelegenheiten einzumischen. Es ist ihm die Pflicht der größten Vorsicht auferlegt; das Gegenteil kann verhängnisvoll für Staat und

Kirche zugleich werden, und ist es geworden. Man wird nach letzterer Seite in Bayern über wenig klagen können. Ich verstehe eines nicht, daß gegenwärtig in manchen Kreisen eine so tiefgehende Mißstimmung stattfindet gegen einen Mann, der nach meiner festen Überzeugung die allergrößten Verdienste um Bayern sich erworben hat.

Unleugbar ist ja, daß durch das Vatikanum für alle Regierungen, auch die unsere, eine ungemein schwierige Lage geschaffen worden ist und daß deshalb zum wenigsten Unsicherheiten im Anfang des entstandenen Konflikts auf staatlicher Seite nicht zu vermeiden waren. Der sogenannte Kulturkampf hat unendlich geschadet. Gottlob kam es zu einem solchen in Bayern nicht. Ich wüßte nun aber nicht, worüber in jüngster Zeit mit Recht Beschwerde geführt werden könnte.

Die Hauptsache ist doch die, daß das Dogma von der Infallibilität nicht bloß geglaubt, sondern auch gelehrt werden kann, daß dasselbe in die Katechismen und Religionslehrbücher aufgenommen ist. Der Staat hat diese zugelassen.

Nun drängt sich freilich die Frage auf: Wenn der Staat dies zugegeben, warum hat er nicht auch förmlich dem Vatikanum das Placet erteilt? Ich muß auf diesen Punkt notwendig näher eingehen. Es gibt unleugbar Dogmen, kirchliche Satzungen, welche wie in das Reich des Glaubens, so auch in die Weltverhältnisse eingreifen, welche Geistliches und Weltliches in eigentümlicher Mischung in sich befassen. Die mittelalterlichen Kämpfe zwischen Staat und Kirche beweisen dies. Die Infallibilität gehört zu diesen. Sie läßt sich mit den anderen Dogmen, die nur auf die Heilslehren oder den kirchlichen Organismus als solchen sich beziehen, nicht ohne weiteres zusammenstellen. Sie ist ein Dogma einzig in seiner Art, weil alles umfassend, Kirche und Welt, Glaube und Sitte, Geistliches und Natürliches. An sich ist sie ein formaler Begriff, nur eine andere Form des Glaubens an ein unfehlbares Lehramt. Von dieser Seite betrachtet, hat sie für Staat

und Gesellschaft nichts Bedenkliches. Es kommt aber alles darauf an, welchen konkreten Inhalt dieser zunächst formale Begriff sich möglicherweise gibt.

Kraft der Infallibilität können Glaubens- und Sittenlehren ex cathedra mit bleibender Gültigkeit definiert werden. Als Glaubenslehre kann aber auch bestimmt werden, was in der Bulle „Unam sanctam“ vom Jahre 1302 enthalten ist. Hier wird aber gelehrt, daß es zum Heile der Seele nötig sei zu glauben, daß der Papst die Herrschaft über die ganze Welt besitze, daß in der Hand des Papstes die beiden Schwerter vereinigt sind. Die Sittenlehre ferner umfaßt das ganze menschheitliche Leben, die sittlichen Organismen, alle sittlichen Lebensgebiete. In der Sittenlehre ist deshalb auch die Rede von Staat und Obrigkeit, von Ehe und Familie, von Schule und Gesellschaft, von Wissenschaft und Kunst. Es kommt nun alles darauf an, welche sittliche Wertung die Kirche diesen Lebensgebieten angedeihen läßt, welche Stellung sie sich zu ihnen und ihnen zu sich gibt, und wie sie hiernach auch die Pflichten und Beziehungen ihrer Mitglieder zu den genannten Lebensmächten bestimmt. Sie kann die Anschauung haben, daß sie in frei ethischem Triebe mit ihren reinigenden, läuternden, hebenden Lebenskräften auf diese Gebiete, soweit sie ihr offen stehen, einzuwirken berufen ist, sie kann sich aber auch das Recht einer beherrschenden Macht, eines äußerlich gebietenden, gesetzlich bestimmenden Einflusses ihnen gegenüber zuschreiben.

Es tauchen die weltbewegenden Fragen auf: Hat der Staat nur insoweit ein Recht, als er der Kirche unmittelbar dient, oder ist er auch eine selbständige, seinen eigenen Gesetzen folgende Lebensmacht? Hat die Wissenschaft nur soweit eine Berechtigung, als sie die Zwecke der Kirche verfolgt, oder hat sie einen gottberechtigten Trieb freier Lebensbewegung, der durch kirchliches Gebot nicht bedräut werden kann? Wer hat ferner das erste und letzte Wort auf dem Gebiet des

Eherechts, auf dem Gebiet der Schule, Kirche oder Staat? Hier hat es Konflikte gegeben und gibt es auch gegenwärtig Konflikte zwischen staatlichen und kirchlichem Recht, zwischen staatlicher und kirchlicher Forderung. Wenn der Staat auch noch so sehr auf ein freies Zusammenwirken mit der Kirche auf den sittlichen Lebensgebieten zum Heile beider bedacht ist, so könnte er doch nie die infallible Autorität von Sittenlehren anerkennen, die der Lösung seiner Aufgabe auf dem seiner Obhut anvertrauten Kulturleben hindernd entgegenstehen.

In dem Vatikanum findet sich auch der Satz, daß das Oberhaupt der Kirche die volle potestas iurisdictionis habe, nicht bloß in Bezug auf Glauben und Sitten, sondern auch in Bezug auf die Disziplin und auf die Regierung der Kirche.

Die Disziplin ist nun aber ebenfalls ein weit umfassendes Gebiet. Hier taucht unter anderem die Frage der Immunität, die Frage der Gerichtsbarkeit über die Geistlichen auf. Es ist merkwürdig, daß selbst in dem österreichischen Konkordat nur konzessionsweise, nur zeitweilig dem Staate die Kriminaljustiz über die Geistlichen eingeräumt worden ist. Auch andere Dinge, wie die Aufsicht über das kirchliche Vermögen und der Rechtsanspruch an dasselbe können von diesem Gesichtspunkte aus Dissidien zwischen Staat und Kirche erwecken.

Was ist denn überhaupt die innerste Bedeutung und Tendenz des Vatikanums? Es wird in demselben auf der einen Seite der universelle Episkopat des Papstes in strengster Form behauptet; dieser Universal-Episkopat ist aber je und je auch, und zwar in einer gewissen inneren Notwendigkeit, mit dem Gedanken einer weltlichen Suprematie in Verbindung getreten. Das Vatikanum steigt pyramidal aufwärts bis zur äußersten Spitze der Infallibilität; diese selbst schaut ebenso vorwärts wie rückwärts; die Infallibilität ist die religiöse Fundamentierung und Sanktionierung all der das religiöse, das geistliche Gebiet weit überschreitenden Ansprüche, welche Kirche

und Papst je und je erhoben haben; sie umgibt mit infallibler Autorität die Bulle „Unam sanctam“ wie die Bulle „Zelo domus“, durch welch letztere bekanntlich in den stärksten Ausdrücken der Osnabrücker Friede verworfen wurde; die Infallibilität sanktioniert besonders auch die sechs Jahre zuvor, ohne Zweifel bereits im Hinblick auf das Dogma vom Jahre 1870 entworfene kirchliche Kundgebung, den sogenannten Syllabus.

In ihm und der ihr vorausgeschickten Encyklika sind nun aber die Fundamente und bedeutendsten Errungenschaften des modernen Staates, Gewissensfreiheit und Toleranz verworfen. In dem Syllabus wird behauptet, daß die Päpste nie ihre Befugnisse den Fürsten gegenüber überschritten haben, es wird in kaum verhüllter Weise das Existenzrecht des Protestantismus geleugnet und der Kirche ausdrücklich das Recht eingeräumt, Gewalt zu gebrauchen, die potestas vim inferendi.

Hier in München lebte lange Zeit ein Mann, der eine besonders freundliche Stellung gegen die katholische Kirche eingenommen hat, obwohl er von Haus aus Protestant war, einer der ausgezeichnetsten, frömmsten und gelehrtesten Theologen, die ich kennen gelernt habe, Heinrich Thiersch, Sohn von Friedrich Thiersch. Er suchte je länger, je mehr eine Vermittlung zwischen protestantischer und katholischer Kirche.

Dieser Mann sagt über den Syllabus in seiner schönen Schrift „Über den christlichen Staat“ (S. 102): „Kein Recht der Protestanten, dagegen ein Recht der römisch-katholischen Kirche, Gewalt zu gebrauchen — in diesen wenigen Worten sind wie in einem Ei die Ungeheuer der Verfolgung und des Religionskrieges, welcher der verwerflichste aller Kriege ist, enthalten.“

Wie lehrreich ist nun weiter ein Blick auf die infallibilistische Literatur! Im Jahre 1879 erschien unter bischöflicher Approbation das Werk: L'église et l'état von J. Mou-

lart, Kanonikus und ordentlicher Professor an der Universität in Löwen. In diesem Werke, das ins Deutsche übersetzt worden und Windthorst gewidmet ist, sind im Lichte des Dogmas von der Infallibilität alle mittelalterlichen Anschauungen erneuert und präcisiert, die direkte und indirekte potestas der Kirche über die weltliche Gewalt bis zu den Sätzen, daß die Kirche unter gewissen Voraussetzungen auch das Recht habe, Fürsten abzusetzen oder sie für abgesetzt zu erklären und die Unterthanen von dem Eide der Treue zu entbinden. Die Schrift schließt mit einem eigentümlichen Ausblick in die Zukunft, wo eine neue Ordnung der Dinge auf den Ruinen der alten erstehen wird.

Überschaut man all diese Dinge, so muß man doch zugestehen, daß der Staat, wenn er auch mit Recht die Lehre von der Infallibilität in der öffentlichen Unterweisung zugelassen hat, das vatikanische Dogma im großen und ganzen mit all dem, was mittelbar und unmittelbar darin liegt, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu geraten, nicht anerkennen konnte, und daß er ebensowenig auf das placetum regium für die Glaubens- und Sittenlehren verzichten kann, weil Glaubens- und Sittenlehren möglicherweise eine Ausdehnung erhalten, die weit über das rein geistliche Gebiet hinausliegt.

Die Verschärfung der Gegensätze zwischen Staat und Kirche, zwischen beiden Konfessionen ist ja tief zu beklagen. Sie macht sich überall bemerklich. Nicht als Ankläger, wenigstens nicht als Ankläger des Staates, möchte ich auf eines hinweisen: Es ist im vorigen Jahre und auch in diesem ein erzbischöflicher Erlaß von hiesigen Kanzeln verlesen worden, der in protestantischen Kreisen tiefe Beunruhigung hervorgerufen hat. Es ist dergleichen, soviel ich weiß, in Bayern und in München noch nie erfolgt. Nicht als wollte getadelt werden, was die Kirche in Bezug auf gemischte Ehen für die Treue ihrer Mitglieder fordert; man ist jedoch weiter gegangen, man hat den Satz aufgestellt, daß der katholische

Eheteil es sich nach Kräften angelegen sein lassen müsse, den nicht-katholischen Teil zur wahren Kirche zurückzuführen. Dies widerstreitet nach meiner festen Überzeugung dem innersten Wesen der Ehe, es widerstreitet der Parität, es widerstreitet auch dem Geiste unserer Verfassung. Diese bestimmt bekanntlich, daß keine Partei die Mitglieder der andern durch Zwang oder List zum Übergang verleiten dürfe. Es gibt auch moralischen Zwang. Ich möchte hiebei hinweisen auf eine Schrift, die vor kurzem erschienen ist von einem gewiß streng-katholischen Bischofe, Augustin Egger in St. Gallen: „Die angebliche Intoleranz der katholischen Kirchendisziplin". In ihr sind die gewöhnlichen Anforderungen der katholischen Kirche auf den verschiedenen Gebieten nachdrücklichst festgehalten. Von obigem Punkte ist aber keine Rede. Es geht daraus klar hervor, daß in St. Gallen und wahrscheinlich in der ganzen Schweiz die erwähnte Forderung nicht gestellt wird.

Vom Gebiet der Ehe begebe ich mich auf das Gebiet der Schule.

Auf dem im vorigen Jahre in Bochum abgehaltenen Katholikentage, auf dem, was ich nicht leugne, manches Heilsame behandelt wurde, kam man auch auf die Schulfrage zu sprechen.

Ein hervorragender geistvoller Führer der katholischen Sache Deutschlands äußerte sich unter anderem dahin:

„Ich muß hier ernstlich bitten, daß die Herren, welche aus den übrigen Teilen Deutschlands sind, namentlich aus Bayern, sehr gründlich die Sache auch dort anfassen. Wir müssen nicht allein die freie Kirche, sondern auch die freie Schule erobern."

Es war nämlich vom Religionsunterricht in der Volksschule die Rede. Nun darf ich wohl fragen: In welchem Staate in Deutschland und zuletzt in der Welt ist gerade die

religiöse Unterweisung der Jugend so gut oder besser geordnet, wie in unserm lieben, gesegneten Bayern?

Ist es nun recht, wenn man im Namen der Religion und der Kirche auf solchen Versammlungen eine gewisse Agitation eröffnet gegen heilsame Einrichtungen des bayerischen Staates? Ich habe auch die feste Überzeugung, daß, wenn die dort gestellten Anträge durchgeführt würden, der Unfriede zwischen Staat und Schule, zwischen Geistlichen und Lehrern legalisiert würde. Diese Anträge, die in der preußischen Abgeordnetenkammer eingebracht, aber hier zurückgewiesen wurden, bezielen eigentlich nichts anderes als die Herrschaft der Kirche über die Schule.

Und noch ein Drittes. Es ist im Zusammenhang mit dem jetzt vorliegenden Gegenstand auch viel gesprochen worden über das Verhältnis zwischen Konkordat und Religionsedikt. Ich gehe auf dieses Verhältnis selbst nicht ein. Ich darf aber meine hohe Freude darüber ausdrücken, daß die bedeutendsten Juristen in Bayern — ich nenne Pözl in seinem „bayrischen Verfassungsrecht" und ganz besonders Seine Exzellenz Herrn Reichsrat Dr. von Neumayr in dem, ich möchte sagen klassischen Votum, das er im Jahre 1882 bei der Verhandlung über die Tegernseer Erklärung abgegeben hat — die Anschauungen ausgesprochen und begründet haben, daß nach den klaren Verfassungsbestimmungen der Widerstreit zwischen Konkordat und Religionsedikt in befriedigender Weise sich löse. Ich darf aber die Frage erheben: Was würde sich ergeben, wenn das Religionsedikt in seinen wesentlichen Bestandteilen abgeändert, wenn es etwa gar aufgehoben würde? Es würden anderthalb Millionen treue Unterthanen des bayerischen Staates, d. h. die protestantische Gesamtbevölkerung, dadurch in ihren Rechten gekränkt oder geradezu rechtlos gemacht. Es müßten auch alle die schönen, erhebenden Zusicherungen der bayerischen Krone, die uns im Jahre 1818, im Jahre 1822 und im Jahre 1824 gemacht wurden, aufge-

hoben werden. Was würde sich nicht alles knüpfen an eine allseitige Durchführung des Konkordats? Hat man aber nicht in Österreich die Erfahrung gemacht, daß das dortige Konkordat sich nur kurz zu halten im stande war und daß es rasch einer politischen Erschütterung unterlag? Kann man nicht vielleicht gerade im Gegenteil behaupten, daß unser Religionsedikt das Konkordat bis zu einem gewissen Grade stützt, eben weil es durch ersteres ermäßigt erscheint. Würde eine ausschließliche Geltung des kanonischen Rechtes, welche Artikel I des Konkordats vorzeichnet, nicht aus der Mitte der katholischen Bevölkerung selbst eine Reaktion hervorrufen?

Zum Schlusse drängt es mich, noch einen Punkt, der meine Kirche speziell berührt, zu erwähnen. Es ist an anderem Orte deren rechtliche Stellung berührt worden, nicht ohne dieselbe nach manchen Seiten zu bemängeln. Ich habe darauf zu erwidern, daß, was unsere rechtliche Stellung selbst anlangt und die Handhabung dieser rechtlichen Ordnung von oben, namentlich in den letzten 20 Jahren, ich und das ganze Kirchenregiment keine Klage zu führen haben, und auch unsere letzten Generalsynoden, die legitime Vertretung der protestantischen Landeskirche, haben keine Unzufriedenheit nach dieser Seite kund gegeben. Es ist davon geredet worden, daß wir unter einer gewissen Vormundschaft stehen, daß in unsere inneren Kirchenangelegenheiten hineinregiert werde; ich weiß davon nichts, ich muß im Gegenteil zum Ruhme des gegenwärtigen Herrn Kultusministers hervorheben, daß er auch bei für ihn schwierigen Entscheidungen immer das Recht hat walten lassen. Ich hatte als Mitglied und Präsident des Oberkonsistoriums amtlich und außeramtlich vielleicht mehr als irgend einer meiner Vorgänger Veranlassung, freudig anzuerkennen, wie viel wir den bayerischen Königen auch für Leben und Entwicklung unsrer Kirche verdanken; ich müßte dieselben Gefühle kundgeben, wollte ich hier des ehrwürdigen Hauptes gedenken, das gegenwärtig die Geschicke Bayerns

lenkt. Es sei mir erlaubt, auf eines hinzuweisen, was der Vergangenheit angehört.

In evangelischen Kreisen lebt die Tradition, daß in der Zeit, in welcher wir über einzelnes zu klagen hatten, was aber längst gehoben ist, eine Staatsratssitzung gehalten wurde, in der ein Mann mit besonderer Wärme sich unser, der Protestanten angenommen: das ist die Erlauchte Persönlichkeit, die jetzt an der Spitze Bayerns steht. Wir wollen es ihr nie vergessen!

Ich sage zum Schlusse: Wir Protestanten sind zufrieden. Hätte ich im einzelnen zu viel gesagt, hätte ich katholische Gefühle gekränkt, ich würde es beklagen. Ich wünsche auch, daß, was wirklich geschehen kann, geschehen möchte, um unsre katholischen Mitchristen zu befriedigen. Ich wünsche gar sehr, daß wenn wir sprechen: „Wir sind zufrieden", auch von der andern Seite mehr und mehr der Ruf ertöne: „Wir sind zufrieden."

VII.

Rede am Schluß der Generalsynode,

gehalten in Ansbach am 6. Oktober 1893.

Hochwürdige, hochgeehrte Versammlung!

Meine Ansprache zur Eröffnung der Generalsynode endete mit Gebet. Mit Dank möchte ich nunmehr, da wir am Schlusse des Ganzen angekommen, beginnen, mit tiefem, inbrünstigem Danke zunächst gegen Gott, der mir, der Ihnen allen geholfen, der eine große, schwere Arbeit im Frieden und Segen uns hat zu Ende führen lassen, mit Dank, mit innigstem, aufrichtigstem Dank aber auch gegen Sie alle. Ich muß der tiefen Bewegung meines Herzens Halt gebieten, wenn ich all der Freundlichkeit, wenn ich des allseitigen vertrauensvollen Entgegenkommens gedenke, das mir abermals inmitten einer Generalsynode zu teil geworden. Ich danke ehrerbietigst dem Kgl. Kommissär, Herrn Ministerialrat von Schneider, für das lebendige Interesse, mit welchem er unsere Verhandlungen verfolgt, für die edle, meine Aufgabe wesentlich erleichternde Art, in welcher er seines hohen Amtes gewartet hat; ich danke auch den hochverehrten Mitgliedern der beiden Konsistorien für ihre so getreue Mithilfe. Die Herren Sekretäre hatten diesmal eine besonders schwere Last zu tragen und haben mir Dienste geleistet, die ich nicht vergessen will. Die Ausschüsse und ihre Referenten haben das umfangreiche Ma-

terial mit einer Hingebung und Sorgfalt bearbeitet, welche die höchste Anerkennung verdient. Ausgezeichnete Referate liegen vor, einzelne von ihnen haben bleibenden Wert. Erbaut, erquickt, gestärkt wurden wir in den verschiedenen Gottesdiensten, welche unseren Beratungen die rechte Weihe verleihen sollten; auch dafür herzlichen Dank, den ich auch den Leitern unseres Gesanges und unserer Andacht darbringe, sowie dem verehrten Abgeordneten, der uns aus seiner weltbekannten Fabrik ein Harmonium überlassen. Wir sind in diesen arbeitsreichen Wochen einander näher gekommen, durch ein inneres Band der Liebe und des Vertrauens neu verknüpft worden, es ist dies ein schöner Lohn aller Mühe und Anstrengung. Ich scheide mit einer großen Dankesschuld gegen Gott und Menschen von dieser hochwürdigen Versammlung. Mit diesen Worten könnte ich von Ihnen, verehrte Freunde und Brüder, Abschied nehmen, Sie der Gnade Gottes befehlend. Und doch drängt es mich, noch einiges beizufügen, was, wie ich glaube, mit den höheren Zielen unserer Aufgabe unmittelbar zusammenhängt. Lassen Sie uns scheiden mit dem Vorsatz: festzuhalten an dem kirchlichen Glauben, zu fördern das kirchliche Leben, neu einzutreten in die kirchliche Arbeit. Gewiß war diese Generalsynode seit lange eine der bedeutendsten. Die wichtigsten Vorlagen sind ihr gemacht worden. In der Natur der Sache lag es, daß auch Meinungsverschiedenheiten hervortraten. Es wurde aber im Frieden gestritten. Das schöne Wort eines der Herren Dekane, seine Sondermeinung nach getroffener Entscheidung dem Ganzen unterordnen zu wollen, klingt noch in meiner Seele wohlthuendst nach. Das weiß ich, Sie werden thun, was Sie können, zur Verständigung, zur Beruhigung der Gemeinden. Das Wohl unserer Gemeinden, die Hebung, Stärkung unserer Landeskirche soll ja unser aller einziges Bestreben sein. Was war aber der Hintergrund, auf welchem die überaus würdige und friedliche Haltung der Generalsynode, der sachliche, leiden-

schaftslose, harmonische Gang ihrer Beratungen sich vollzog? Es war das Getragensein von kirchlicher Gemeinschaft, das Festhalten an kirchlichem Glauben und kirchlichem Bekenntnis. Immer und immer wieder trat letzteres zu meiner tiefsten Befriedigung hervor. In der Hauptsache waren wir eins, kirchliche Parteiung blieb uns durchaus ferne. Es war unsere Synode eine echt kirchliche, weil auf dem Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche ruhende, von der Treue gegen dies Bekenntnis beseelte Versammlung. Lassen Sie uns ferner festhalten an diesem Bekenntnis, festhalten an unserem kirchlichen Glauben! Mehr denn je thut es not, diesen Mahnruf bei solcher Gelegenheit, wie der heutigen, ergehen zu lassen. Wir leben in einer Zeit offener Verneinung, wie großer Unsicherheit und Unklarheit in religiösen Dingen. Zweifel und Kritik wagen sich auch an die ehrwürdigsten Überlieferungen. Die Vorzüge unserer Zeit, die ja jeder Verständige anerkennen muß, werden gegen Christentum und Kirche zu Felde geführt, während gerade umgekehrt der mächtige Aufschwung der Gegenwart auf allen Gebieten ohne die Existenz des Christentums, ohne die Einflüsse des Evangeliums nicht denkbar ist. Es ist eine weitverbreitete Rede, die Wissenschaft unserer Tage habe Lehre, Glaube, Dogma, Bekenntnis der Kirche widerlegt. Auch wir blicken mit Bewunderung auf die gewaltige Arbeit der Wissenschaft in unseren Tagen, auf die Triumphe der Naturerkenntnis und Naturbeherrschung, auf die rastlose Durchforschung des großen Ganges der Menschengeschichte, auf die Ergründung des Menschenwesens nach seiner Innen- und Außenseite. Aber die Erkenntnis dieser wirklichen Welt hat ihre Grenzen; und gerade aus der Grenzverrückung entsteht der eigentliche Streit. Glaube und Religion gehören einem anderen Gebiete an, wurzeln in einer unsichtbaren Welt. Diese unsichtbare Welt ragt aber in die sichtbare herein. Das Christentum ist in seiner Entstehung und seinen unermeßlichen Wirkungen auch eine Wirklichkeit, hat sich ein großartiges ge-

schichtliches Dasein gegeben, kennt ein tiefes, reiches, alle Weltpotenzen auf der einen Seite überwindendes, auf der andern verklärendes Innenleben. Der Mensch selbst ist ein religiöses Wesen, die Religion ist ihm nicht angelernt und anerzogen, sondern angeboren. Das Leben der Völker erweist die Religion als geschichtliche Zentralmacht. Der Verfall der alten Religionen, der zugleich der Fall der Staaten des Altertums war, machte der Sehnsucht nach höherer Wahrheit Platz, gefunden wurde sie nicht. Da trat mitten in diesen Verfall, in dies Suchen und Fragen der Geister das Christentum herein, es brachte der Welt ein neues Leben und löste ihre Rätsel; es trat herein als Ziel und Krone einer langen Geschichte, die zwischen dem heiligen und barmherzigen, Erlösung schaffenden Gott und der sündigen, erlösungsbedürftigen Menschheit sich vollzog, mit der wunderbaren Botschaft, daß der Eingeborene vom Vater, der ewige Sohn Gottes Mensch geworden, daß sein Kreuz der Altar einer ewig gültigen Versöhnung ist, daß dieser Gottessohn zum Zeugnis dessen wahrhaftig auferstanden, daß er in seinem Geist, seinem Wort und Sakrament den Seinen nahe ist bis ans Ende der Tage. Das Christentum ist nicht bloß eine neue Lehre und Lebensrichtung, nicht bloß eine neue sittlich-religiöse Anschauung, nicht bloß eine innere Erhebung zu höheren, idealen, ewigen Gütern, sondern die Thatsache einer wirklichen Einigung Gottes und des Menschen, einer wirklichen Erlösung von all den finsteren Mächten, unter denen die Menschheit seufzt, einer wirklichen Schaffung ewigen Lebens. Auf diesen Thatsachen ruht der Christenglaube, ruht unser kirchlicher Glaube. Von diesen Thatsachen und ihrer lebendigen Verkündigung aus wuchs das Christentum nach innen und außen in unwiderstehlicher Kraft, ward eine bewegende Macht der Weltgeschichte, hat dieser einen tieferen Gehalt und ein höheres Ziel verliehen. Wohl sind auch Christentum und Kirche in Irrtum und Verderben hereingezogen worden; sie haben aber auch wie nichts

anderes in dieser Welt eine stetige Erneuerungs- und Verjüngungsmacht bewährt; Gott selbst hat dafür gesorgt, daß die Verderbensmächte sie nicht überwältigen. Er hat der Kirche sein heiliges Wort, die heilige Schrift für ihre Wanderung durch diese Welt mitgegeben. Sie ist das große Denkmal jener heiligen Geschichte, die Urkunde göttlicher Offenbarung. In ihr verflicht sich der göttliche Liebesrat mit der Geschichte menschlicher Sünde, die Sterne göttlicher Verheißung leuchten in das Dunkel herein und erbleichen nur vor der Sonne seligster Erfüllung, die über Bethlehem und Golgatha hin-, die hinaufleuchtet auf den Gnadenthron dessen, der gesagt: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Christus Jesus ist der heiligen Schrift Ziel und Mittelpunkt, A und O, Anfang und Ende. Mag man die Schrift in gottentfremdeter Kritik in Stücke zerreißen, ihre wunderbare Geschichte auf den Kopf stellen, mag man sie schmähen und lästern, sie geht ihren Siegesgang weiter, bereits ist sie in fast 400 Sprachen übersetzt, sie wird verbreitet wie kein anderes Buch, sie ist und bleibt ein Volksbuch wie kein anderes. Unser größter Dichter hat gesagt, es gebe kein Buch und werde nie ein Buch geben, das über die Bibel ginge. Sie gibt der Kirche immer neues Licht und befriedigt all ihre Bedürfnisse. Sie ist der Kirche letzter Wahrheitsquell und oberste Wahrheitsnorm. Je näher der Schrift, desto reicher entfaltet sich ihr Leben, je ferner von ihr, desto mehr ist sie von Irrtum und Verfall bedroht. Unsere Kirche weiß sich an die Schrift gebunden, sie ist recht eigentlich aus ihr geboren, sie ist der Hort ihres Glaubens. Nicht äußerlich wie ein Gesetzesbuch tritt sie uns gegenüber. Der Geist, der die Schrift geschaffen, der heilige Geist Gottes, soll auch in der Kirche walten; das Wort, das urkundlich und unverrückbar in der Bibel enthalten, soll in lebendiger Tradition in der Kirche forterschallen. Wort und Geist erzeugen ein tiefes, reiches Innenleben, das durch alle Zeiten und Räume sich

hindurchzieht, ein vielumfassendes Erfahrungsleben, eine Selbstgewißheit, eine Heilsgewißheit, die alle andere Wahrheitsgewißheit überragt, ein Leben, darum so stark und widerstandskräftig allen Mächten der Welt gegenüber, weil es ein Leben in Gott, in dem lebendigen Gott des Heils und der Gnade ist. Dieses Leben selbst ist nach seinem Ursprung und Inhalt ein Siegel, ein feierliches Ja und Amen auf die göttlich gewirkten Thatsachen des Christenglaubens. Dieses Leben hat sich eine leuchtende Gestalt gegeben in herrlichen Erzeugnissen, vor allem im Liede und in dem, was wir Bekenntnis im engeren Sinne des Wortes nennen. Der tiefsinnige Pascal hat gemeint, die kräftigste Apologie des Christentums seien die über die Erde gesungenen Psalmen. Unsere Lieder hallen bald auf dem ganzen Erdkreis wieder. Unser kirchliches Lied ist selbst ein Bekenntnis in höherem Ton, und unser Bekenntnis ein heller Lobpreis der göttlichen Gnade, die in den Großthaten unseres Gottes zu unserer Erlösung sich verkörpert hat. Luther und die von ihm ausgehende deutsche Reformation hat in erster Linie nicht verneinen, sondern bejahen, nicht auflösen, sondern erfüllen wollen. Darum hat sie auch das älteste und ehrwürdigste aller kirchlichen Bekenntnisse, das apostolische, zu dem ihren gemacht, es aufgenommen in ihren Katechismus, ihren Gottesdienst und ihre heiligen Handlungen. Sollen wir daran rütteln und das Band lösen, das die ganze christliche Kirche trotz aller Gegensätze noch umschlingt? Das sei jetzt und in alle Zukunft ferne von uns! Wir freuen uns unseres kirchlichen, unseres kirchlich lutherischen Glaubens und rühmen ihn, weil er das Siegel hehrer Vergangenheit trägt, aus der Tiefe der Schrift geschöpft ist, dem innersten Bedürfnis des heilsverlangenden Menschenherzens entspricht, das teuerwerte Wort von der Rechtfertigung allein aus Gnaden um des Verdienstes unseres Erlösers willen in den Mittelpunkt stellt, unseren Heilsstand festgründet auf Gottes Wort und Sakrament, Heilswahrheit und Heilsweg, Glaubensthat-

sachen und inneres Glaubensleben in volle Harmonie setzt. Wir freuen uns unserer lutherischen Kirche, weil sie bei all ihrer Knechtsgestalt sich nach ihrem Bekenntnisinhalt und ihren Grundanschauungen in schöner Mitte zwischen den Konfessionen bewegt, weil sie die Bedürfnisse des Geistes und Gemütes gleicherweise befriedigt, dem persönlichen Innenleben wie dem kirchlichen Gemeinschaftsleben gerecht werden will, die volle Tiefe und volle Gesundheit christlicher Weltanschauung, die Enge christlichen Lebensernstes mit der Weite echter Würdigung der gottgeschaffenen natürlichen Lebensordnungen miteinander verbindet. Zur Treue, zur doppelten Treue gegen unsere Kirche und unseren kirchlichen Glauben sind wir heute aufgefordert. Scharf sind die Waffen, welche in unseren Tagen gegen diesen gerichtet sind. Ich schweige von denen, welche das Christentum für Trug und Erfindung erklären, sie schänden damit auch die Menschheit, deren Geschichte sie zu einem Irr- und Wirrsal stempeln. Es gibt aber noch andere Irrtümer. Man ist in unseren Tagen stolz auf eine Entdeckung nach der andern. Vor einer Entdeckung aber schrecken wir zurück, d. h. vor dem Wahne, daß man am Ende des neunzehnten Jahrhunderts erst entdeckt haben solle, was echtes, evangelisches Christentum sei, und daß moderne Weisheit Christi Person und Werk besser verstehen solle, als die heiligen Apostel und unsere ehrwürdigen Reformatoren. Was soll uns ein Christentum, dem Christus nur der Idealmensch, sein Kreuz nur Bewährung seiner Berufstreue, seine Auferstehung ein großes Fragezeichen ist, dessen Wirken mit dem geschichtlichen Nachwirken der großen Genien der Menschheit zusammenfällt, ein Christentum ohne Wunder, ohne übernatürliche Wirkungen und zuletzt auch ohne eine höhere, ewige Gotteswelt? Die Herrschaft dieses entleerten und verblaßten Christentums bedeutete nicht den Aufschwung, sondern den Niedergang des Protestantismus. Dieser kann aber nicht untergehen, so wenig die christliche Kirche selbst untergehen

wird. Wir freuen uns jedes wirklichen Hinstrebens auf die Wahrheit, jeder positiven Annäherung an dieselbe im Einzelnen, gerade deshalb wollen wir aber für das Ganze auch die ganze, volle Wahrheit festhalten. Wir wissen auch, es hat je und je in der Kirche verschiedene Glaubensstufen gegeben, auch ist der Gefördertste immer noch im Werden, es gilt aber stets das letzte und höchste Ziel im Auge zu behalten. Es gibt auch verschiedene Richtungen auf dem einen Grunde. Eine starre Uniformität ist nicht unser Streben. Der Grund selbst soll aber bewahrt bleiben. Wir hatten bis jetzt bei uns eine Glaubens- und Bekenntniseinheit, wie sie nur wenige Landeskirchen haben. Wollen wir alle zusammenwirken, daß sie uns erhalten bleibe! Das Bekenntnis, das bei uns überall zum Ausdruck kommt, soll gerade für die Jüngeren, die mitten in den Kampf und das wogende Meer widerstreitender Richtungen gestellt sind, eine erzieherische Macht sein; in Ihnen, den Herren Dekanen und Herren Geistlichen, überhaupt soll dem theologischen Nachwuchs diese erzieherische Macht lebendig und persönlich entgegentreten. Heiliger Ernst und heilige Liebe, männliche Offenheit und seelsorgerliche Weisheit und Hingebung soll den Kämpfenden und Irrenden durch Sie nahekommen. Es gilt wirklich ein hohes Ziel, die Abwendung ernster Gefahren. Wollen wir uns auch eingestehen, daß nicht bloß auf der linken, sondern auch auf der rechten Seite gefehlt worden ist. Wir waren doch wohl oft zu sicher im Besitz des Überkommenen, vertrauten zu sehr nur auf die Macht der Überlieferung. Auf geistlichem Gebiet will aber alles immer neu errungen und innerlichst angeeignet sein. Wir fordern echte wissenschaftliche und ethische Vertiefung zugleich. Ohne letztere, ohne innerstes Selbstgericht und aufrichtigste Selbstdemütigung gibt es kein lebendiges Christentum. Legen wir den angehenden Dienern der Kirche das ganze Gewicht ihrer Aufgabe auf Seele und Gewissen, rufen wir es ihnen bei der Ordination zu, daß nur derjenige das

heiligste Amt recht versehen kann, der sprechen gelernt: Ich glaube, darum rede ich; ich habe nun den Grund gefunden, oder der doch allen Ernstes darnach trachtet, also zu sprechen! Den Gemeinden laden wir wahrlich mit der Betonung des Bekenntnisses kein Gesetzesjoch auf. Wir wissen, daß die ewigen Wirklichkeiten des Christentums, mit innerster, erfahrungsmäßiger Überzeugung vertreten, daß das lautre, unverkürzte und unverkümmerte Evangelium, mit Geist und Kraft gepredigt, überall zündet und Anklang findet. Dahin soll es aber nicht kommen, daß der offene Zwiespalt der Lehre auf einer Kanzel, vor einer Jugendschar die Gewissen verwirre, die Seelen schädige, und daß es zuletzt überhaupt nichts Sicheres, nichts Festes, keine bleibende ewige Wahrheit für die öffentliche Verkündigung und Unterweisung mehr gibt. Helfen auch Sie, die weltlichen Herren Abgeordneten, mit, daß unsere Gemeinden mehr und mehr von dem klaren Bewußtsein erfüllt werden, was sie am lautren Evangelium, an lutherischem Bekenntnis und lutherischer Kirche haben. Wir wollen keinen blinden Autoritätsglauben, sondern selbstbewußtes, in Gottes Wort gegründetes, auf innerer Entscheidung und Erfahrung ruhendes Christentum. Am kirchlichen Glauben wollen wir festhalten, das kirchliche Leben wollen wir fördern. Kirchliches Leben — ein großes Wort; was ist damit nicht alles gesagt? Von engstem Kreise ist das Leben der Kirche einst unter dem Wehen des Geistes von oben ausgegangen und hat von da Familie, Staat, Gesellschaft, öffentliches Leben mehr und mehr mit seinen segnenden Einflüssen erfüllt. Das Christentum hat sauerteigartig gewirkt, es hat dies gethan als Kirche. Wohl legt das Christentum allen Wert auf die einzelne Persönlichkeit: wer an mich glaubt, sagt der Erlöser, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen. Aus der Tiefe der vom Geiste Gottes erfüllten Persönlichkeit quellen die höchsten Lebenswirkungen; und doch soll diese Persönlichkeit keine iso-

lierte, keine auf sich selbst gestellte sein, sie soll in der Gemeinschaft wurzeln, durch die Gemeinschaft hindurchgehen, mit der Gemeinschaft und für sie arbeiten. Diese Gemeinschaft heißt Kirche. Das kirchliche Leben ist gottesdienstliche Gemeinschaft, eine Gemeinschaft des Glaubens und Bekenntnisses, die durch Wort und Sakrament sich fortsetzt und stetig erneuert; aber auch eine Gemeinschaft sittlicher Arbeit, eine Gemeinschaft, die durch ihre sittlichen Lebenskräfte, vor allem die in ihrem Glauben wurzelnden Liebeskräfte bestimmend, fördernd, anregend, befruchtend auf ihre eigenen Glieder und dadurch auch auf die übrigen Organismen, das gesamte sociale Leben wirken kann und wirken soll. Von da aus ergibt sich auch ein Zusammenwirken von Kirche, Schule und Staat trotz all ihrer, namentlich des letzteren, Eigenart und Selbständigkeit. Eine weltbeherrschende Macht, eine über die natürlichen Lebensgebiete durch Gesetz und Ordnung äußerlich gebietende Stellung nimmt die Kirche in unseren Tagen nicht mehr ein; sie ist hiezu auch nicht berufen. Am allerwenigsten nimmt die evangelische Kirche eine solche Stellung in Anspruch. Je mehr aber unsere lutherische Kirche ihre gesunden Lebensprinzipien in ihrem nächsten Kreise zur Geltung, ihre unerschöpflich reichen Lebenskräfte zur Entfaltung bringt, je mehr sie alle Wege und Mittel, die ihr geschichtlich und rechtlich gegeben sind, benützt, desto tiefergreifend wird von selbst ihr Einfluß sein. Je umfassender ihr Wirkungskreis, desto ernster ergeht an sie auch die Aufforderung, in die zentralen Kräfte ihres Lebens sich unabläſſig zu vertiefen und in dieselben immer neu einzuwurzeln. Der Weg unserer Kirche ist durchaus ein geistlicher, innerlicher; je mehr sie versteht in die Höhe und in die Tiefe zu steigen, desto mehr wird sie auch in die Weite und Breite dringen. In diesem Sinne sind wir alle berufen, kirchliches Leben zu fördern. Es ist nicht so leicht, wie überhaupt die große Geistesbewegung der Gegenwart, so insbesondere die

gegenwärtige Signatur kirchlichen Lebens richtig zu beurteilen. Niemand wird leugnen, daß das Leben unserer Kirche im großen und ganzen ein sehr bewegtes und inhaltsreiches ist, wenige werden nicht zugestehen, daß in diesem Jahrhundert nach vielen Seiten ein großer, auch kirchlicher Fortschritt stattgefunden hat. Schauen wir zurück auf den Anfang dieses, auf das Ende des vorigen Jahrhunderts, wie tief lag doch das Christentum darnieder, welch winterliche Erstarrung war über die Gefilde der Kirche gebreitet! Die Religion war in Moral aufgelöst, die Moral vielfach nur eine Nützlichkeitslehre; die Kirche war zu einem humanitären Verein, wenn nicht zu einem Polizeiinstitut herabgewürdigt. Die Aufklärung hatte ihr Zwielicht über alle Konfessionen ausgegossen. Kein Wunder, daß gerade die hochstrebendsten Geister in tiefer Geringschätzung von der Kirche sich abwandten, und manche ihr offen den Untergang nach einigen Jahrzehnten ankündeten. Auf diese Weissagung folgte aber das Gegenteil, eine innere Erhebung und Erneuerung, wie sie die Geschichte der Kirche nur selten erlebt hat. Nicht in romantischem Anflug, nicht in blinder Restauration wandte man sich dem alten Evangelium zu. Der lebendige Gott leitet die Weltgeschicke und verwendet sie für den Bau seines Reiches. Unter den gewaltigen Völkerbewegungen und Völkergerichten in der Wendezeit zweier Jahrhunderte erwachte die evangelische Christenheit zu neuem Leben und verjüngte sich durch die Kräfte der deutschen Reformation. Der Geist des Herrn hat dies gethan, der Geist, der aus der Wurzel des Alten immer zugleich auch Neues zu schaffen weiß. Der neue Lebensfrühling trug die Gestalt nicht bloß der Rückbildung, sondern auch lebendiger Fortbildung und Fortentwicklung. Mit neuen Zungen wurde das Evangelium verkündet und ein neues Feld wurde auch in der theologischen Wissenschaft gepflügt. Es gibt ja auch hier ein stufenweises Fortschreiten von Klarheit zu Klarheit, von Erkenntnis zu Erkenntnis, eine immer

neue Darstellung der einen Wahrheit nach dem Bedürfnis der Zeit und mit den Mitteln der Zeitbildung, ein Erfassen immer neuer Momente derselben. Großes ist in unserm Jahrhundert zur Verteidigung des Christentums überhaupt, zur Rechtfertigung des lutherischen Bekenntnisses insbesondere geschehen. Kirche und Theologie gingen aus einer gewissen Enge heraus und setzten sich in lebendigen Kontakt mit der großen Geistesbewegung auf natürlichem, sittlichem, sozialem Gebiete. Mit dem Wort, daß der Glaube in der Liebe thätig sein müsse, wurde größerer Ernst gemacht; die Werke der Barmherzigkeit nahmen einen Aufschwung, wie kaum je zuvor. Vor sechzig Jahren gab es noch keine einzige Diakonissin, jetzt wandern, darf man sagen, über den Erdkreis ihrer mehr denn 7000 als Zeuginnen von der Liebeskraft evangelischen Glaubens. Die innere Mission hat sich allenthalben bei uns eingebürgert und großen Segen gestiftet. Wir können in unserer nächsten Nähe schauen, was auf evangelischem Grund und Boden eine einzelne Persönlichkeit wie Löhe, dieser Heros der inneren Mission, vermag. Freilich können wir uns nicht gegen die Thatsache verschließen: wir leben in einer Zeit gewaltiger Emancipation. Viele Schranken sind gefallen, die sonst dem Christentum zu Schutz und Schirm aufgerichtet waren. Darüber wollen wir aber nicht klagen; äußeres Gesetz allein und zwingende Autorität sind sehr zweifelhafte Stützen des Christentums. Die größere Freiheit geistiger Bewegung, der Grundsatz der Toleranz mußte auch einer größeren inneren Selbständigkeit des Christentums dienen. Die ganze, auf ein Jahrhundert zurückgehende Entwicklung hat aber auch zu einer Loslösung von Gott und göttlichen Dingen geführt, wie sie noch nie dagewesen. Der offene Abfall von dem lebendigen Gott, der decidierte Unglaube und Religionshaß hat in manchen Schichten der Bevölkerung erschreckend zugenommen. Die Loslösung des Menschen von Gott ist aber zugleich die Auflösung der sittlichen Grundlagen

der Gesellschaft. Eine ethische Kultur ohne religiösen Kultus wird wenig zu stande bringen. Die sittliche und sociale Erneuerung kommt nur durch die religiöse Erneuerung, hat jüngst ein frommer Franzose mit Recht behauptet. Kein Wunder aber, daß bei dem Kultus des Atheismus und Materialismus ein Mammonsdienst in den letzten Jahren hervorgetreten, der an die Zeiten tiefsten Verfalls erinnern mußte, ein Sinn absoluter Diesseitigkeit, der nur nach Gewinn und Genuß giert, der keine Liebe, keine Barmherzigkeit kennt und den Nächsten nur ansieht als Mittel der Selbstbefriedigung, als Gegenstand der Ausbeutung, der in die alte Losung einstimmt: Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot. Gibt es keinen Glauben mehr an den heiligen Gott, so ist in dieser Welt nichts mehr heilig und unantastbar, keine Ehe und keine Familie, kein Thron und keine Obrigkeit, kein Gut und kein Besitz, keine göttliche und keine menschliche Ordnung. Der Geist, den ich eben beschrieben, dringt aber von den Höhen vermeinter Bildung in alle Niederungen des Volkes, kann auch in das entlegenste Dorf seinen Einzug halten. Wie groß, wie ernst, wie schwer ist die Aufgabe der Kirche in unseren Tagen! Ich rede nun aber trotz alledem nicht von einer Entchristlichung unseres Volks. Der Kern unseres Volks hält noch zur Kirche, wenn auch viele in einem recht losen Verhältnis zu ihr stehen. Sobald ich dies sage, hält man mir aber die tiefen sittlichen Schäden entgegen, an denen wir kranken, und die Predigt und Unterricht nicht auszurotten vermögen, die oft genug unter dem Deckmantel äußerer Kirchlichkeit grassieren. Ja, ich kenne diese Gebrechen, ich rufe aber gerade heute auf zum Kampf, zum ernsten, unablässigen Kampf gegen sie von der religiösen Grundlage, von stetiger Gewissensschärfung aus. Echtem Mannes- und Christenmut von allen Seiten, von geistlicher und weltlicher Seite, wird es gelingen, den Bann böser Traditionen, eingerosteter, das sittliche Leben untergrabender Irrtümer und

Mißbräuche zu brechen. Es ist ja doch schon in manchen Gegenden zu wirklicher Besserung auch in dieser Richtung gekommen, wohl im Zusammenhang mit einer Hebung des kirchlichen Lebens. Letzteres bekundet überhaupt trotz vereinzelter Rückgänge einen sehr erfreulichen Fortschritt im ganzen. Die Teilnahme an Wort und Sakrament hat sich nicht vermindert, sie ist vielfach gestiegen. Wir wollen die äußere Kirchlichkeit nicht über-, aber auch nicht unterschätzen, gute kirchliche und christliche Sitte ist nicht hoch genug anzuschlagen. Die äußere Sitte hat ihren letzten Ursprung in innerem Leben, und wenn dieses zeitweilig auch erstarrt ist, so kann es durch Mithilfe und treue Benützung jener wieder geweckt werden. Im Gegensatz zu einer weitverbreiteten traurigen Verödung von Kirchen und Altären preise ich die Gnade Gottes, die uns einen reichen Zusammenhang mit der kirchlichen Gemeinschaft und den kirchlichen Gnadenmitteln bewahrt hat. Mit Dank und Rührung gedenke ich des fleißigen Besuches unserer Sonntags-Christenlehren auch von Seiten der Erwachsenen in so vielen Gemeinden, der schönen Sitte des Aufbetens der Kinder in denselben, der vielfach sehr regen Teilnahme an den Wochengottesdiensten in Stadt und Land. Es gibt weite Kreise, in welchen keine einzige Seele sich von der Kirche ausschließt. In der Mehrzahl unserer Städte ist auch die Beteiligung der Männerwelt am gottesdienstlichen Leben eine sehr anerkennenswerte. Wenn ich weiter sehe, wie das Interesse an äußerer und innerer Mission, der Eifer in Befriedigung lokaler und allgemeiner kirchlicher Bedürfnisse stetig wächst, wie an freiwilligen Gaben in den letzten vier Jahren über eine Million Mark mehr eingegangen ist, als im Quadriennium zuvor, so ist das ein schönes Zeugnis für die Opferwilligkeit unserer Gemeinden. Sie thun Herzen und Hände auf, mögen wir sie an unsere heimischen Notstände oder kirchliche Lebensfragen und evangelische Interessen in Metz und Hamburg, in Paris und Jerusalem erinnern. Und sollen

wir Gott nicht danken, daß immer neue Gemeinden sich bilden und neue Gotteshäuser gegründet werden? Unser kirchliches Leben ist ein vielverzweigtes, unsere Aufgaben sind die mannigfaltigsten. Wie häufen sich namentlich die Anliegen und Anforderungen unserer vereinsamten Glaubensgenossen! Und gerade hier gilt es, mit unseren Glaubensschätzen in besonderer Treue und Hingebung zu wuchern. Manche Vorurteile können dadurch beseitigt, das Zusammenleben der beiden Konfessionen erleichtert, die Schärfe und Bitterkeit der konfessionellen Gegensätze gemildert werden. Unsere Leistung in- und außerhalb des Gotteshauses ist unsere beste Apologie. Ich habe wahrlich nicht die Absicht, Sie auf den Weg des Selbstruhms zu führen. Was wir Gutes haben, verdanken wir der göttlichen Gnade. In ihrem Lichte vor allem möchte ich die Geschichte unserer Landeskirche betrachten. Wie viel ist namentlich in früherer Zeit aber gerade gegen sie geredet und geschrieben worden! Wie viele Grabgesänge auf sie habe ich selbst gehört! So darf man wohl auch das Lob der Wahrheit vertreten; in diesem habe ich keine schlimmen Vorbilder. Auf der letzten Synode, die Harleß leitete, äußerte er: Gottes Gnade hat unsere Landeskirche im Vergleich mit anderen vor manchen Schäden und Leiden bewahrt; ein Thomasius meinte im Jahre 1870, trotz der Schäden, an denen unsere evangelische Kirche gleich den anderen Landeskirchen kranke, müsse man doch auch das Gute, die Vorzüge, deren wir uns erfreuen, dankbar und demütig anerkennen. Er hebt unter anderem hervor, daß in unserem Bayern sich der Unglaube nicht so laut und breit mache, wie in anderen Ländern, und daß es ein ehrendes Zeugnis für unsere Gemeinden sei, daß sie zur Generalsynode so viele weltliche Mitglieder stellen, die alle würdige Haltung beweisen. Ich sage aber solches alles nur, um den Eifer, den lebendigen, gottentstammten Eifer zu entzünden für Bewahrung und Vertiefung des Guten, das wir haben, für ein energisches Weiter-

bauen auf dem gelegten Grunde. Traurig, sehr traurig, wenn man von einer Kirche mit Recht sagen kann, sie bewege sich nicht vorwärts, sondern rückwärts. Das kirchliche Leben ist ein seliger Besitz, aber auch ein unablässiger Kampf, ein Kampf mit einer feindlichen Heeresmacht, die nicht zu zählen, die in und außer uns sich findet. Ich verstehe den lastenden Druck, unter dem oft treueste Geistliche liegen, den trüben Eindruck, dem mancher sich hingibt, als arbeite er vergeblich. Ich rufe solchen aber zu: Ihr aber seid getrost und thut eure Hände nicht ab, denn euer Werk hat seinen Lohn. Auch in trüben Tagen reifet die Frucht Das Böse tritt offen hervor, das Gute verbirgt sich. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben! Auch tief gesunkene Gemeinden können gehoben werden. Die Verzagtheit kann in Lässigkeit, in Bitterkeit, in Lieblosigkeit, in gesetzlichen, fleischlichen Eifer ausarten, der nichts Gutes stiftet. Erzwingen läßt sich auf geistlichem Gebiete nichts, am wenigsten das tiefere, innere Leben. Die geduldige Treue wird aber, wenn auch unter Demütigungen und schweren Erfahrungen, von Sieg zu Sieg geführt. In diesem Sinne möchte ich Sie alle bitten: treten Sie ein für unsere Kirche, einen gedeihlichen Fortgang ihres Lebens, eine gesunde allseitige Entwicklung derselben! Lassen Sie uns das kirchliche Leben fördern, lassen Sie uns die kirchliche Arbeit neu aufnehmen! Ich rede hier von den besonderen Mitteln und Wegen der Förderung. Zahllos sind die Mittel und Mittelchen, die uns angepriesen werden, den Nöten und Mängeln des kirchlichen Lebens zu begegnen. Eines ist gewiß, die größeren Städte vor allem erfordern mehr geistliche Kräfte, mehr Gotteshäuser, mehr Pfarrstellen. Gottlob! dürfen wir sagen, es ist auch bei uns in den letzten Jahren viel geschehen. Es sind binnen eines Dezenniums 35 geistliche Stellen überhaupt gegründet worden. Nicht genug kann ich in dieser Richtung das freundliche Entgegenkommen der hohen Staatsregierung rühmen. Vieles muß

jedoch von der Zukunft noch erwartet werden. Es muß aber auch nach innen mit vereinten Kräften gearbeitet werden. Das Gemeinschaftsleben muß gepflegt und in die Arbeit hereingezogen werden. Man ruft nach neuen Organisationen; ich sage aber, laßt uns doch vorerst die gegebenen treu und eifrig benützen! Wird der Kirchenvorstand überall nach Gebühr gewürdigt? Zersplittert sich nicht oft das christliche Leben? In jeder, zumal größeren Gemeinde kann ein Kern lebendiger Glieder sich bilden, der zur Mitarbeit willig und geschickt ist. Eine durch äußere Einrichtungen in gesetzlicher Weise herbeigeführte Scheidung zwischen selbstthätigen und mehr passiven Gliedern der Gemeinde ist undurchführbar und würde zu noch größeren Übelständen führen. Ganz richtig hat der ehrwürdige Thomasius schon vom seelsorgerischen Standpunkt aus gesagt: „Es gibt kein verkehrteres Beginnen, als wenn Pastoren ihre Gemeinden in zwei Hälften scheiden, in eine große Rotte von Unbekehrten und in eine kleine Heerde von Frommen und Gläubigen." Es ist damit nicht gesagt, daß das Bedürfnis, letztere zu einen in christlicher Gemeinschaft, sie besonders zu fördern oder zur Selbstförderung anzuleiten, nicht oft genug gegeben sei. Aber die kleineren Kreise sollen nie vergessen, daß sie ein Salz für das Ganze sein sollen, und daß das Christentum nicht Selbstgenuß und Selbstbefriedigung ist, sondern Arbeit, unausgesetzte Arbeit an sich selbst und andern in Glaube und Liebe. Unsere Zeit ist voll neuer Pläne und Vorschläge, voll unruhiger Betriebsamkeit, es thut wohl not, an die Pflicht der Nüchternheit und der Einfalt im Gebrauch der für alle Zeit gottgegebenen Mittel aller geistlichen Arbeit zu erinnern. Das Wort, das Wort allein thut's, hat Luther unzähligemal gesagt, das Wort in der Predigt, im Jugendunterricht, in der Seelsorge. Hier ist alles so einfach und doch zugleich so unermeßlich reich, anscheinend so gering und zugleich alles natürliche Geistesvermögen und den Zufluß höherer Kräfte in Anspruch neh-

mend. Die Predigt hat in unseren Tagen keine geringere, sondern eine weit höhere Bedeutung als sonst; die Predigt ist das Leichteste und das Schwerste zugleich. „Wir müssen volkstümlich predigen, daß es auch der kleine Mann verstehen kann; gläubig predigen, daß wir den Menschen das reine Evangelium bringen; erwecklich predigen, daß die Gewissen wach werden; feurig predigen, daß Funken in die Gemeinde fliegen; erbaulich predigen, daß die Seelen nicht bloß flüchtig angerührt, sondern als lebendige Bausteine in den Tempel Gottes eingefügt werden", hat einer mit Recht gesagt. Für den Jugendunterricht haben wir gerade in Bayern das weiteste Feld; alle Schulen, alle Anstalten — es werden ihrer immer neue gegründet — stehen uns offen. Wir achten und rühmen die gewissenhafte Mitarbeit der Lehrer, es ist aber von großem Wert, daß bei uns auch in den Elementarschulen überall ein pfarrlicher Religionsunterricht sich findet. Wie viel gehört jedoch dazu, schon den Unmündigen Geschichte und Lehre in rechter Weise nahe zu bringen, so daß bleibende Frucht geschaffen wird; wie viel gehört dazu, mitten unter der kritischen Zersetzung und zweifelsüchtigen Richtung unserer Tage die Jugend an den höheren Schulen für die höchste Wahrheit zu erwärmen und zu begeistern! Wer wollte leugnen, daß hier nicht noch viel mehr geschehen könnte, als geschehen ist? Und die Seelsorge — nie war sie notwendiger, als in unseren Tagen. Macht ihr Bahn, freie Bahn, in den großen Städten zumal, räumt die Hindernisse aus dem Weg, die ihr entgegenstehen! Ihr redet von Gefahren zur Rechten und zur Linken, von denen unsere Gemeinden bedroht sind; die größte Gefahr ist aber die Gefahr der Verwahrlosung, des Versäumnisses von unserer eigenen Seite. Die innere Mission ist nur erweiterte Seelsorge, von der Liebe zur Kirche wie zu Volk und Vaterland gleicherweise gefordert. Viele und edle Kräfte sind gegenwärtig auf diesem Gebiete in unserer Landeskirche thätig. Bei aller Selbständig-

keit ihrer Lebensbewegung wird auch das wünschenswerte innere Band mit der offiziellen Kirche und ihrem Wirken aufrecht erhalten. Vereine aller Art werden gegründet, Vereinssäle und Vereinshäuser werden als Sammelstätten christlicher Unternehmungen gebaut. Schwere Sorgen und Lasten sind allerdings mit diesen oft verknüpft; öffnen Sie Herzen genug und Hände zur Erleichterung derselben! Wer sollte sich nicht freuen, nicht das lebendigste Interesse nehmen an dem sichtlichen Aufschwung christlicher Liebesthätigkeit unter uns überhaupt! Wir freuen uns der Blüte des Diakonissenwesens, der beiden friedlich nebeneinander wirkenden Diakonissenanstalten. Jüngst wurde ein Diakonissenhaus gebaut, das zu den schönsten in ganz Deutschland gehört; der Tag der Einweihung war ein Freudentag für viele, ein Lichtpunkt unseres kirchlichen Lebens. Die Zeit, in der wir leben, ist in manchem Betracht für kirchliche Arbeit nicht ungünstig; aber auch alle Zeichen der Zeit drängen auf sie hin. Kennen wir den tiefen Ernst der Gegenwart? Unsere socialen Bildungen erinnern uns an die schwerste aller Fragen, die sociale. Unsere Zukunft hängt von deren Lösung ab. Welch ein Geist, gespenstisch schreckend auch die Sichern und Sorglosen, durchzieht gegenwärtig die christlichen Völker, eine Richtung, die sich immer mehr konzentrieren und organisieren will, die auf Umsturz aller Verhältnisse, auf Zerstörung des Bestehenden sinnt, deren Umsturzgedanken in ihren Hauptträgern in einem noch nicht dagewesenen Bunde mit vollendetster Irreligiosität stehen. Es hat Umwälzungen gegeben, welche in religiösen Gedanken und religiöser Zucht einen gewissen Halt suchten und fanden. Das neue Evangelium erstrebt gerade über dem Grabe von Religion und Christentum die Zertrümmerung des gegenwärtigen Gesellschaftsbaues. Die alten Götter schwinden, der Gott der Zukunft ist der Socialismus, ruft man an öffentlicher Stätte aus. Brandschriften werden in Menge unter das Volk zerstreut, deren eine etwa mit den Worten schließt:

„Wie sie den politischen und wirtschaftlichen Wahnglauben vernichtet, so hat die Socialdemokratie auch die Aufgabe, den religiösen Wahn zu zerstören.“ Aber tausende und aber tausende, die dieser Richtung sich anschließen, wollen mit Glaube und Religion nicht brechen. Und wer wollte leugnen, daß in dieser ganzen Bewegung nach ihrem Ausgang und ihrer Veranlassung nicht auch viel Wahrheit und Berechtigung liege? Je höher die Kultur steigt, je mächtiger das Weltleben sich entfaltet, desto höher steigen auch so manche Not- und Mißstände; die Kluft zwischen oben und unten, zwischen reich und arm erweitert sich, Elend mannigfachster Art ist der finstere Schatten eines hochentwickelten Kulturlebens. Was hat die Kirche all dem gegenüber für eine Aufgabe? Wir denken nicht an hochfliegende Besserungsvorschläge, nicht an wirtschaftliche Programme; aber wozu die ganze Lage der Kirche drängt, dazu drängt die charakteristischste Erscheinung unserer Tage noch ganz besonders: es ist nichts Neues, es ist aber etwas, was in den Herzen aller treuen Diener und Glieder der Kirche in erneuter Kraft einziehen soll, der Bund von lebendigem Glauben und thatkräftiger Liebe. Den triumphierenden Worten: uns gehört die Zukunft, soll die Siegeskraft eines Glaubens gegenübertreten, der aus Gottes Wort und allen Erfahrungen der Kirche immer neuen Mut schöpft, der sich nicht fürchtet und nicht erschrickt vor ihrem Trotzen, der das große Aber kennt: Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und jenes Dennoch: Dennoch bleibe ich stets an dir, der weiß und davon lebt, daß Gottes Ratschluß trotz allen Widerstands hinausgeführt wird. Das Wort soll nicht verklingen, daß Gottesglaube und Gottesfurcht der letzte Halt und Hort des Einzelnen wie ganzer Völker sind; jüngst hat ein Staatsmann in einem sehr freien Lande gesagt: Völker ohne Religion sind ruinierte Völker. Den echt christlichen, den echt evangelischen Glauben wollen wir unablässig verkünden, der uns alle vor dem Thron des heiligen Gottes und vor

dem Kreuze unsers Herrn gleich macht, gleich sündig und gleich schuldbeladen, der aber auch uns alle, den Höchstgestellten wie den Ärmsten und Niedrigsten, zu gleicher Ehre und gleicher Herrlichkeit erheben will. Dieses Glaubenszeugnis sei von Liebe beseelt, von Liebe zu unsern Gemeinden, vor allem den Bedrohten, von Liebe zu unserem Volk, dieser Glaube schaffe Liebe! Gestehen wir unsere Versäumnisse und Verschuldungen auch offen ein! Unser Glaube, unsere Erkenntnis hat sich doch oft auf recht abstrakten Höhen bewegt. Herunter zu dem Niedrigen und den Niedrigen in demütiger, dienender, helfender, rettender Liebe: diesen Mahnruf richtet die ganze Lage der Zeit an uns. Nicht umsonst wollen wir verhandelt haben über das Verhältnis der Kirche zur Armenpflege. Die Armen nannte man einst die Schätze der Kirche. Überall und jederzeit nehme sich der Geistliche der Armen, Kranken, Gedrückten, Notleidenden sonderlich an! Unter seinen Händen verwandle sich die Armenpflege auch stets in Seelenpflege! Das Armenhaus auf dem Land sei dem Geistlichen ein stets ins Auge gefaßtes Ziel liebender Fürsorge, seelsorgerischer Arbeit! Das Pfarrhaus sei ein Mittelpunkt christlicher Liebesthätigkeit! Der starke Bund von Glaube und Liebe kann eine hilfreiche sociale Macht, ein Rettungsanker für unser tief beunruhigtes, nicht bloß von guten, sondern auch von sehr schlimmen Geistern bearbeitetes Volk, eine Entwaffnung der Gegner, eine Bewahrung vor Verführung, eine Gewinnung verirrter Seelen werden! So stehe denn fest unser kirchlicher Glaube, reich enfalte sich unser kirchliches Leben, einhellig vollziehe sich, schreite fort von Erfolg zu Erfolg, von Sieg zu Sieg unsere kirchliche Arbeit! Damit schließe ich und befehle Sie alle dem Schutz und Schirm unseres Gottes. Gottes Gnade walte über Ihnen und unserer ganzen Kirche! Gottes Gnade und Segen möchte ich nicht minder herabflehen auf unsern ehrwürdigen Regenten, dessen landesväterliches Herz warm für unsere Kirche schlägt, auf

unsere hohe Obrigkeit, die mit Gerechtigkeit und Wohlwollen derselben zugethan ist. Der Abschied nach so bedeutender Arbeit und so engem Zusammenschluß hat immer etwas sehr Ernstes, auch Wehmütiges. Gerade so wie hier, treffen wir uns nicht wieder. Es war der letzte Abschied, den ich auf der Synode vor vier Jahren von manch teurem Freunde und edlen Gliede derselben nahm. Es kommt ein allerletzter Abschied für uns alle. Bei diesem hat ein treuer, begabter Zeuge unserer Kirche, der als kirchlicher Würdenträger in Norddeutschland vor einigen Jahren sein gesegnetes Leben schloß, das Wort gesprochen: Solus Christus, sola gratia, sola fides, d. h. Christus allein, die Gnade allein, der Glaube allein! In diesen Worten leuchtet der hehre Mittelpunkt unseres kirchlichen Bekenntnisses. Mit solchem Glauben läßt sich im Frieden leben, im Segen wirken in seliger Hoffnung sterben. Er sei auch unsere Losung! Wir scheiden. Vergessen Sie diese Generalsynode nicht! Gedenken Sie auch meiner in Liebe!

VIII.

Abordnungsrede über 1. Mose 12, 1,

gehalten in Neuendettelsau bei Entsendung der beiden Diakonissen Auguste Hensolt und Emma von Soden am 18. September 1895.*)

Der Freudenton, der soeben angestimmt wurde, im Herrn Geliebte, findet auch in meiner Brust einen vollen Widerhall. Der heutige Tag ist ein Freudentag für unsere lutherische Mission, ein Freuden- und Ehrentag für die hiesige Diakonissenanstalt. Von dem gesegneten Orte, in dem wir uns zusammengefunden haben, sind schon viele, Jünglinge und Jungfrauen, ausgezogen, nach allen Himmelsgegenden, Jünglinge bis nach dem fernsten Westen und Osten, das Werk des Herrn zu treiben, vereinzelt zogen auch Diakonissen aus, ihren Beruf in weitester Ferne auszuüben. Heute sollen nun aber zum erstenmal Dienerinnen der Barmherzigkeit abgeordnet werden zum Dienste unserer Mission, der lutherischen Mission im fernen Tamulenlande. Es soll auch bei uns ein Anfang gemacht werden in Verwendung weiblicher Kräfte zur hilfreichen Unterstützung und Ergänzung des eigentlichen Missionsamts. Auch in unserer Mission ist dies Bedürfnis längst anerkannt, reiflicher, vielseitiger Beratung folgte der gemeinsame

*) Der Rede Stählins ging eine Predigt des Rektors der Diakonissenanstalt Dr. Bezzel über Phil. 4, 4 voraus: „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermal sage ich: Freuet euch!"

ernste Beschluß; Neuendettelsau hat uns das Beste gegeben, die persönlichen Kräfte. Nun ist für euch, geliebte Schwestern, die entscheidende Stunde gekommen, da ihr feierlich abgeordnet werdet. Schon morgen tretet ihr die Wanderung an nach dem Ziel eurer Bestimmung. Der Segen des Herrn ziehe mit euch! Wir beten für euch, wir fordern alle, die hier zugegen sind, zu brünstiger Fürbitte für euch auf, und ich möchte euch noch ein besonderes Segenswort im Namen des Missionskollegiums in Leipzig mit auf den Weg geben. Ich hebe es heraus aus 1. Mose 12, 1; es lautet: „Ich will dich segnen und sollst ein Segen sein." So hat der Herr einst zu Abraham gesprochen, als er ihn zu Außerordentlichem berief und ausziehen hieß aus seinem Vaterland, seiner Freundschaft und seines Vaters Haus.

Gewiß, das eben vernommene Wort ist einzigartig; es enthält eine wunderbare Tiefe, einen seltenen Reichtum. Wir sind in demselben wie auf eine hohe Warte gestellt, von der wir die erlösenden Wege Gottes überblicken, es thut sich uns in ihm eine erhabene Fernsicht nach der andern auf, wir sehen die Segensverheißung sich verbreiten über Zeiten und Räume, und im Hintergrunde steigt die heilige, die himmlische Gestalt des rechten Erben und rechten Erfüllers der Verheißung, des rechten Segensherrn und ewigen Segensspenders auf, das Bild dessen, der alle Fluchesmächte dieser Welt getragen, sie überwunden und an ihre Stelle göttliche, ewige Segensmächte gesetzt hat. Der Segen göttlicher Verheißung begleitet Abraham, begleitet Abrahams Geschlecht, das Volk der Wahl, das von ihm stammt. Die Segensverheißung nimmt im Fortgang der Geschichte immer neue Gestalten an, die alle vorwärts, auf ein unverrückbares Ziel hinschauen. Bisweilen scheint die Kette göttlicher Verheißung zu brechen, es scheint überhaupt aus zu sein mit Gnade und Segen; aber die Hand der ewigen Liebe zieht unter allem Gewirre von Sünde, Unheil und Gericht auf viel verschlungenen Wegen

ihre geraden Linien von dem Tag der Berufung und Segnung Abrahams bis zu dem Tage, den Abraham zu sehen froh ward, da der rechte Abrahamssame erschienen, der den Segen eines ewigen Heiles und einer ewigen Erlösung über alle Geschlechter der Menschen heraufführen sollte, heraufgeführt hat, unser Herr Jesus Christus, gepriesen jetzt und in Ewigkeit. Er, unser Herr und Heiland, gehört Abrahams Geschlecht, dem Menschengeschlechte an, ist mit uns verbrüdert und verschwistert und trägt in sich zugleich die ganze göttliche Segens-, Lebens- und Wesensfülle. In ihm, dem ewigen Gottessohne und heiligen Menschensohne, hat das Wort: „Ich will dich segnen und sollst ein Segen sein" einen wunderbaren Abschluß gefunden, in ihm gewinnt es zugleich eine neue Geschichte und kommt zu neuer, tausendfacher Entfaltung. Christus ist der ewige Inhaber des überschwenglichen, in seinem Erlösungswerke beschlossenen Segens, von ihm gehen nun die Segenskräfte auf alle einzelnen, die sich ihm ergeben, und durch ihren Dienst wieder auf andere aus: Er ist die ewig strömende Heils- und Segensquelle, aus ihr sollen, können wir alle schöpfen, und wer aus dieser Quelle getrunken, von dem sollen, von dem können nach Christi eigener Verheißung wieder Ströme lebendigen Wassers fließen (Joh. 7, 38). Der erhöhte und verklärte Christus hat seine Kirche gegründet, sein Wort, sein Sakrament gegeben, seinen Geist ausgegossen und will nun durch den Dienst dieser Kirche in der Kraft seines Geistes, nicht bloß durch die berufenen Träger des Amtes, das die Versöhnung predigt, sondern durch alle lebendigen Glieder auf den verschiedensten Wegen eines allgemeinen und besondern Christenberufs und doch in Einheit mit dem Ganzen seine Segensgaben fortleiten. Er, er will alles thun; was haben wir alle, das wir nicht empfangen hätten (1. Kor. 4, 7)? wir sind seine Gefäße, seine Werkzeuge, aber keine toten, sondern lebendige Werkzeuge, wir sind gewürdigt, seine Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen zu sein auf einem großen,

großen Arbeitsfeld. Es ist ein göttlicher Segen, den wir empfangen, eine göttliche Gnade, die uns tröstet, ein göttliches Heil, das uns beseligt, ein göttliches Leben, das uns durchdringt; die eine Segensgabe nimmt aber doch in ihrer Erscheinung wieder eine verschiedene Gestalt an, spiegelt sich in den Verschiedenen verschieden, Gnade und Natur, Gnadengabe und Naturgabe sollen sich allenthalben harmonisch durchdringen zum Dienste des Herrn und seines Reiches. In diesem Reiche findet sich Einheit und Mannigfaltigkeit zugleich. Aller Segensempfang soll aber zu weiterer Segensentfaltung in verschiedenem Dienst und verschiedener Arbeit werden.

Das Wort: „Ich will dich segnen und sollst ein Segen sein" gilt nun auch euch, geliebte Schwestern; der Herr hat euch bereits gesegnet, ihr seid längst zu ihm gekommen, ihr habt seinen Frieden, seine Vergebung geschmeckt, ihr denkt in diesen entscheidenden Stunden über all seine Segensführungen mit euch von Kindesbeinen an nach, ihr faßt heute alle seine Gnadenzüge zusammen, ihr gelobt ihm heute neue Treue, ihr legt alles, was ihr seid und habt, zu seinen Füßen und empfangt es von ihm geläutert, geweiht, gesegnet zurück, zu seinem Dienst, zum Dienst der Brüder und Schwestern. Von dem Herrn gesegnet, könnt und sollt ihr auch ein Segen für andere werden, ein Segen für unsere Mission, für Christen und Heiden draußen, ein Segen für die Heimat, denn was der Herr euch gelingen läßt, kommt auch uns in der Heimat zu gute und wird neuen Eifer, neue Liebe, neue Freudigkeit des Wirkens und Schaffens, auch hier in Neuendettelsau, erwecken. Im Reiche unseres Herrn findet ein fortwährendes Geben und Mitteilen, Empfangen und Hinnehmen, ein fortwährendes Wiedergeben statt. Das liegt in der Natur christlichen Lebens und christlicher Arbeit, darauf ruht die innere Lebensgeschichte der christlichen Kirche: auch ihre leuchtendsten Sterne haben sich ihr Licht und ihre Klarheit von der einen ewigen Heils- und Gnadensonne geholt, haben aber durch

den Dienst anderer ihre Strahlen in sich aufgenommen. Der Unterschied zwischen klein und groß wird im Reich Gottes nicht aufgehoben, wohl, auch der Kleinste im Himmelreich ist wertgeachtet, der Herr weiß sich aber nach der freien Wahl seiner Gnade seine besondern Leute zu erküren, zu denen er sonderlich spricht: „Ich will dich segnen und sollst ein Segen sein", die er zu sonderlichen Segensträgern und Segensvermittlern für andre macht. An solchen Leuten hat es auch in diesem zu Ende gehenden Jahrhundert nicht gefehlt, das ja nicht bloß ein Jahrhundert des Abfalls und Unglaubens, sondern auch der Entfaltung großer göttlicher Segenskräfte ist: in ihm blühte Diakonie und innere Mission fröhlich auf, in ihm nahm die äußere Mission den gewaltigsten Aufschwung. Wie könnte ich nun heute an dieser Stätte im Zusammenhang der von Gottes Wort mir gereichten Gedanken und der von mir zu vollziehenden feierlichen Handlung des Mannes vergessen, der hier eine große, lange, reiche Segenszeit verbracht, den der Herr mit außerordentlichen natürlichen und geistlichen Gaben in wunderbarer Harmonie geschmückt hat, der ein Gesegneter des Herrn vor andern war und vielen, unzähligen zum Segen geworden ist, des treuen Gottesmannes Löhe?

Ich stehe hier nicht in amtlicher Eigenschaft, um so freier und ungezwungener darf ich mich auch im Worte bewegen, auch das mehr Persönliche gewinnt heute sein Recht. Welche Erinnerungen, welche Empfindungen tauchen heute in mir auf! Vor mehr als 54 Jahren wanderte mit noch zweien, die nicht mehr unter den Lebenden sind, ein Jüngling hieher, um den gewaltigen Mann, der hier als einfacher Landpfarrer wirkte, predigen zu hören. Der Jüngling wollte sich dem Dienst der Kirche weihen, er wurde Vikar, Pfarrer und unter Gottes Führen und Leiten noch anderes. Wie manches Mal hat er nach dem ersten Besuch noch seine Schritte nach Neuendettelsau gelenkt und unauslöschliche Eindrücke erhalten! Damals, als er Löhe über den guten Hirten predigen hörte,

war Neuendettelsau noch ein einsamer, nur von wenigen beachteter Ort. Wie hat nun aber der Ort sich großartig geistlich ausgewachsen zu einer Stadt auf dem Berge! Der Jüngling, den ich meine, ist unterdessen zum Greise geworden, nachdem auch er so manchen Segen durch das, was er hier gehört und geschaut, durch die kirchliche Bewegung, die von hier ausgegangen, empfangen und die Segensentwicklung Neuendettelsaus in lebendiger Teilnahme verfolgt hat. Er steht heute vor euch, um das Segenswort zu sprechen über zwei Töchter Neuendettelsaus für ihre Wanderung ins ferne Heidenland. Gott segne sie, Gott segne Neuendettelsau, Gott segne die Landeskirche, aus welcher Löhe hervorgegangen, für welche er in erster Linie gewirkt, deren Gedeihen und gesunder Entwicklung auf dem Grunde des lutherischen Bekenntnisses auch meine Arbeit seit lange gilt, für welche die Anstalten hier ein Schmuck und eine Zierde sind. „Ich will dich segnen, und sollst ein Segen sein." Wollen wir dies Wort nicht auch auf uns in unserem gegenseitigen Verhältnis anwenden? Wir wollen und sollen einander zum Segen dienen. Die geistlichen Segenskräfte sind vom Herrn verschieden verteilt, sie fließen auch in verschiedenen Rinnsalen, sie werden im richtigen Laufe erhalten und zum rechten Ziele hingeleitet, wenn wir verbunden sind in einem Glauben, in einem Bekenntnis, dem Bekenntnis zu den großen Thaten unseres Gottes, geschehen zu unserem Heile, ohne welche es auch keine kirchengeschichtlichen Segensthaten gäbe, in einer hierinnen wurzelnden wahren Geisteseinheit, wenn wir einander zugethan sind in aufrichtigem Friedensstreben, in gegenseitiger williger Anerkennung und Handreichung.

Doch wollen wir das Persönliche vor dem Sachlichen zurücktreten lassen. Löhe ist auch nicht bloß einzelnen, nicht bloß gesonderten Kreisen, nicht bloß einer Landeskirche, er ist der Kirche im ganzen und großen zum Segen geworden. Durch ihn ist Neuendettelsau ein Segensquell geworden, von

dem die Ströme, wie man mit Recht sagte, auf zwei Weltteile ausgingen. Zu diesen beiden ist bereits ein dritter getreten, und soll nun ein vierter hinzukommen. Ihr, liebe Schwestern, seid berufen, etwas von diesem Segensborn nach dem fernen Ostindien überzuleiten. Der Segen Löhes, der Segen Neuendettelsaus soll durch euch ein Segen unserer ostindischen Mission werden. Ich weiß, ihr sprecht: Wir sind eine kleine Kraft, ihr denkt, wie es Christen geziemt, klein, gering, demütig von euch. Aber den Demütigen gibt Gott Gnade und Segen. Segen Gottes, Segen der Menschen begleitet, erwartet euch. Betend und segnend entläßt euch die Heimat, denken wir an Neuendettelsau, denken wir an Leipzig. Ihr tretet ein in ein altehrwürdiges Missionsgebiet, seit bald zwei Jahrhunderten von treuen Knechten bearbeitet, die Segensspuren von Gottesmännern wie Ziegenbalg, Schwartz und andern aufweisend. Ihr steht auf demselben Segensgrunde, auf welchem unsere Mission steht, auf dem Grunde des lautern Evangeliums, des guten Bekenntnisses unserer evangelisch-lutherischen Kirche. Ein anderer als der bisherige, aber doch kein fremder Beruf erwartet euch. Aus dem Brunnen des göttlichen Wortes habt ihr euch Kräfte barmherziger Liebe geholt und mit denselben treulich gewuchert; die Mission selbst will nichts anderes sein als immer neue Übung barmherziger Liebe an den Fernsten und Verlorensten, aus Jesu erbarmungsvollem Herzen geboren, sich bezeugend in Wort und That. Hier auf dieser gesegneten Höhe ist seit lange der König der Barmherzigkeit hochgepriesen worden, und sollte in seinem Namen das Doppelwerk der Mission und Diakonie getrieben werden. Nun reichen diese beiden in euch beiden sich die Hand zu schwesterlichem Bunde, und wir segnen diesen Bund in dieser Stunde ein; der Herr möge sein Ja und Amen sprechen zu unserm segnenden Worte! Wohl, euer Gang ist ein Abrahams-Gang: ihr verlaßt Freundschaft und Vaterland, ihr verlaßt das Haus, das euch in mütterlicher

Liebe zugethan war. Ohne den Schmerz der Scheidung geht es nicht ab, der Schmerz der Scheidung wird aber überwogen von unserer Freude, euch in der Kraft des Herrn und seiner Liebe ziehen sehen, von eurer Freude, dem Herrn auf neuem Felde, seines Rufes und seines Segens gewiß, dienen zu dürfen. Man sagt, es gibt in der Gegenwart keine Entfernungen mehr. Im Reiche Gottes sind die Entfernungen noch in anderem Sinne, sie sind durch wahre Glaubens-, Liebes-, Gebetsgemeinschaft aufgehoben. In unsere Abschiedsgrüße mischen sich schon jetzt die dankbaren Segenswünsche und Segensgrüße aus weiter Ferne. Möge ihnen folgen ein für beide Teile gesegneter Willkommengruß auf Ostindiens Boden!

Ihr geht einem schönen Berufe entgegen. Ihr seid nicht bestimmt für den eigentlichen Missionsberuf, ihr kennt die Schranke, welche Gottes Wort weiblicher Wirksamkeit auch auf geistlichem Gebiet auferlegt; die Versuchung ist euch ferne, diese Schranke zu überschreiten. Der Lehrberuf ist euer nächster Beruf. Ihr sollt unterrichten, erziehen — was liegt nicht in diesen Worten! Sie fassen den ganzen Menschen ins Auge nach seiner natürlichen und geistlichen Anlage, seiner geistlichen und ewigen Aufgabe, sie fordern auch den ganzen Menschen, sie fordern von euch neben Kenntnis und Fertigkeit auch seelsorgerliche Hingebung und christlich mütterlichen Sinn. Unterrichten und erziehen ist uns etwas Selbstverständliches; von unserem christlichen, von unserem evangelischen Standpunkt aus wissen wir von einer Pflicht erziehlichen Unterrichts für alle, von einem Rechte jedes einzelnen an denselben: der Wert, den das Evangelium jeder einzelnen Menschenseele leiht, spiegelt sich in dieser allgemeinen Pflicht und diesem allgemeinen Recht. Der Heide kennt den unendlichen Wert der Menschenseele nicht und weiß deshalb auch nichts von einer allgemeinen Pflicht, diese Seele auszubilden, noch weniger davon, sie zum wahrhaft Guten, zu neuem Wesen und Leben

umzubilden, sie in Gottes Bild einzubilden. Wie ist auch bei dem alten Kulturvolk der Indier vor allem das weibliche Geschlecht zur Unbildung verurteilt, wie liegt es überhaupt unter entsetzlicher Knechtschaft und widernatürlichem Druck! Tausendjähriger Abfall von dem lebendigen Gott, tausendfacher Aberglaube hält das Leben auch zivilisierter Heiden unter dem Banne unheimlicher, finsterer Fluchesmächte gefangen. Diesen finstern Mächten tritt die Segensmacht des Evangeliums entgegen. Mit diesen Segensmächten und für sie arbeitet auch ihr, wenn auch in stiller, verborgener Wirksamkeit. Ihr zeigt den jungen Seelen die Bilder und Thaten göttlicher Liebe, ihr tränkt sie mit der Milch des Evangeliums, ihr zeigt ihnen die von Gnade und Wahrheit leuchtende Jesusgestalt. Die Keime des Guten, die ihr aus treuer Säearbeit sich entfalten, die Früchte, die ihr an euren Pfleglingen reifen seht, können sich von der Schule verzweigen in Haus und Familie, können die Herzen der Mütter, der Väter öffnen, ihr könnt unter Gottes Segen etwas erfahren von dem Jo s-dienst der Bekehrung der Herzen der Väter zu den Kindern (Luk. 1, 17). Die Schule ist eine große Gehilfin der Mission; Schule und Mission, Schule und Haus, Familie und sociales Leben in ihrer engen Verschlungenheit, Hebung der Frau, mütterlicher, mütterlich segnender Einfluß auf die untersten Grundlagen aller echten, wahrhaft christlichen Kultur — welche Zusammenhänge ergeben sich uns, welche Aussicht eröffnet sich uns! Wir wollen von unserer Arbeit, von eurer Arbeit recht nüchtern, recht bescheiden denken. Man darf aber im Kleinen das Große sehen; aus der Treue im Kleinen und Kleinsten erwächst das Große.

Ein leichtes Werk ist es nicht, geliebte Schwestern, für welches ihr mitwirken sollt. In dem Worte Mission liegt ein unendlicher Zauber, eine Fülle der höchsten, umfassendsten Gedanken, es erhebt sich aber auch ein Berg von Schwierigkeiten, von Hindernissen, Widerständen aller Art, wenn der

Inhalt dieses Wortes in die rauhe Wirklichkeit eingeführt werden soll. Kühne Phantasien, ausschweifende Hoffnungen, ein leicht auffliegendes Feuer der Begeisterung thun es hier nicht, wohl aber das stille, demütige, unentwegte Vertrauen zu der Gnaden- und Segensmacht des Herrn. Missionswege sind Abrahamswege, sind Glaubenswege. Auch für euch, geliebte Schwestern, ist dies gesagt. Mögen die Missionspfade oft noch so dunkel und verschlungen sein, eines soll uns, soll auch euch im Glauben feststehen: Gott will es, daß sein Evangelium auf dem weiten Erdenrunde gepredigt, daß seine Herrlichkeit allenthalben offenbar werde; der Geist Gottes will nicht müde werden, den Sohn Gottes auf Erden zu verklären (Joh. 16, 14). Abraham sollte einst die Sterne am Himmel schauen und das Wort hören: also soll dein Same sein (1. Mose 15, 5), er glaubte, und der Glaube machte seinen Gang zu einem Segensgang. Wir dürfen dies Wort geistlich deuten und anwenden auf die wachsende, stetig sich m[illegible]nde Gemeinde der Gläubigen, die aus Abrahams Geschlecht hervorging und in den Fußtapfen des Glaubens Abrahams wandelt. Als vor etwa einem Jahrhundert das Missionswerk neu aufgenommen wurde, wie unendlich schwer waren die ersten Anfänge, der Glaube fand aber seinen Lohn. Seelen wurden gewonnen, die Sammlung ging fort, aus allen Völkern, Geschlechtern und Zungen, und die Gesammelten, die wahrhaft Gewonnenen leuchten wie das Himmelsheer herein in die Nacht dieser Welt, die Finsternisse des Heidentums. Es gibt immer wieder neue Anfänge auf dem Missionsgebiet; vor solch einem neuen Anfang stehen wir auch jetzt, im Glauben soll er geschehen. Ihr seid, liebe Schwestern, allewege berufen, die Mission zu fördern, ihr könnt es auch durch euren Missionsglauben, euer Missionsgebet. In schweren Stunden unter das Kreuz geführt, waren die Frauen oft stärker als die Männer.

Die Missionsarbeit ist ja eine schwere, aber auch große,

schöne, verheißungsvolle, des göttlichen Segens gewisse Arbeit. Freuen wir uns der Arbeit unserer lutherischen Kirche auf dem Gebiete der Mission, wir dürfen sagen in allen Weltteilen! Wir können aber den Seufzer nicht unterdrücken: wäre doch noch mehr Friede, mehr Einigkeit unter uns, wäre doch des Reißens und Spaltens weniger! Wie, möchten wir fragen, ist unser herrliches Bekenntnis, das Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche mit seiner Tiefe, Wahrheit und Klarheit, seiner rechten Enge und rechten Weite zugleich nicht ein tief innerlich einigendes Band? Soll der Christus, den es verkündet, in seiner gottmenschlichen Majestät, in der Vollgenugsamkeit seiner Gnade und seines Verdienstes, der Christus am Kreuz und auf seinem ewigen Gottesthron, der auch allmächtig gegenwärtig ist auf dieser sündenvollen Erde in seinem Geist, seinem Wort und Sakrament, nicht unser Friede, unser stets neues Friedensband sein? Er ist euer Friede, geliebte Schwestern, eure Wege waren stets Friedenswege, sie werden es auch weiterhin sein. Der rechte Friedensweg ist aber immer ein Opferweg und als solcher der rechte Segensweg. Ihr opfert euch eurem Herrn, ihr opfert euch euren Schwestern und Brüdern. Das Opfer des Herrn ist die Kraft unseres Selbstopfers. Dieses Selbstopfer hat immer viel zu verleugnen, abzuthun, in den Tod zu geben im Denken und Thun, im Wissen und Wähnen — wenn wahrer Friede, wenn dauernde, tief innerliche Christengemeinschaft bleiben soll. Ich darf vielleicht aber auch sagen, der Opfersinn, das Opferleben liegt dem weiblichen Gemüt, in das Jesus eingezogen, noch näher als dem männlichen. Ermüdet nicht in solchem Opferleben, seid stark, liebe Schwestern, in der Demut, in der Geduld, in einem linden, gelassenen, das Gegensätzliche ausgleichenden, friedfertigen, die Herzen einigenden, zusammenhaltenden Sinne! Laßt euer ernstes Werk stets betaut sein vom Samariteröl barmherziger Liebe, laßt den Geist fröhlichen, willigen Dienens stets verschlungen sein auch mit dem,

was klein, arm, gering, dürr und prosaisch, widrig und dornenvoll in eurem Berufe erscheint! Je mehr ihr an euch selbst arbeitet, desto mehr arbeitet ihr auch an anderen, desto mehr werdet ihr ein Segen für sie. Die christliche Persönlichkeit überhaupt in ihrer Echtheit und Wahrheit, in ihrem Durchgeistetsein von Gottes Geist, in ihrem Durchleuchtetsein von Christi Sinn und Kraft, in ihrem nie rastenden Heiligungsdrang, in ihrem immer völligeren Ewigkeitsgepräge ist eine vielvermögende Predigt in der Heimat, sie ist auch eine mächtige Missionspredigt draußen. Gerade von der Frau sagt der Apostel, daß sie auch ohne Wort durch ihren Wandel gewinnen könne für das Heil in Christo (1. Petr. 3, 1).

So ziehet denn hin im Frieden des Herrn! Der Herr erfülle an euch zwiefach das Wort: „Ich will dich segnen und sollst ein Segen sein."

Er erfülle dies Wort aber auch fort und fort an denen, die hier arbeiten im Werke des Herrn! Er segne fürder die verschiedenen Anstalten an diesem Orte! Er segne die Diakonissenanstalt, das Mutterhaus mit seiner Leitung und seinen Zweiganstalten! Er segne und mehre ihre Glieder! O daß nicht länger über bittern Mangel an Dienerinnen der Barmherzigkeit geklagt werden müßte! O daß das Feuer der Liebe Christi in recht vielen Herzen brennend würde und zum Dienst der Barmherzigkeit entzündete! Er erfülle das Wort an uns allen! Unendlich groß und vielgestaltig ist die Arbeit auf kirchlichem Gebiet; wie gering erscheint oft die Kraft des Einzelnen im Vergleich mit der Höhe und Größe kirchlicher Aufgaben und kirchlicher Ziele. Aber einen kleinen Beitrag zur Lösung der großen Aufgabe soll jeder von uns, liebe Brüder und Schwestern, leisten; der Herr ist immer bereit, zu segnen; seien wir auch willig, seinen Segen zu empfangen, sein Segenswerk fortzuführen! Jeder wahre Christ ist ein Gesegneter des Herrn und soll von ihm ein Segen auf andere, und damit auf das Ganze des göttlichen Reiches ausgehen.

Wir alle sind Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen für dieses Reich. Gedenket nun auch der ausziehenden Schwestern, dieser Erstlingsgabe an unsere Mission, für die wir dem teuren Mutterhaus und seiner Leitung tief dankbar sind. Sorget durch Gebet und Handreichung, daß das Werk wohlgelinge und sich fröhlichen weitern Wachstums erfreue! Mögen Diakonie und Mission sich ferner die Hand reichen! Stehen wir allesamt aufrecht in Glaube und Hoffnung, obwohl der Boden unter unsern Füßen bei dem unheimlichen Weltgetriebe und Weltgewirre oft wanken will! Der feste Grund Gottes bleibt stehen. Möge es durch viel Kampf und Weh, Trübsal und Mühsal, Zerbrechung und Erschütterung hindurchgehen — endlich wird doch unser großes Verheißungswort sich erfüllen, endlich wird die ringende und kämpfende Gemeinde zum Siege geführt, endlich wird sie schaubar und greifbar ein Segen der Völker und Geschlechter werden, endlich wird der Abrahamssegen, das ewige Gottesheil erneuernd und verklärend ausströmen über Himmel und Erde. Amen.

